

Der Bunker



1. Kapitel

Es stank. Es stank sogar so stark, dass er sich die Hand vor die Nase halten musste. Günther fand, dass der ganze Bauernhof nach etwas Bestimmtem, etwas extrem Ekelhaftem stank. Er grübelte einen kurzen Moment darüber nach, was dieser Gestank sein könnte, doch dann wurde seine Aufmerksamkeit von diesem Gedanken fortgerissen. Durch das offene Tor der Scheune, die seitlich neben dem alten bäuerlichen Hauptgebäude stand, sah er den Grund, warum er und sein Kollege gerufen worden waren – eine Leiche, ein fast nackter Körper, der blutüberströmt auf dem dort aufgestapelten Heuballen lag. Fast nackt hieß, dass er nichts anhatte außer seinen schwarzen Lederstiefeln. Das jugendhafte Gesicht schien aus der Ferne keinerlei Emotionen auszudrücken, weder Schrecken noch eine andere Form der Gewalt, doch das musste es auch gar nicht, um Günther innerlich erbrechen zu lassen. Denn die Glatze und das eintätowierte Hakenkreuz auf dem Hals reichten ihm aus, um zu wissen, dass jedwede Ermittlung in diesem Fall keine leichte Sache werden würde – nicht bei Neonazis. Von der Seite trat sein Kollege Thomas neben ihn.

„Das wird eine ganz üble Geschichte!“, wisperte Thomas zu Günther, ohne einen Blick von der Scheune zu nehmen.

„Das wird mehr als nur eine üble Geschichte! Das wird die Hölle!“, stimmte Günther trocken seinem Kollegen zu und machte sich auf den Weg zur Scheune. Dabei behielt er die umliegenden Gebäude und einsehbaren Abschnitte rund um den Bauernhof im Auge, denn noch war nicht auszuschließen, dass es sich bei diesem Notruf um eine Falle handelte.

„Hallo?!“, schrie mit einem Mal ein Mann von der Seite, dort, wo das Bauernhaus stand und einen seitlichen Eingang besaß.

„Haben Sie uns gerufen?“, fragte Thomas in die Richtung des Mannes, der aus dem Haus gestürzt kam, sodass der Polizist seine Hand an das Holster fahnen ließ.

„Ihr habt euch aber auch Zeit gelassen! Wir haben Lars eben gefunden und dann sofort die Bullerei angerufen!“, sagte der Herbeistürmende, der zwar keine Glatze hatte, dafür aber die markanten Springerstiefel trug und in seiner großen, hageren Gestalt trotz seiner Schlaksigkeit bedrohlich wirkte.

„Wir...“, wollte Thomas einwenden, doch er wurde von Günther gebremst, der wusste, dass es in diesem Fall auf eine Beleidigung mehr oder weniger nicht ankommen würde. Ganz im Gegenteil!

„Geh bitte prüfen, ob er tatsächlich tot ist! Und pass dabei auf, dass du nichts an Beweisen zerstörst!“, forderte Günther von seinem Kollegen, und obwohl er dessen Widerwillen ins Gesicht geschrieben sah, machte sich Thomas ohne Widerworte auf den Weg zur Scheune. Inzwischen hatte auch Günther seine Hand auf seinen Holster gelegt und den Druckknopf geöffnet.

„Dort stehen bleiben!“ forderte er den Herangestürmten auf, der auch sogleich stehenblieb. „Hat dieser Lars auch einen Nachnamen?“, fragte Günther beinahe tonlos, während sein Blick zwischen dem Lebenden und dem Toten hin- und herwanderte.

„Lars Hennstedt!“, kam es zurück, ohne dass Günther eine besondere Erregung oder Nervosität in der Stimme vernommen hätte.

„Und Sie heißen?“

„Frank Thomalla! Mit Doppel-L!“

„Gut!“, sagte Günther knapp und überlegte sich, wie er sein Gegenüber zum Reden bringen konnte, ohne dass er ihm alles aus der Nase ziehen musste. Doch da es durchaus wahrscheinlich war, dass dieser Thomalla etwas mit dem Tod des jungen Mannes zu tun hatte, wollte es Günther bei der Befragung nicht über das Knie brechen.

„Sie sagen, Sie haben Herrn Hennstedt eben gefunden und uns dann angerufen?!“

„Das ist korrekt! Das habe ich doch eben schon gesagt!“

„Dann ist es ja gut, wenn es korrekt ist!“, meinte Günther spitz und überlegte sich, wie er weiter bohren wollte. „Ich meine, es ist ein helllichter Tag! Wie kommt es, dass Sie den Toten erst weit nach Mittag entdecken? Er scheint schon länger dort zu liegen!“

„Wir haben die Scheune erst eben geöffnet! Die war den ganzen Morgen über zu!“, kam es patzig zurück.

„Aber da ist doch das Heu für die Tiere drin, oder nicht?“, wollte Günther wissen und ahnte, dass diese Frage bereits für Unmut sorgen könnte.

„Was wollen Sie damit sagen? Dass wir Lars umgebracht haben?“, kam es auch sogleich zurück.

„Bisher habe ich weder gesagt, dass er umgebracht wurde noch...“, versuchte Günther, diese Klippe zu umschiffen, doch er merkte, dass sich der andere gerade innerlich mit Aggressionen auflud. Inzwischen hatte Thomas sich recht ungeschickt dem Toten genähert, dessen Puls geprüft und gab Günther nun ein Zeichen, dass der Tote tatsächlich tot war.

„Wissen Sie, Sie scheiß Bulle! Ich hasse es, wenn man mit dem Finger auf mich zeigt und mir ins Gesicht sagt, dass ich ein Mörder bin!“

„Das hat mein Kollege bestimmt nicht...“, entgegnete Thomas, der sich von der Leiche zurückbewegt hatte, und auch wenn Günther ahnte, dass diese Worte das Fass zum Überlaufen brachten, konnte er nichts dagegen unternehmen, als Thomalla plötzlich nach vorne schoss, dem Kollegen den Weg abschnitt und mit der Faust zuschlug, die Thomas direkt neben die Schläfe traf, sodass dieser wie ein lebloser Körper zusammenbrach. Inzwischen war Günther zwei Schritte zurückgetreten, hatte seine Waffe gezogen und entschert.

„Du hast jetzt eine Möglichkeit!“, sagte Günther langsam und betont laut, während er jede Bewegung seines Gegenübers fixierte. „Geh ein paar Schritte zurück und leg dich mit dem Bauch

auf den Boden. Wenn du eine falsche Bewegung machst, schieß ich! Und glaub mir, dass mein bewusstlos geschlagener Kollege ausreicht, um die Notwehr eindeutig zu erklären!“

Trotz seiner Warnung erwartete Günther instinktiv einen Angriff, doch dann trat sein Gegner langsam, Schritt für Schritt zurück, ehe er anhielt und langsam zu Boden sank – immer mit dem Blick auf die Waffe gerichtet, die ihn davon abhielt, sich wie ein wildes Tier auf den Polizisten zu stürzen. Kaum, dass er mit den Knien auf dem Boden war, vernahm Günther die Geräusche der heranrauschenden Verstärkung und des Krankenwagens, der nun für Thomas benötigt wurde, da für die Leiche jede Hilfe zu spät kam.

Dass sich sein Gegner nicht wie angewiesen auf den Boden gelegt hatte, sondern in dieser knienden Position verharrte und den Polizisten mit seinen kalten Augen fixierte, war für Günther kein Problem, denn als die Kollegen eintrafen, erkannten sie sofort die Situation, stürmten aus ihren Dienstwagen, zogen ihrerseits ihre Waffen und halfen Günther aus der Notlage, indem sie den Knienden verhafteten. Doch auch das mussten sie zu dritt übernehmen, da sich der Verhaftete nach Leibeskräften gegen die Verhaftung wehrte. Kaum einer Bewegung fähig, sah Günther mit an, wie sich die inzwischen eingetroffenen Rettungskräfte erst um Thomas kümmerten, ehe ihnen Günther die Leiche zeigte. Da jedoch schnell klar war, dass diese seit wenigstens einigen Stunden tot war, brachten die Helfer Thomas zum Krankenwagen, um sich dort des Bewusstlosen anzunehmen.

„Schöne Scheiße, nicht wahr?“, meinte Gerd, ebenfalls Polizist und kurz vor der Pension, als er sich neben Günther stellte.

„Sucht bitte die ganze Scheune und vor allem das Bauernhaus ab. Ich befürchte, dass ihr noch mehr von diesen Spinnern finden werdet! Wäre doch seltsam, wenn die nur zu zweit auf diesem Bauernhof gelebt haben! Entweder sind die anderen ausgeflogen und kommen irgendwann zurück oder sie verstecken sich! Ich habe da ein ganz mieses Gefühl bei der Sache!“

„Die Jungs aus Koblenz sind schon unterwegs!“, erklärte Gerd, der zwischendurch auf sein Handy geschaut hatte. „Die bringen alles mit, um die Situation genauer einzuschätzen!“

„Ja, klar, die guten Kollegen aus Koblenz! Vielleicht hast du mal besser ein Auge auf die! Die schaffen es sogar, aus einem Beweisstück ein Entlastungsstück zu machen, weil die zu dämlich sind, Handschuhe anzuziehen! Bei denen musst du aufpassen wie ein Schießhund!“

Während Günther seinen Kollegen instruierte, packte er seine Waffe, die er immer noch in der Hand gehalten hatte, in das Holster zurück, drehte sich um und ging zum Krankenwagen, um nachzusehen, ob Thomas inzwischen wieder bei Bewusstsein war.

Günthers Einschätzung der Kollegen der kriminaltechnischen Abteilung aus Koblenz kam nicht von ungefähr, denn er selbst hatte mehr als zwanzig seiner inzwischen vierunddreißig Dienstjahre

in Koblenz verbracht. Bis er aus Gründen der Nichttragbarkeit versetzt worden war – ins vermeintliche Nirgendwo, mitten in die Eifel, hier nach Adenau.

Thomas war inzwischen wieder aufgewacht und hing am Tropf, eine Vorsichtsmaßnahme, die Günther ebenso wie sein Partner widersinnig fand, aber dennoch riet er seinem Kollegen gut zu, den Anweisungen der Helfer Folge zu leisten – allein wegen einer möglichen Krankschreibung. Schnell war den Rettungssanitätern klar, dass es besser war, wenn Thomas eine Nacht im Krankenhaus verbrachte – reine Vorsichtsmaßnahme, wie ihm alle versicherten. Bei ihm stieß dieser Vorschlag jedoch auf Ablehnung, sodass er sich selbst gesund bescheinigte und die Helfer bat, den Tropf wieder abzunehmen.

„Ich verpasse doch nicht den spannendsten Tag meiner bisherigen Karriere!“, sagte er entschlossen, stieß sich vom Krankenbett ab und landete zwar auf seinen Füßen, aber sein Kreislauf war noch so schwach, dass er augenblicklich zusammenbrach – nur aufgefangen von den reaktionsschnellen Helfern, die eine solche Reaktion des Körpers schon vorausgeahnt hatten.

„Du fährst ins Krankenhaus! Keine Widerrede!“, meinte Günther daraufhin entschieden und machte sich auf, den Krankenwagen zu verlassen, ohne einen Protest von Thomas zu hören.

Die Szenerie überblickend, sah Günther, wie seine Kollegen in Gruppen über das Gelände schlichen, und mit seinem geschulten Blick erkannte er, dass nicht nur nahezu alle Kollegen aus Adenau vor Ort waren, sondern aus den umliegenden Polizeistationen einige dazugekommen waren. Wie sich bald herausstellte, hatte Günther recht mit seiner Vermutung gehabt, denn auf dem Bauernhof fanden die Kollegen einige weitere Verdächtige, und als sie alle auf dem Hof zusammengetrieben hatten, zählte Günther insgesamt sieben schlecht gelaunte und schimpfende Skins – denn das war inzwischen auch dem letzten klar, dass das hier kein Ort einer Friedensbewegung war.

„Nehmt sie alle mit zur Polizeistation. Wir werden jeden einzelnen von ihnen verhören müssen! Gerd, kannst du das mit dem Team übernehmen?“, fragte Günther und sah zu, wie die anderen Kollegen die nur widerstrebend mitgehenden Skins abführten.

„Von mir aus, Günther. Du willst hier sicherlich nach Beweisen suchen!“, antwortete Gerd, der nicht unglücklich schien, diesen stinkenden Bauernhof zu verlassen.

„Lass mir zwei der Jungs da! Die werde ich vielleicht brauchen, wenn wir noch auf einen weiteren Versteckten stoßen, der sich unserem Suchen entzogen hat! Außerdem müssen wir die Leiche bewachen, bis die Jungs aus Koblenz eingetroffen sind.“

„Reinhardt und Pieczek?“

„Klar, kein Problem.“

„Habt ihr erste Fotos gemacht?“

„Haben wir! Die Leiche haben wir aber nicht angepackt. Auch sind wir nicht allzu nahe herangegangen, dass wir keine Spuren zerstören!“

„Gut! Kannst du mir schriftliche Protokolle zu allen Verhören anfertigen?“

„Willst du vielleicht auch noch eine Sahnetorte dazu?“, fragte Gerd etwas verstimmt.

„Das ist keine kleine Sache, Gerd!“, gab Günther zischend zurück. „Es wird nur ein paar Stunden dauern, ehe wir die Geier von der Presse hier haben werden. Und wenn diese Geier über diesen Bauernhof herfallen – was meinst du, was dann passiert? Hier geht es nicht um irgendeinen Ehrenmord bei einer Gruppe, bei denen ein unbekannter Toter niemanden interessiert! Das sind Skins, Gerd! Und spätestens heute Abend haben wir den Verfassungsschutz aus Mainz zu Besuch! Das lass dir mal gesagt sein! Und wenn wir dann keine Protokolle haben, dann...“

„Ist ja gut, Günther! Hab’s verstanden! Meinst du, ich kann die Verhöre auch aufnehmen?“

„Sicher dich aber vorher ab. Ruf das Amtsgericht an! Keine Ahnung, ob die dir dabei helfen können, aber die werden dir sicherlich was sagen können! Dann kannst du wenigstens sagen, dass du versucht hast, dich abzusichern.“

„Und wenn die mir sagen, dass ich mit den Verhören warten muss, bis jeder einen Anwalt hat?“

„Dann halt dich dran! Das Eisen ist zu heiß, als dass wir uns alle daran die Flossen verbrennen können! Besser, wir machen alles haarklein nach Vorschrift. Und auch wenn ich es wie die Pest hasse, brauche ich Reinhardt und Pieczek vor allem, weil irgendwer nachher ein Protokoll schreiben muss.“

„Oder wenn du mal wieder einen erschießt!“, rutschte es Gerd heraus, und sogleich merkte er seinen Fehler. „Tschuldige, Günther!“

„Ist schon gut! Ist keine leichte Sache, Gerd! Jetzt fahr’ nach Adenau zurück! Es gibt noch viel zu tun, und irgendwann müssen wir damit anfangen! Also warum nicht jetzt gleich?!“, meinte Günther ohne Groll in seiner Stimme, doch Gerds Worte hatten in ihm das alte Gefühl wiederaufleben lassen – jene Erinnerungen an den Fall in Koblenz, der ihm vor knapp dreizehn Jahren die Versetzung eingebrockt hatte – als Strafe vor einer noch weiterreichenden Bestrafung.

Erst jetzt bemerkte Günther, dass der Krankenwagen nicht mehr auf dem Gelände war, das hieß, dass sich Thomas auf dem Weg zum Krankenhaus befand, und kurze Zeit später blieben nur noch er und die zwei jungen Kollegen zurück.

„Dann wollen wir doch mal sehen, was es hier noch alles zu finden gibt!“, sagte er etwas zu locker und wollte schon losmarschieren, als er den fragenden Gesichtsausdruck der beiden

jungen Kollegen sah. Erst jetzt realisierte er, dass sein Partner ins Krankenhaus unterwegs war, sodass sie ein Mann zu wenig waren – Günther hatte mit zwei Absicherungen geplant, während er und Thomas das Haus und die Scheune durchsuchten.

„Nun ja! Das habe ich wohl verbockt! Ich dachte... Ach, ist ja jetzt auch egal!“, sagte er etwas verwirrt, und obwohl er angestrengt nachdachte, wollte ihm keine Lösung für das Problem einfallen.

„Ich kann allein hier absichern!“, sagte Tomas Pieczek, einer der beiden jungen Kollegen, der ahnte, worüber sich Günther gerade Gedanken machte. „Nach allen Seiten offen – da kann mich keiner angreifen, ohne dass ich ihn nicht vorher sehe!“

„Das ist mir überhaupt nicht recht!“, erwiderte Günther und suchte den Blick des anderen Kollegen, der aber nur mit der Schulter zuckte. „Aber mit entsicherter Waffe!“, forderte Günther und wartete, bis Tomas einsatzbereit war.

Sie sprachen die Rufzeichen ab, ehe Günther ebenfalls seine Waffe zog.

„Du auch, Markus!“, sagte er zu seinem Kollegen Reinhardt. „Wir dürfen auf keinen Fall überrumpelt werden. Also taktisches Vorrücken. Du kennst die Zeichen?“, fragte er und machte die wichtigsten nochmal zur Sicherheit vor.

„Klar kenne ich die! Ist noch nicht so lange her, dass ich das bis zum Erbrechen lernen musste!“, meinte Markus mit einem witzelnden Unterton, doch Günther wusste bestens darum, dass junge Kollegen mit diesen Witzeleien ihre eigene Angst und Nervosität im Zaum zu halten versuchen.

„Dann los!“, sagte Günther und ging mit zum Boden gehaltener, aber entsicherter Waffe voran.

„Ist dir eigentlich aufgefallen, dass keiner der versteckten Skins einen Blick zur Scheune geworfen hat? Als wüssten sie alle, dass dort einer von ihnen liegt!“

Nein, das war Günther nicht aufgefallen, wie ihm zudem klar wurde, dass ihm auch einiges anderes nicht aufgefallen war.

„Später!“, raunte er daher zurück. „Wenn wir nicht konzentriert sind, bilden wir ein viel zu leichtes Opfer!“

Diesem Ratschlag nachkommend folgte Markus dem wesentlich älteren Günther, und als sie die offene Tür ins Bauernhaus erreichten, vermeinte Günther eine Bewegung im Innern auszumachen, sodass er seinen Körper umgehend gegen die Wand presste, ehe er auf den zweiten Blick feststellte, dass die Bewegung von einem flatternden Vorhang vor einem offenen Fenster kam.

„Die Fenster nach hinten sind offen! Wer weiß, wie viele zwischendurch getürmt sind!“, flüsterte Günther.

„Das ergibt doch alles keinen Sinn!“, entgegnete Markus, doch Günthers strafender Blick ließ den jungen Polizisten sogleich verstummen. Gemeinsam drangen sie in den ersten Raum ein und fanden diesen menschenverwaist vor.

„Was habe ich mir nur gedacht, in diesem Bauernhaus zu finden?“, fragte sich Günther, als er sich in dem Raum umsah, der eine ganz normale Küche zu sein schien. Vor einer alten Küchenzeile stand ein langer Tisch mit knapp zwanzig Sitzplätzen, und ebenso viel Geschirr stand auch herum, sodass er schnell darauf kam, dass ganz sicher einige getürmt sein mussten.

„Sicher!“, erklärte Markus den Raum als risikofrei, und gemeinsam verständigten sie sich darauf, zur Tür auf der rechten Seite zu gehen, doch als sie diese öffneten, fanden sie nur die Speisekammer dahinter.

„Die sind gut mit Büchsen ausgerüstet! Hat was von der Vorbereitung auf einen Kriegswinter!“, witzelte Markus, doch dieses Mal ging Günther nicht auf diese flapsige Unsicherheit ein.

Die nächste Tür hingegen brachte Spannenderes, denn dahinter verbarg sich das Badezimmer, das so aufgebaut war, dass ohne Probleme sechs Männer gleichzeitig duschen konnten.

„Mannschaftsduschen! Na klasse!“, kommentierte Markus auch diesen Raum und ertete einen weiteren strengen Blick seines älteren Spannmanns.

Zurück in die Küche tretend, blieb nur noch eine Tür übrig, die jedoch nicht angelehnt, sondern fest verschlossen war. Eine ideale Möglichkeit für einen Hinterhalt, denn Günther und Markus mussten durch diese Tür, um das Haus zu sichern. Günther fragte sich kurz, warum die Kollegen vorhin nicht durch die Tür gedrungen waren, doch es half in diesem Moment nicht, über diesen Fehler nachzudenken. Plötzlich sah er den Schlüssel an der Wand hängen, nahm ihn und führte ihn ins Schlüsselloch, drehte so leise wie möglich und wartete. Den Körper an die Wand gepresst, fuhr Günthers Hand zur Klinke, und indem er den Griff zu fassen bekam und gleichzeitig zu seinem Kollegen nickte, drückte er die Klinke nach unten und die Tür nach hinten auf, ehe er seine Hand zurückzog und darauf wartete, dass etwas passierte. Als aber nichts geschah, wagte er sich, um die Ecke zu blinzeln, doch der lange Flur dahinter schien für den Moment gefahrenfrei.

„Langer Flur, drei Türen links ab, wie viel rechts habe ich nicht gesehen!“, fasste er das Gesehene für seinen Kollegen zusammen. „Der einfachst mögliche Hinterhalt!“

„Ich geh rein!“, sagte mit einem Mal Markus und wollte sich schon bewegen, als Günther reaktionsschnell dessen Weste zu packen bekam, deckungslos an der Tür vorbeirauschte und auf Markus' Seite gelangte, ohne dass ihn jemand angegriffen hätte.

„Du brauchst nicht den Helden zu spielen!“, keifte Günther den Jungen an. „Wenn uns hier einer in den Hinterhalt lockt, dann sind wir geliefert! Also machen wir das ruhig und mit Verstand!“

Nun sah Günther die Angst in den Augen stehen, jener Schockmoment nach dem Erkennen der eigenen Sorglosigkeit.

„Polizei!“, schrie Günther stattdessen in den Flur. „Wenn Sie mit erhobenen Händen aus Ihrem Versteck hervorkommen, droht Ihnen nichts außer einem Verhör! Wenn Sie uns jedoch in irgendeiner Form angreifen, können wir für nichts garantieren!“

Auf diese Aufforderung hin warteten die beiden Polizisten gespannt auf eine Entwicklung, doch der ganze Flur blieb ruhig.

„Wir haben wohl keine andere Wahl!“, schlussfolgerte Günther und arbeitete sich langsam, Schritt für Schritt, in den langen Flur vor, immer mit einem Auge auf die Ecken und Schatten, von denen es reichlich gab. Über Zeichen sprachen die beiden ab, dass Markus das Zimmer zur Linken öffnen sollte, während ihm Günther Rückendeckung gab.

„Sicher!“, hörte er den jungen Polizisten aus dem Raum wispern und erschien kurz danach wieder im Flur. Auf diese Art und Weise durchforsteten sie fünf der sechs Räume und alle wurden als sicher eingestuft. So langsam glaubte auch Günther daran, dass sich in diesem Haus niemand mehr befand, und als sie auch den letzten Raum durchsucht hatten, stand für die beiden fest, dass sich allenfalls in einem verborgenen Keller oder Dachgeschoss jemand verstecken konnte. Doch zu beiden Etagen hatte sie bisher weder einen Eingang noch eine Treppe gefunden. Die sechs Räume im langen Flur waren auf jeden Fall die Schlafzimmer, Mannschaftsräume im weiteren Sinne, denn in jedem standen vier Betten, vier Stahlschränke, wie man sie von der Bundeswehr kannte, und im Gesamten machten diese Räume den Eindruck, als befände man sich in einer Kaserne. Die Lage für den Moment gesichert, ließen die beiden ihre Augen über die Gegenstände wandern, doch ihnen wollte nichts direkt Auffälliges ins Auge springen, sodass sie die weitere Durchsuchung der Sondertruppe aus Koblenz überlassen wollten.

„Hier passen einige Puzzleteile nicht zusammen!“, versuchte es Markus erneut, mit Günther ins Gespräch zu kommen.

„Da bin ich ganz deiner Meinung!“

„Warum sollten sich die Skinheads verstecken, wenn sie doch ahnen können, dass wir den Bauernhof und das ganze Gelände durchsuchen? Die haben doch wohl nicht erwartet, dass wir nur den einen verhören, aber nicht nach anderen potentiellen Zeugen suchen!“

„Ich habe dazu noch keine Meinung!“, gestand Günther vor allem deswegen, weil er nach vielen Jahren Polizeiarbeit gelernt hatte, dass die Schlüsse, die man am Anfang auf Basis von einigen Indizien zog, meist dazu führten, dass man die eigentliche Spur übersah, weil man viel zu sehr begonnen hatte, seinem eigenen roten Faden in der Geschichte zu folgen.

„Suchen wir noch die Scheune ab?“, wollte Markus wissen.

„Zunächst einmal sollten wir sichergehen, dass es keinen Keller und keinen Speicher gibt, aus dem ein Hinterhalt droht!“, schlug Günther in einem Ton vor, der keine Widerrede duldete.

Langsam, um trotz der gründlichen Durchsuchung nicht von einem Angreifer überrascht zu werden, arbeiteten sich beide nach draußen und wurden, als sie aus der Tür ins Helle des Tages traten, dennoch überrascht, aber nicht von einem Angreifer, sondern von den Einsatztruppen aus Koblenz.

„Die müssen aber schnell gefahren sein!“, meinte Markus im Rücken von Günther, doch als dieser auf seine Uhr blickte, erkannte er, dass er schon vor etwas mehr als einer Stunde zu diesem Bauernhof gekommen war.

„Oh nein!“, entfuhr es Günther unbedacht.

„Was denn?“

„Ich kenne den Hauptkriminalkommissar, der da auf uns zukommt!“, erklärte Günther, und an seiner Stimmlage konnte Markus entnehmen, dass zwischen beiden keine sonderliche Freundschaft herrschte. Diese Abneigung trug auch der Hauptkriminalkommissar zur Schau, als er auf die beiden zukam, die vor der Tür stehen geblieben waren.

„So, so, der Günther Reusch!“, sagte der Hauptkriminalkommissar und unterließ es, den alten Bekannten per Handschlag zu begrüßen. Zur Demonstration seiner ablehnenden Distanz blieb er mehrere Meter vor den beiden Polizisten aus Adenau stehen.

„Claus Franke! Wenn ich noch ein Problem gebraucht hätte, dann hätte ich direkt um deine Anwesenheit gebeten!“, meinte Günther trocken, und Markus ahnte, wie das weitergehen würde, sodass er seinen Mund hielt und im Hintergrund blieb.

„Ich habe von deinem Kollegen gehört“, ignorierte der auswärtige Polizist den Angriff seines alten Kollegen und zeigte mit einer kurzen Bewegung auf Tomas Pieczek, der inmitten einer Polizistentraube Rede und Antwort stand, „dass ihr eine Hausdurchsuchung macht! Ohne einen Durchsuchungsbefehl ist das eine heikle Nummer! Aber das weißt du ja sicher besser als ich!“

„Du übernimmst wohl den Fall, oder?“, fragte Günther und wollte das Spielchen nicht mitspielen.

„Ach, wo denkst du hin, Günther! Nein, nein, du bist derjenige, der die Ermittlung leitet!“, antwortete Franke, und für einen Moment entstand eine unwirkliche Stille zwischen den beiden,

ehe Franke kurz und gestellt auflachte und weitersprach. „Natürlich – es sollte immer der beste Kommissar eine solche Aufgabe übernehmen! Natürlich übernehme ich! Was denkst du denn? Und für dich wäre es besser, wenn du dir für eine Hausdurchsuchung einen Durchsuchungsbefehl organisierst!“

„Wir haben nur nach weiteren Tatverdächtigen gesucht und mussten das Gelände sichern“, wehrte sich nun Markus, doch Günthers Blick beschied ihn zur Ruhe.

„Ist ja jetzt auch egal!“, meinte Hauptkriminalkommissar Franke. „Erzählt mal, was ihr gefunden habt!“

„Nicht viel!“, presste Günther durch die Zähne. „Außer, dass es hier auf dem Hof abartig stinkt! Aber das habt ihr sicherlich schon selber festgestellt! Das solltet ihr auf jeden Fall untersuchen, Claus!“

„Was denn?“

„Den Gestank! Woher dieser kommt! Der ist nicht normal!“

„Es stinkt wie auf einem ganz stinknormalen Bauernhof!“, meinte Franke und drehte demonstrativ und langsam seinen Körper in alle Richtungen. „Ach ja, wir befinden uns auf einem Bauernhof! Ich sehe, du hast hier draußen im Nirgendwo deine Kombiniergabe nicht verloren!“

„Du kannst mich mal, Claus! Ich sage dir, der Bauernhof stinkt! Anders als ein normaler Bauernhof! Glaub mir, ich arbeite und lebe inzwischen seit dreizehn Jahren hier! Ich weiß, wie ein Bauernhof riecht!“

„Na, von mir aus!“, meinte Franke, doch Günther war sich sicher, dass dieser Hinweis untergehen würde. „Was kannst du uns denn zu der Leiche sagen?“

„Außer, dass sie offensichtlich tot ist, Lars Hennstedt hieß und ein Skin war?“, fragte Günther polemisch, denn er hatte die überhebliche Art seines ehemaligen Kollegen satt. „Wir wollten sie nicht anrühren, bis die richtigen Polizisten vor Ort sind!“

„Das habt ihr gut gemacht!“, gab Franke zurück, ohne eine Spur von Unsicherheit in seiner Stimme. „Unser aller gemeinsamer Chef hat mir grünes Licht gegeben, dass ich jede Ressource nach meinem Gutdünken einsetzen darf. Also wäre es besser, wenn du mir keinen Ärger machst, Günther. Ich stehe nicht darauf, wenn mir einer ins Gehege kommt! Daher dachte ich mir, dass ihr euch jetzt um die Verhöre kümmerst. Und schön alles protokollieren. Ich will kein einziges Wort verloren sehen! Auf uns sind nicht gerade wenige Augen gerichtet, und wenn die Presse Lunte riecht, werden es noch viel, viel mehr!“

Da Günther keinen Mehrwert darin sah, dem Hauptkriminalkommissar, der wahrscheinlich nicht gelogen hatte, als er sagte, dass er für alle Ressourcen grünes Licht habe, die Stirn zu

bieten, stapfte er einfach in Richtung seines Wagens los. Kaum, dass Markus hinterher wollte, hielt ihn Franke an der Schulter fest.

„Ich rate dir, dich nicht zu sehr auf diesen alten Sturkopf einzulassen. Er hat eine ähnliche Ermittlung schon einmal versaut und vielen jungen Kollegen damals die Karriere vermiest! Also würde ich mich frühzeitig fragen, wem ich vertraue und wem ich was erzähle. Verstanden!?“

Markus war viel zu überrascht, um etwas Sinnvolles zu sagen, daher entschied er sich für ein einfaches Nicken und wurde daraufhin vom Hauptkommissar wieder losgelassen.

„Hat er dich vor mir gewarnt?“, fragte Günther, als er merkte, dass Markus wieder aufgeschlossen hatte.

„Er ist ein Riesenarschloch!“, meinte Markus gerade laut genug, dass Günther es verstehen konnte. Sofort drehte sich dieser um und blickte Markus scharf in die Augen.

„Ich sage dir jetzt eins, Markus! Ja, es mag sein, dass ich nicht der beste Polizist bin, aber Hauptkriminalkommissar Claus Franke ist sicherlich nicht der Mann, weswegen du deine Karriere riskieren solltest! Also behalte solche Kommentare nächstens für dich! Du kannst nie wissen, wer ihm vielleicht irgendwas steckt! Er ist es einfach nicht wert!“

Ohne eine Reaktion seines jungen Kollegen abzuwarten, drehte sich Günther um und ging in Richtung seines Dienstwagens, den er dieses Mal alleine nach Adenau zurückfahren würde, da sein Partner mit dem Krankenwagen abtransportiert worden war.

„Macht eure Aussagen noch und bringt die Kollegen auf den Stand. Dann kommt ihr auf die Wache zurück und helft den anderen bei den Verhören. Haltet ihr uns auf dem Laufenden, ob ihr noch einen Verdächtigen auf dem Gelände findet? Damit wir uns auf ein weiteres Verhör vorbereiten können!“

„Kein Problem, machen wir!“, kam es von einem der umherstehenden Polizisten, die Günther nicht kannte.

Als er in seinen Wagen stieg und die Tür zuknallte, war Günther froh, die Stille seines Wagens genießen zu können. Was war nicht alles in den letzten paar Minuten passiert? Irgendwie konnte er immer noch nicht verstehen, warum ausgerechnet Claus Franke, sein ärgster Widersacher vom Kriminalamt in Koblenz, abkommandiert wurde, um diesen Fall seitens der Bezirksdirektion zu übernehmen, und andererseits fragte er sich, wie er plötzlich und ohne es eigentlich zu wollen zum Leitwolf in diesem Einsatz geworden war.

„Nur weil ich Dienstältester bin oder weil ich vorher in der Kriminalistik gewesen bin? Wahrscheinlich beides!“, überlegte er sich und suchte nach dem Schlüssel in seiner Hosentasche, doch er fand keinen. Hektisch werdend prüfte er alle Taschen, ehe er den

Schlüssel in der letzten Tasche seiner Uniformjacke fand, über der er noch die schussichere Weste trug. Sich dieser entledigend, steckte er den Schlüssel ins Zündschloss, drehte um, hörte, wie der Motor kräftig ansprang, und blickte aus der Frontscheibe auf den Platz des Bauernhofs, auf dem die Polizisten umherwuselten. In der Masse versuchte er, Franke ausfindig zu machen, doch er fand ihn nirgendwo. Wahrscheinlich war er nach drinnen gegangen und hatte den Bauernhof durchsucht, natürlich ohne Durchsuchungsbefehl und ohne rechtliche Absicherung. „Aber er hat ja grünes Licht!“, dachte sich Günther, zuckte kurz mit seinen Schultern, legte den Rückwärtsgang ein, drehte und fuhr über den kurzen, ungeteerten Matschweg zurück zur Straße.

2. Kapitel

Günther lenkte seinen Wagen an der kleinen Honerather Kapelle vorbei in Richtung Adenau, umkurvte die Straßeninsel und verließ die 30er-Zone aus dem Dorf hinaus, beschleunigte auf die erste Kurve zu, schnitt diese nach rechts und gab weiter Gas, preschte auf den abschüssigen Hang zu, bremste scharf, schaltete zurück und ärgerte sich, als er merkte, dass er auf ein Fahrzeug auffuhr, das bedeutend langsamer fuhr. Indem er die Geschwindigkeit seines Wagens verringerte, sah er weiter vorne auf der kurzen Waldstraße einen roten Kleinwagen, einen Nissan, dem Wagen seiner ältesten Tochter nicht unähnlich, die vor kurzem ihren Führerschein gemacht hatte. Sogleich schossen ihm die Gedanken an seine von ihm getrennte Familie durch den Kopf und lenkten seine Aufmerksamkeit von der Straße weg in seine Vergangenheit.

Als Günther mit einundvierzig Jahren in der Bezirksdirektion Koblenz aufgrund eines verpatzten, überregional angesetzten Razziaschlages gegen das organisierte Verbrechen vor dem Aus stand, entschied die Familie, mit ihm überall dorthin zu gehen, wohin er versetzt würde. Zu Beginn spielten seine Frau und die beiden Töchter auch mit, versuchten sich in Quiddelbach einzuleben, einem kleinen Ort in der Nähe von Adenau, einem beschaulichen Städtchen in der Nähe des weit bekannten Nürburgrings, und gaben der neuen Situation allen Kredit, den sie zu geben bereit waren, doch schon bald riss diese Harmonie und führte schlussendlich dazu, dass Annemarie, Günthers Frau, eines Tages ihren Mann mit ihrer Entscheidung konfrontierte, dass sie mit den beiden Kindern zurück in die Stadt ziehen würde. Nach Mainz, dorthin, wo ihre Eltern wohnten, in die Stadt, in der sich beide vor über dreißig Jahren kennen und lieben gelernt hatten. Die Entscheidung Annemaries traf Günther wie ein Schlag, denn er hatte begonnen, über kleine Vereine und ehrenamtliche Dorftätigkeiten die ersten Kontakte zur ländlich geprägten Bevölkerung zu knüpfen, doch was ihm als offenem Menschen gelang, wollte seinen drei Frauen nicht gelingen. Die von ihnen offensichtlich empfundene Feindseligkeit der Landbewohner, die sich nicht gerne in die Karten und noch viel weniger in die Dorfgemeinschaft schauen ließen,

ertrugen Annemarie, Tanja und Nadine überhaupt nicht und verließen ihren Ehemann und Vater nach einem guten Jahr in der Eifel. Zu Anfang hatte Günther noch die Hoffnung, dass die drei irgendwann wieder zurückkommen würden, doch nach einem weiteren Jahr trafen die Scheidungspapiere ein, da sie sich in einen anderen Mann, einen Anwalt aus der Staatskanzlei in Mainz, verliebt hatte. Damit wurde auch der Versetzungsantrag, den Günther einreichen wollte, nichtig, sodass er sich damit abfand, dass sein neues Leben in der Eifel stattfand. Zu seinem Glück erlaubte Annemarie jedoch weiterhin ohne große Komplikationen, dass Günther jeden Kontakt mit den beiden heranwachsenden Töchtern haben durfte, auch weil er sich mit dem neuen Mann an Annemaries Seite ganz gut verstand. Die beiden Töchter, die sich während der Zeit in der Eifel nichts sehnlicher gewünscht hatten, als wieder zurück in eine Stadt zu ziehen, empfanden diesen Umzug und die Scheidung der Eltern als notwendiges Übel, das sie aber aufgrund des neu gewonnenen Ersatzvaters gut überstanden. Beide Mädchen hielten weiterhin guten Kontakt zu ihrem leiblichen Vater und kamen ihn oft in den Ferien besuchen, und Annemarie sorgte dafür, dass Günther über alle wichtigen Entscheidungen der beiden Kinder informiert war. Trotz dieser guten Lösung für alle Beteiligten empfand Günther es jeden Tag als eine Rückkehr ins Nichts seines Lebens, in eine nicht mehr zu schließende Lücke, wenn er nach dem Dienst in seine Einliegerwohnung, die er in Antweiler, einem Dorf knapp zehn Kilometer außerhalb von Adenau, angemietet hatte, zurückkehrte. Der Vermieter, ein alter, kauziger Typ, schien ganz froh zu sein, den Polizeibeamten als Mieter zu haben, und nicht selten bot er diesem eine Flasche Bier im Tausch gegen etwas Geselligkeit an. Das Leben in diesem Dorf war nicht sehr spannend, und auch die anfängliche Ehrenamtlichkeit Günthers ließ nach dem Wegzug seiner Familie nach, sodass er, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, nur selten das Haus verließ. Die meiste Zeit verbrachte er dann in seinem Arbeitszimmer, in dem er begonnen hatte, alte Gerätschaften wie Tornisterradios und Schwarz-Weiß-Fernseher auseinanderzubauen, um sie wieder ans Laufen zu bringen. Zudem baute er größere Modellflugzeuge, die er auf einer nahen Lande- und Startbahn in Wershofen zumeist am Wochenende fliegen ließ.

Als ihm die Planung seines nächsten Wochenendes durch den Kopf ging, sah Günther im letzten Moment, dass der Wagen vor ihm aufgrund einer nicht einsehbaren Kurve scharf bremste, und er selbst musste dabei so sehr auf die Bremse treten, dass er nach vorne in den Gurt gedrückt wurde. Zum Glück gab der Fahrer vor ihm fast zeitgleich, als sich die Kurve wieder öffnete, wieder Gas, sodass es reichte – sonst wäre Günther dem Ortsfremden unweigerlich in den Kofferraum gefahren. Mit einem heftigen Durchatmen unterließ er es dann auch, wieder Gas zu geben, und sah, wie sich der Wagen vor ihm langsam entfernte und um die nächste Kurve kurz aus seinem Blick verschwand. Die scharfe Linkskurve umfahrend, fuhr Günther ein wenig geradeaus und wurde vor der nächsten Kurve, die im Einhundertachtzig-Grad-Winkel nach

Adenau hineinführte, ganz langsam, spähte nach unten, sah, dass die Straße frei war, und lenkte den Wagen in die unbefestigte Parkbucht im Scheitel der Kurve oberhalb des Stenzer Ecks. Den Motor abstellend, fuhr er mit beiden Händen über sein Gesicht und spürte die schwitzige Wärme, aber vor allem auch das Alter seiner Haut.

„Was hast du vergessen?“, schoss ihm unerwartet eine Frage durch den Kopf, denn seit dem Verlassen der kleinen Ortschaft, in der sich der Bauernhof befand, hatte er nicht mehr über den Toten nachgedacht. „Was hast du übersehen?“, fragte er sich erneut und versuchte, sich auf seine Erinnerungen an die Ereignisse zu konzentrieren. „Warum haben die uns gerufen? Warum hat uns einer empfangen und die anderen haben sich versteckt? Haben die wirklich geglaubt, dass wir den Hof nicht durchsuchen?“

Viele Fragen ohne richtige Antworten schossen ihm wild und quer durch den Schädel, das einzige jedoch, das er wusste, war, dass an dieser gesamten Situation kaum etwas richtig erschien. Nichts passte zusammen, nichts ergab einen Sinn.

„Der Tote lag wie auf dem Präsentierteller auf dem Heu, einer der Skins kam nach draußen. Denk nach! Welche Kleinigkeit hast du noch nicht bedacht? Was ist der Schlüssel zum Ganzen?“, fragte er sich immer weiter, ehe er entschied, dass er das Problem wahrscheinlich in diesem Moment nicht lösen würde. „Vielleicht helfen mir die Verhöre!“, sagte er sich und wollte erneut den Motor anlassen, doch dann entschied er sich, kurz einen Blick auf sein privates Handy zu werfen, und sah, dass Tanja, seine älteste Tochter, vor einer halben Stunde angerufen hatte.

„Das muss wohl im Streit mit Claus vollkommen untergegangen sein!“, sagte er sich und drückte auf die Rückruftaste; was seine Tochter von ihm wollte, war ihm in diesem Moment völlig unklar.

„Hallo Papa!“, meldete sich Tanjas fröhliche Stimme, und Günther meinte zu hören, dass Tanja soeben fuhr.

„Du telefonierst doch wohl nicht, während du Auto fährst!“, ermahnte Günther seine Tochter direkt.

„Ach Papa! Ich habe doch eine Freisprechanlage im Auto! Beide Hände sind am Lenkrad! In der Zehn-vor-Zwei-Stellung!“

„Na gut, mein Engel!“, antwortete Günther und musste sich zu diesem Gespräch zwingen, indem er die sich aufdrängenden Fragen zu dem neuen Fall in den Hintergrund schob. „Was möchtest du denn?“, fragte er, doch im gleichen Moment, als er die Frage loswurde, fiel ihm ein, was los war.

„Ich sollte mich doch melden, wenn das Navi sagt, dass ich noch eine Stunde Fahrzeit habe! Jetzt sind es noch etwas weniger als 30 Minuten!“

„Du bist aber früh losgefahren!“, entgegnete Günther, ohne zu wissen, wie viel Uhr es war, doch mit einem kurzen Blick auf die Uhr im Auto wurde ihm bewusst, dass es viel später war, als er es eigentlich vermutet hatte. Erst jetzt fiel ihm auch wieder ein, dass er an diesem Tag einen kurzen Dienst hatte einschieben wollen, da sich seine Tochter übers Wochenende angekündigt hatte.

„Ist alles in Ordnung mit dir?“, hörte Günther seine Tochter besorgt fragen.

„Ja, mein Liebes! Es ist nur, dass wir eben einen Toten gemeldet bekommen haben und mein Partner ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Dazu hat ein alter Kollege, den ich übrigens auf den Tod nicht ausstehen kann, den Fall übernommen, und ich muss noch nach Adenau, die Verhöre führen, und...“

„Papa! Ist schon gut! Ich verstehe, dass du noch arbeiten musst! Ist doch auch nicht so schlimm! Ich habe sowieso nicht damit gerechnet, dass ich an einem Donnerstagabend in der Eifel irgendwas Spannendes erlebe! Außer dich wiederzusehen, natürlich!“, gab Tanja verständnisvoll zurück.

„Danke für dein Verständnis, Engel! Ich versuche, so schnell es mir nur möglich ist, nach Hause zu kommen. Du weißt ja, wo der Ersatzschlüssel versteckt ist! Sonst kennst du auch alles!“, versuchte Günther, die Situation irgendwie zu retten.

„Kein Problem! Dann sehen wir uns später! Freu mich!“

„Freue mich auch, Engel!“, sagte Günther und vernahm, dass seine Tochter aufgelegt hatte.

„Und wie ich mich freue, endlich mal nicht an die ganze Scheiße denken zu müssen!“

Er brauchte einige Augenblicke, ehe er sich neu orientiert hatte, startete dann aber entschlossen den Motor seines Wagens, legte den Gang ein und fuhr nach Adenau hinein, am Marktplatz und den ganzen Geschäften, die die Hauptstraße nach beiden Seiten hin zierten, vorbei, ehe er am Leidinger Platz nach rechts zur Dienststelle abbog, die auch sogleich auf der rechten Seite lag. Auf dem gesamten Parkplatz vor dem Gebäude standen so viele Wagen, dass er sich entschied, hinter dem Gebäude zu parken. Daher trat er auch durch die Hintertür in die Polizeiwache und erhielt somit nicht direkt die Information, dass es seinem Kollegen gut ging, sondern fand denjenigen, der Thomas geschlagen hatte, gerade im Verhör mit einem seiner Kollegen. Er entschied sich, ohne vorherige Rücksprache mit den anderen in den Raum zu treten, und bekam gerade noch mit, wie der Verhörte sagte, dass er nichts aussagen würde.

„Sie haben vor meinen Augen meinen Kollegen bewusstlos geschlagen!“, übernahm Günther prompt und ohne Abstimmung mit seinem überrumpelten Kollegen die Befragung. „Auch wenn

wir vielleicht die anderen gehen lassen müssen, werde ich alles dafür tun, dass Sie eine möglichst lange Zeit hinter Gittern verbringen werden!“

Doch trotz Günthers aggressiver Stimme blieb der Beschuldigte erstaunlich ruhig, und dem Polizisten ging durch den Kopf, dass sein Gegenüber diese Situation wahrscheinlich schon mehrfach erlebt, durchlebt und auch durchgestanden hatte, sodass dieser Thomalla auch wusste, wie stumpf Günthers Waffen waren. Seine einzige Reaktion war das Hochziehen der Brauen, was aber auch bedeuten konnte, dass er die volltönende Ankündigung des Polizisten genauso wirkungslos empfand, wie sie tatsächlich war. Und da Günther nichts mehr gegen dieses entwaffnende Schweigen einfiel, tat er so, als würde er innerlich kochen, schlug mit der Faust gegen die Wand und ging mit Wut im Bauch nach draußen. Die Tür zuschlagend, traf er auf einen Anwalt, einen von zweien, die inzwischen eingetroffen waren.

„Sind Sie der Einsatzleiter?“, fragte der Anwalt mit einem abwertenden Unterton.

„Und wer sind Sie?“, fragte Günther mit gleicher Stimme, und zugleich schoss ihm die Frage durch den Kopf, was das wohl für ein Anwalt sein musste, der offensichtliche Neonazis vor einer gerechten Strafe bewahren wollte.

„Dr. Erich Mannhold“, antwortete der Anwalt und streckte Günther tatsächlich die Hand aus, sodass er gezwungen war, sie zu ergreifen.

„Eins zu null für den Anwalt!“, dachte sich Günther. „Wenn es denn nicht schon einhundert zu null steht!“

„Reusch!“, erwiderte er stattdessen. „Aber ich bin nicht der Einsatzleiter, sondern nur derjenige, der die Verhöre führen soll.“

„Dann bin ich ja bei Ihnen richtig! Ich gehe davon aus, dass der Einsatzleiter vor Ort ist und das Gelände durchsucht!“, sagte der Anwalt in einem so beiläufigen Tonfall, dass Günther ihm beinahe auf den Leim gegangen wäre.

„Ja, er ist auf dem Gelände, und nein, er durchsucht es nicht, sondern sichert mit den Kollegen den Tatort!“, erklärte Günther und rechnete sich einen kleinen Punkt zu, indem er diese Klippe umschiffte hatte.

„Meinetwegen!“, meinte der Anwalt mit vollem Desinteresse und schaute durch das Fenster in den Verhörraum, aus dem Günther soeben gekommen war. „Was haben Sie meinen Mandanten gefragt?“

„Ich habe ihm gesagt, dass wir alle anderen gehen lassen müssen, weil nichts gegen sie vorliegt, aber er verhaftet und angeklagt wird, weil er einen meiner Kollegen so hart geschlagen hat, dass dieser aktuell im Krankenhaus liegt.“

„So, hat er das? Ist das nur Ihre Meinung, oder waren Sie dabei?“, fragte der Anwalt mit fast tonloser Stimme, aber Günther hatte die leichte Reizung in der Stimme dennoch mitbekommen, die nun mitschwang.

„Ich war dabei!“, bestätigte Günther und hoffte, dem Anwalt einen weiteren Hieb verpasst zu haben.

„Sie sind also ein Zeuge?“, sagte der Anwalt und überlegte kurz. „Und ich gehe mal davon aus, dass der Polizist, der jetzt im Krankenhaus liegt, ein Kollege von Ihnen ist!“

„Er ist mein Partner! Aber was tut das zur Sache?“, fragte Günther und merkte, dass er sich nicht mehr vollkommen unter Kontrolle hatte.

„Vielleicht nicht viel! Aber wer weiß das schon so genau – am Anfang einer Ermittlung. Nicht wahr?“, meinte der Anwalt und blickte weiter zu seinem Mandanten, der inzwischen ebenfalls Blickkontakt mit seinem Anwalt aufgenommen hatte. „Ich würde jetzt gerne mit meinem Mandanten sprechen, wenn es Ihnen nichts ausmacht!“

„Ist Ihr gutes Recht!“, presste Günther hervor und war froh, dass er aus dieser Situation herauskam, da er befürchtete, irgendwann zu explodieren, wenn ihn dieser schmierige, aalglatt wirkende Anwalt weiter so reizte.

„Nehmen Sie das Verhör irgendwie auf? Ein Protokoll? Tonband?“, wollte der Anwalt wissen, als er schon einen Schritt Richtung Verhörraum gemacht hatte.

„Tonband!“

„Sie kennen die Fristen. Besser früher als später. Macht nur unnötig Arbeit, wenn Sie mögliche Beweismittel zu lange unter Verschluss halten!“

„Kein Problem! Machen wir doch gerne für Sie!“, schleimte Günther, doch an diesem Anwalt schien nichts haften zu bleiben, weder ein aggressives Angehen noch eine duckmäuserische Kooperation. „Als wäre er aus Teflon!“, dachte er sich und beobachtete durch das Fenster, wie sich der Anwalt neben seinen Mandanten setzte und mit dem Beamten zu reden begann. Kurze Zeit später kam der Kollege mit dem Tonband aus dem Zimmer.

„Alles beschissen!“, sagte dieser in Richtung Günther, der nichts anderes erwartet hatte.

„Nichts, aber auch rein gar nichts ist aus ihm herauszubekommen.“

„Habt ihr seine Personalien?“

„Bei den Personalien gab es keine Probleme! Die haben alle freiwillig ihre Auskünfte gegeben, und wir gleichen sie mit allen Datenbanken ab, auf die wir Zugriff haben. Hoffe, da steht was drin, damit wir die Landeskriminalämter kontaktieren können, wenn wir wissen, woher die alle nach Honerath gezogen sind!“

„Gut! Macht weiter so!“, sagte Günther, während er seinen Blick auf die beiden im Verhörraum geheftet hatte. Für einen kurzen Moment hob der Beschuldigte seinen Kopf und schickte den starrenden Polizisten einen bedeutungsvollen Blick zu, der aussagte, dass er wisse, dass sie nichts gegen ihn machen würde. Zumindest nicht mehr als schwere Körperverletzung gegen einen Polizisten. Aber Günther würde abwarten müssen, was die Aktenlage ergab, ehe er zum Amtsgericht gehen konnte, um eine vorläufige Untersuchungshaft einzuholen. „Das Letzte, was wir brauchen, wäre eine Neonazizelle mitten in unserem Gebiet!“, sagte Günther, als er den Blick von dem Verhörraum losreißen konnte, da der andere Anwalt auf ihn zutrat.

„Dr. Ralf Hauser, mein Name!“, sagte dieser, streckte aber seinerseits nicht seine Hand aus, sodass Günther auch davon absah. „Man sagte mir, dass Sie hier der Einsatzleiter seien, Herr...?“

„Reusch! Und ich habe auch Ihrem Kollegen schon gesagt, dass ich nicht der Einsatzleiter bin, sondern nur die Verhöre koordiniere.“

„Das reicht mir völlig! Denn es geht mir um die anderen sechs Verhafteten. Was liegt gegen Sie vor?“

„Das klären wir gerade noch! Immerhin haben sie sich nicht direkt gezeigt, als wir auf das Gelände kamen, und versteckten sich in...“

„Sie wollen mir allen Ernstes erzählen, dass Sie meine Mandanten beschuldigen, sich versteckt zu haben? Damit wollen Sie zum Richter gehen? Bitte sehr!“, meinte der Anwalt mit dem schmierigsten Lächeln, das Günther wohl jemals in seinem Leben sehen musste.

„Ich habe nicht gesagt, dass wir Ihnen das zur Last legen! Sondern wir prüfen, welche Rechtsgrundlage...“

„Sie prüfen also, wie Sie es hinbiegen können, dass meine Mandanten in Untersuchungshaft geschickt werden?“, wurde Günther erneut vom Anwalt unterbrochen.

„Ich würde Ihnen raten, mich nicht in jedem Satz zu unterbrechen, sonst...“

„Sonst was?“

„Sonst lasse ich Sie von der Dienststelle verweisen! Dann können Sie draußen darauf warten, was wir mit Ihren Mandanten machen!“

„Wir beide wissen, dass Sie sich das nicht trauen! Weil wir beide wissen, in welche schlechte Situation Sie sich damit bringen würden!“, erklärte der Anwalt ohne eine Spur der Einschüchterung, und Günther spürte, dass er gegen die beiden Verteidiger keinerlei Erfolg haben würde, wenn er seine Kraft nicht auf den einen Nazi konzentrierte, der nachweislich seinen Kollegen geschlagen hatte.

„Gehen Sie zu Ihren Mandanten zurück, Herr Hauser! Wir beraten uns jetzt, wie es weitergehen soll.“

„Beeilen Sie sich! Meine Mandanten haben langsam Hunger!“, sagte der Anwalt, und nicht nur Günther wunderte sich über die Art des Anwalts, der ohne eine Reaktion abzuwarten zu den sechs Wartenden ging, die sich in einem bewachten Raum aufhielten.

„Was haben wir gegen die sechs anderen?“, fragte Günther seinen Kollegen.

„Eigentlich haben wir nichts. Keiner will was sagen. Keiner hat was gesehen. Keiner... Ach, Günther, wir haben nichts! Nicht mal den leisesten Verdacht, dass irgendeiner von denen was am Stecken hat!“

„Außer den Toten. Und die Anwesenheit aller sechs auf dem Gelände. Damit einen Tatverdacht!“

„Aber wird das reichen, um auch nur einen von ihnen in Untersuchungshaft zu stecken?“

„Wahrscheinlich nicht! Zumindest nicht, wenn wir keinen von denen in irgendeiner Datei finden! Telefoniere bitte mal mit dem Richter, damit wir das abklären. Wenn der sagt, dass da nichts geht, lassen wir sie frei! Sie sollen uns am Ende nicht noch verklagen können, weil wir ihnen keine Pizza bestellt haben!“

„Ist gut!“, sagte der Polizist und wollte sich schon an seine Aufgabe machen.

„Falls der Richter nein zu einer Untersuchungshaft sagt“, schob Günther hinterher, „dann packt ihr die Bande in die zwei Busse und karrt sie zurück auf ihren Bauernhof. Dort kann dann der Hauptkriminalkommissar entscheiden, ob sie da bleiben können oder woanders hinmüssen. Das Letzte, was wir brauchen können, ist eine Neonazi-Parade auf dem Adenauer Marktplatz, bei der sie sich über die Adenauer Polizei lustig machen!“

„Geht klar, Günther!“

Günther sah dem Polizisten hinterher und fragte sich, ob er dem Einsatzleiter Franke – seinem speziellen Freund – die neuesten Entwicklungen berichten sollte. Doch dann entschied er sich dagegen und orientierte sich zurück zu dem Hauptbeschuldigten, der über seinen Anwalt mit einem Polizisten kommunizierte und beständig dabei ein leichtes Grinsen auf den Lippen trug.

„Am liebsten würde ich ihm das Grinsen aus dem Gesicht prügeln!“, schoss es Günther durch den Kopf, und trotz der vielen Jahre im Dienst hatte er sich in solchen Situationen noch immer nicht vollständig unter Kontrolle, was ihm schon einige Male in seiner Karriere großen Ärger eingebracht hatte.

Was er jedoch in all den Jahren gelernt hatte, war, dass er in solchen Momenten erst einmal ruhig durchatmen musste, bevor er in eine Situation stürmte, die er nicht mehr zu kontrollieren vermochte. Somit wartete er, spürte, wie sein heftiger Puls langsam nachließ, und als er sich

bereit fühlte, trat er in das Verhörzimmer und bekam zu hören, wie sich der Anwalt darüber aufregte, dass man seinem Mandanten nichts Konkretes vorwerfe, wodurch dieser Aufenthalt sinnlos werde.

„Entschuldigen Sie die Verzögerung, Herr Dr. Mannhold!“, übernahm Günther das Gespräch und erhoffte sich etwas von dem Taktikwechsel, nun freundlicher mit dem Anwalt umzugehen.

„Ich habe mit Ihrem Kollegen, Dr. Hauser, die Modalitäten für die anderen sechs Tatverdächtigen besprochen, und...“

„Jetzt sind alle sieben Tatverdächtige?“, fragte der Anwalt wie aus der Pistole geschossen, und Günther ärgerte sich maßlos über seinen Fehler.

„Nein, Herr Dr. Mannhold, das sind sie nicht. Zumindest jetzt nicht mehr. Als wir sie festgenommen hatten...“

„Sie gehen also von einem Mord aus?“, unterbrach ihn auch dieser Anwalt, doch Günther wusste, dass er jetzt nicht aus seinem Konzept ausbrechen durfte.

„Das wissen wir aktuell noch nicht, da die Tatortermittlung noch laufen. Auch wenn meine persönliche Einschätzung nicht offiziell sein kann, so liegt die Vermutung nahe, dass die Position, wie die Leiche lag, auf ein Gewaltverbrechen hindeutet. Aber wie gesagt, das werden die Ermittlungen ergeben!“, erklärte er laut und deutlich, da er wusste, dass seine Worte auf Tonband aufgenommen wurden.

„Sie lassen die anderen sechs also bald frei?“, schlussfolgerte der Anwalt.

„Auch das kann ich nicht bestätigen, da diese Entscheidung dem zuständigen Einsatzleiter und dem Richter am Amtsgericht obliegt, aber ich habe Anweisung gegeben, dass die sechs anderen bei einer entsprechenden Entscheidung zurück auf den Bauernhof gebracht werden – wenn er denn nicht ein abgesperrter Tatort ist!“

Nun schwieg der Anwalt für einen kurzen Moment und schien sich zu sammeln. Die Taktik schien für den Polizisten zu funktionieren.

„Was ist mit meinem Mandanten, Herrn Thomalla, hier? Er hat sie angerufen, wird also wohl nicht direkt tatverdächtig sein. Der Schlag, den er gegen Ihren Kollegen ausgeübt haben soll, ist er bereit zuzugeben!“

„Wirklich?“, schoss es aus Günthers Mund, und am liebsten hätte er sich diesen vorher mit Panzerband zugeklebt.

„Ja, er ist bereit, diesen zuzugeben. Natürlich wird er angeben, dass Sie ihn erheblich bedrängt und provoziert haben, sodass es auch auf Sie und Ihren Kollegen zurückfallen wird. Auch wenn er keinen Zeugen hat und durchaus am Ende verurteilt werden könnte, bieten wir Ihnen einen Deal an, der im Kern den Verzicht auf eine Anklage wegen des Schlages beinhaltet.“

„Im Austausch für was?“, fragte Günther und ahnte, dass dies die Chance war, ein wenig Licht ins allzu Dunkel zu bringen – denn was wusste er bisher? Nichts, wenn er ehrlich war!

„Mein Mandant ist bereit, Ihre Fragen bezüglich der aufgefundenen Leiche zu beantworten.“

„Hier und jetzt?“

„Hier und jetzt!“, gab der Anwalt zurück und wartete auf eine Entscheidung Günthers. Dieser stand vor einem erheblichen Problem, denn egal, wie er sich jetzt entschied, konnte Thomas immer noch Anzeige gegen den Täter stellen, und Günther wäre wortbrüchig. Wenn er aber jetzt das Risiko scheute – wie weit würden sie dann in dem Fall kommen? Und eine weitere Frage drängte sich immer mehr auf, vor der Günther nicht gerade wenig Angst hatte: Was, wenn es ihm egal war, wer diesen Skin umgebracht hatte?

„Sie wissen, dass ich diesen Deal nicht abschließen kann!“, sagte Günther, um etwas Zeit zu gewinnen.

„Sie wissen aber auch, dass Ihr Kollege im Krankenhaus nur davon absehen muss, eine Strafanzeige zu stellen, und alles wäre geklärt!“, gab der Anwalt lakonisch zurück. „Und Sie kennen Ihren Partner sicherlich besser als ich! Wenn Sie der Meinung sind, Sie bekommen ihn davon überzeugt, dann ist doch alles geritzt!“

War er das? War Günther davon überzeugt, dass er Thomas würde überreden können? Immerhin gab es noch Claus Franke, den Ermittlungsleiter, dem Günther Rechenschaft schuldig war. Und diesem war alles haarklein erzählt worden.

„Einverstanden! Ich kann daran arbeiten, dass keine Anklage von meinem Partner gestellt wird!“, antwortete Günther aus einem Bauchgefühl heraus, obwohl er ahnte, dass es die falsche Entscheidung sein würde.

„Gut! Dann stellen Sie Ihre Fragen!“, meinte der Anwalt, doch zunächst unterbrach der andere anwesende und bisher schweigsame Polizist den Moment, der zu Protokoll gab, dass er diese Vorgehensweise als falsch empfinde und damit den Verhörraum verlasse. Beim Hinausgehen unterließ er es auch, Günther einen vielsagenden Blick zuzuwerfen, der seinerseits seine Hände demonstrativ in die Hosentaschen steckte, und als die Tür ins Schloss zurückfiel, setzte sich Günther auf den Stuhl und machte einen weiteren wahrscheinlichen Fehler, denn er schaltete das Tonband aus, was sogar den Anwalt überraschte.

„Sie spielen ein gefährliches Spiel, Herr Reusch!“

„Manchmal muss man gefährlich spielen, wenn man gewinnen will! Ich möchte das als Zeichen gedeutet wissen, dass ich meine Entscheidung durchaus ernst meine!“, sagte Günther und verlor immer mehr die Kontrolle über sein Tun. „Wann, Herr Thomalla, haben Sie die Leiche entdeckt?“

„Gegen Mittag!“, antwortete dieser nach einer Rückversicherung bei seinem Anwalt. „Die genaue Uhrzeit kann ich Ihnen nicht sagen, weil ich nicht auf die Uhr gesehen habe. Aber es muss wohl eine Stunde gewesen sein, bevor sie da waren!“

„Eine ganze Stunde? Was haben Sie in der Zwischenzeit gemacht?“, fragte Günther, obwohl er sich die folgende Antwort denken konnte.

„Ob es eine Stunde oder eine halbe war, kann ich nicht sagen. Als ich die Leiche fand, bin ich sofort ins Haus gegangen und habe die Polizei angerufen.“

„Und den anderen gesagt, dass sie sich verstecken sollen?“

„Nein, das haben die selbst gemacht!“

„Warum?“

„Keine Ahnung! Fragen Sie sie doch! Ist es denn ein Verbrechen, sich vor der Staatsgewalt zu verstecken?“

„Wenn man eine Straftat begangen hat, dann ja!“, sagte Günther.

„Ich denke, dass diese Frage ein Richter klären sollte!“, unterbrach der Anwalt und Günther nickte nur.

„Was haben Sie in der Zwischenzeit gemacht? Ich meine, zwischen der Zeit, in der Sie uns angerufen haben, und unserem Eintreffen? Es liegen nach meiner Schätzung wohl gut und gerne zwanzig bis dreißig Minuten dazwischen!“

„Ich bin drinnen geblieben und habe einen Kaffee getrunken!“, antwortete der Beschuldigte und wirkte keineswegs unaufrichtig.

„Sie haben Kaffee getrunken? Sie haben einen Kameraden...“

„Bitte, Herr Reusch! Wir wissen beide, was Sie mit ‚Kamerad‘ meinen!“

„Sie haben eine Leiche gefunden! Ich gehe mal davon aus, dass Sie die tote Person kennen!“
Kurzes Nicken. „Und dann rufen Sie die Polizei und trinken danach Kaffee? In aller Seelenruhe?! Das müssen Sie mir erklären!“

„Es gibt zwei Gründe! Der erste ist, dass ich keine Spuren an der Leiche hinterlassen wollte.“
Kurzes Zögern.

„Und der zweite?“

„Wir haben den Toten aus unserer Gruppe verstoßen!“

„Ihnen ist schon klar, dass das durchaus ein Motiv sein kann?“, fragte Günther und war nicht nur auf die Reaktion des Verhörten, sondern auch auf die des Anwalts gespannt, den er im Augenwinkel zu beobachten versuchte. Doch dieser blieb wie auch der Befragte völlig entspannt.

„Deswegen bin ich ja drinnen geblieben! Ich meine, in dem Moment, als ich Lars tot aufgefunden habe, war mir klar, dass wir im Arsch sind. Alle Mann! Wer würde uns denn glauben, dass wir diesen Wichser nicht umgebracht haben?“

„Spar dir die Kraftausdrücke!“, ermahnte der Anwalt seinen Mandanten, doch der Tonfall und die Wortwahl boten Günther einen tiefen Einblick in das Verhältnis der beiden, das noch weitaus enger sein musste, als er es bisher vermutet hatte.

„Den Toten einfach nicht melden, das konnten wir nicht. Immerhin wissen zu viele, dass er sich bei uns aufgehalten hat. Früher oder später wären die Bullen bei uns aufgetaucht und wir wären gefickt gewesen, wenn...“

„Frank!“, ermahnte ihn der Anwalt erneut.

„Ist ja schon okay!“, keifte dieser zurück.

„Fahren Sie fort!“, meinte Günther, um den Druck auf den Befragten nicht verpuffen zu lassen.

„Wie gesagt, wir konnten den Toten nicht einfach verschwinden lassen. Also haben wir uns überlegt, dass wir die Bullen rufen und so tun, als hätten wir mit der Sache nichts am Hut!“

„Sie behaupten also, dass Sie nichts mit dem Tod von Herrn Hennstedt – so hieß er doch, nicht wahr? – zu tun haben?“

„So ist es!“

„Dann stellen sich mir ein paar Fragen!“, sagte Günther, um etwas Zeit herauszuholen, um seine eigenen Gedanken zu sortieren. „Warum sollte jemand Herrn Hennstedt töten und ihn dann zu Ihnen in die Scheune legen? Erstens! Zweitens! Wenn es jemanden gibt, dem Sie das zutrauen, brauche ich den Namen. Und drittens: Was machen Sie eigentlich auf dem Bauernhof in Honerath?“

„Das geht Sie mal als Allerletztes etwas an!“, sprang der Anwalt dazwischen. „Sie haben kein Recht, meinen Mandanten zu fragen, warum er sich auf dem Bauernhof aufhält. Dieser Hof ist rechtmäßig gekauft und...“

„Keine Frage! Nein, das meine ich gar nicht!“, unterbrach Günther dieses Mal den Anwalt.

„Was ich damit sagen will, ist, dass es ungewöhnlich ist, dass eine Gruppe von Männern auf einem abgelegenen Bauernhof lebt und...“

„Ist das gegen das Gesetz?“, fragte Frank Thomalla kalt.

„Nicht solange damit kein verfassungstechnisches Problem einhergeht!“, ließ Günther die Katze aus dem Sack.

„Sie sollten aufpassen, was Sie alles behaupten, Herr Reusch“, drohte der Anwalt. „Auch wenn Sie das Tonband ausgemacht haben, ist der Vorwurf einer nationalsozialistischen Vereinigung...“

„Ich habe nichts von einer nationalsozialistischen Vereinigung gesagt, Herr Dr. Mannhold. Das haben eindeutig Sie jetzt ins Spiel gebracht!“

Schlagartig war die vorher nur gespannte in eine eisige Stimmung gekippt. Das Wort war gefallen, worüber alle im Raum nachdachten, es aber bisher niemand wagte auszusprechen.

Nun hatte der Anwalt Günther den Gefallen getan.

„Ist diese Gruppe nationalsozialistisch...?“, fragte Günther daher.

„Nein!“, schoss es aus dem Mund von Frank Thomalla.

„...oder ist die Gruppe Teil einer nationalsozialistischen Vereinigung?“

„Auch das nicht!“, antwortete dieses Mal der Anwalt.

„Und wie erklären Sie sich dann, dass der Tote, der eindeutig und unwidersprochen eben noch ein Teil dieser Gruppierung gewesen sein soll, wohl ein Nazi war? Immerhin hatte er sich das Hakenkreuz auf den Hals tätowieren lassen. Noch eindeutiger geht es doch nur auf der Stirn, oder nicht?“

Das kurze Schweigen war für Günther Antwort genug, dennoch wartete er auf eine gesprochene Antwort, denn in dieser steckte womöglich ein Hinweis darauf, wie diese Gruppierung untereinander funktionierte.

„Sie werden sicherlich in Ihren Datenbanken einige Einträge finden, die ein wenig darauf hindeuten könnten, dass...“, fing der Anwalt in der Not des gemeinsamen Schweigens an, doch dann platzte es aus Frank Thomalla heraus.

„Wir sind völkisch! Wir sind es und sind stolz darauf, arischen Blutes zu sein!“

„Frank, sei still!“, versuchte der Anwalt zu beruhigen.

„Nein! Denn hier geht es um mehr als unsere Überzeugung. Man will uns einen Mord anhängen, den wir nicht begangen haben!“

„Wer sagt denn, dass es ein Mord ist?“, wollte Günther wissen und sah die Blitze, die aus Frank Thomallas Augen sprühten.

„Wir alle wissen doch, dass Lars keinen Selbstmord begangen hat. Das sieht sogar einer, der keine Ahnung von Leichen hat! Aber wir waren es nicht! Und nur weil wir völkisch sind, bedeutet das noch lange nicht, dass wir unter einem Generalverdacht stehen sollten!“

„Zumindest nicht, was Mord angeht, oder?“, fragte Günther und wusste, dass er damit den Bogen überspannt hatte. Doch er hatte schon alles erfahren, was er wollte, ahnend, dass da auch nicht mehr bei den beiden zu holen war.

„Ich denke, dass es jetzt genug ist!“, meinte der Anwalt. „Wie geht es jetzt weiter?“

„Ich werde meinen Einsatzleiter über die neuen Erkenntnisse informieren und dann werden wir entscheiden, wie es weitergeht“, erklärte Günther, nahm das ausgeschaltete Tonband vom

Tisch, stand auf und ging zielstrebig und ohne einen weiteren Blick zu riskieren, als gefühlter Sieger aus dem Raum. Kaum, dass er die Tür hinter sich geschlossen hatte, sah er Claus Franke, wie dieser gerade von einem Kollegen zu ihm gewiesen wurde. In kurzen Sätzen umriss er für den Einsatzleiter, der unter mächtigem Druck zu stehen schien, was er erfahren hatte, sagte ihm aber erst zum Schluss, dass er das Tonband ausgeschaltet hatte.

„Bist du von allen guten Geistern verlassen?“, fuhr ihn Franke daraufhin an, und Günther sah den Hass in den Augen seines Gegenübers. „Wie konntest du nur das Tonband ausmachen? Weißt du eigentlich, in wie vielen Punkten du gegen die Dienstvorschriften verstoßen hast?“

„Ich kann es mir ausmalen!“, sagte Günther ohne Hast oder Aufregung in seiner Stimme. „Aber auch ohne Tonband habe ich alles aufgenommen, nur halt auf meinem Handy!“, sagte er und zog sein Diensthandy aus der Hosentasche hervor. Zunächst starrte Franke entgeistert auf den ihm dahingehaltenen Gegenstand, ehe er ihn sich schnappte und einem Polizisten in die Hand drückte, mit der Anweisung, das Gesprochene vom Handy herunterzuladen.

„Das rettet dich kein bisschen!“, sagte Franke, und da Günther weiterhin keine Reaktion zeigte, wandte sich der Ermittlungsführer von Günther ab und ging strengen Schrittes in das Besprechungszimmer, das in der Zwischenzeit zum Lagerraum umfunktioniert worden war.

„Da hast du ja mächtig ins Klo gegriffen!“, meinte Gerd, als Franke fort war und er zu seinem Kollegen trat.

„Ach, weißt du, Gerd, Claus hält sich nie an die Dienstvorschriften und beugt sie mit jedem Atemzug, pocht aber darauf, wenn es um Kollegen geht. Wem so eine Scheinheiligkeit imponiert, dem soll es imponieren! Bei mir zog die Nummer schon vor Jahrzehnten nicht, wieso sollte sie heute bei mir ziehen?“

Indem er Gerd von hinten kumpelhaft auf die Schulter schlug, machte sich Günther auf den Weg zum Ausgang.

„Günther! Wo willst du hin?“, schrie Franke, der aus dem Lagerraum getreten war, in Günthers Rücken.

„Ich fahre ins Krankenhaus, zu meinem Partner!“, antwortete Günther, ohne anzuhalten oder sich umzudrehen, und überhörte geflissentlich Frankes Antwort, die ihm dieser hinterherschrie.

3. Kapitel

Draußen hatte sich die Temperatur weiter aufgestaut, und die Hitzewallungen, die durch die Straßen der Kleinstadt trieben, ließen Günther sogleich am ganzen Körper schwitzen. Von Durchatmen konnte keine Rede sein, und als er in seinem Dienstwagen die Hauptstraße Richtung Krankenhaus entlangfuhr, genoss er den Moment, als die Klimaanlage begann, den Kampf gegen

die nachmittägliche Temperaturspitze aufzunehmen. Am Marktplatz vorbeifahrend schaute er wie sonst auch über die dort haltenden Autos, die nicht selten aufgrund der Nähe zu der weltweit bekannten Rennstrecke so teuer waren, dass er sie sich niemals in seinem Leben leisten konnte. Der Nürburgring, diese mehr als zwanzig Kilometer lange, in der tiefsten Eifellandschaft gelegene und in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts erbaute Rennstrecke, machte dieses Schaulaufen möglich, und als Günther seinen Wagen auf dem Krankenhausparkplatz abstellte und aus dem Wagen stieg, hatte es die Klimaanlage gerade geschafft, die Innentemperatur auf eine angenehme Gradzahl nach unten zu drücken. Sich mit dem blanken Arm den Schweiß von der Stirn wischend, trat Günther an den Empfangsschalter, wartete, bis eine der Empfangsdamen ihn bemerkte, und erfragte den Raum, in dem sein Partner Thomas Zsolnay lag. Zunächst schaute die Empfangsdame skeptisch hinter ihrem Computer und musterte den Fragenden, doch dann wurde sie gewahr, dass es sich bei Günther um einen Polizisten handelte, als er ihr seinen Dienstausweis hinhielt. Und wie es oft in einer Kleinstadt ist – da wird schon alles seine Richtigkeit haben, wenn die Polizei zu jemandem will, und so nannte die Empfangsdame das Zimmer und Günther dankte. Mit dem Fahrstuhl fuhr er in die zweite Etage, und als er oben ankam, fragte er sich, warum er die wenigen Stufen nicht gerade gegangen war, doch dann schob er den Gedanken an sein Alter und die Abstinenz von jeglichem Sport beiseite, ging durch die gläserne Tür, orientierte sich anhand der Schilder, fand den angegebenen Raum, klopfte an und hörte das Herein, das eindeutig von Thomas kam. Tief durchatmend drückte Günther die schmale Klinke nach unten und die hellgrüne Tür ging nach innen auf.

Er hatte nur mit Thomas und vielleicht einem weiteren Bettnachbarn gerechnet, doch wieso er nicht darauf gekommen war, dass Agnieszka, Thomas' Frau, anwesend sein könnte, war Günther ein Rätsel. Sogleich spannte sich sein gesamter Körper, und als er seinen Gruß an Thomas herunterschluckte, stand Agnieszka auch bereits auf, kam auf ihn zu und bat Günther, vor der Tür zu sprechen. Mit einem kurzen Blick zu Thomas, der jedoch aus dem Fenster hinausschaute und jeden Blickkontakt vermied, ahnte Günther, was jetzt folgen würde. Indem er ihr die Tür aufmachte und sie hinausstapfte, ging er hinterdrein, trat auf den Flur und schloss die Tür hinter sich.

„Sollen wir rausgehen?“, fragte Günther, in der weisen Voraussicht, dass Agnieszka bestimmt nicht ruhig reden würde.

„Von mir aus! Ist vielleicht besser!“, antwortete sie, und auf dem gesamten Weg nach draußen, wobei sie beständig vor ihm ging, sprachen sie kein Wort miteinander. Doch kaum, dass sie aus dem Krankenhaus in die heiße Sonne getreten waren, wollte sie loslegen, doch Günther zeigte auf die kleine Kapelle, die sich direkt neben dem Eingang befand, sodass beide noch ein wenig weiter gingen. Jetzt bemerkte auch Günther, wie sehr es in ihr zu brodeln schien.

„Was ist da auf dem Bauernhof vorgefallen?“, überfiel sie ihn mit einer Bösartigkeit, die er in dieser Form noch nie an ihr gesehen hatte. Auch wenn Agnieszka Günther nicht ausstehen konnte und ihren Mann vor dem eigenen Partner, dem man bestenfalls blind vertraute, immerzu warnte, war sich Günther doch bisher sicher gewesen, dass sie sich in einer Spitz-auf-Knopf-Situation hinter die beiden stellen würde. Doch er schien sich in ihr getäuscht zu haben.

„Wir sind zu dem Bauernhof gerufen worden, dort gäbe es einen Toten!“, versuchte Günther, seine Gedanken so zu ordnen, dass nicht nur Agnieszka, sondern auch er die Geschehnisse noch einmal reflektierend verarbeiten konnte. „Deshalb haben sich die Jungs auf der Wache fertig zum Ausrücken gemacht, aber da wir gerade zu einem Außeneinsatz aufbrechen wollten und bereits alles fertig gepackt hatten, fuhren wir vorsichtshalber schon mal los, um die Lage zu sondieren und zu sichern. Als wir dann auf dem Bauernhof ankamen, kam einer aus dem Gebäude, und wir haben den Toten gesehen. Dann haben wir einige Fragen gestellt und ohne dass wir es erwartet haben, schlug der Mann, der aus dem Haus gestürmt kam, Thomas so stark ins Gesicht, dass er ohnmächtig zusammensackte. Dann habe ich den Mann mit der Waffe in Schach gehalten, ehe die anderen Kollegen kamen und die Situation unter Kontrolle brachten!“

Günther hatte während seiner Nacherzählung der Ereignisse in Agnieszkas Gesicht nach Anzeichen gesucht, was Thomas bisher erzählt hatte, doch es schien nicht viel gewesen zu sein, was Günther auf die Ohnmacht seines Partners schob.

„Danke!“, sagte Agnieszka mit einem Mal, ohne jeglichen Groll in ihrer Stimme, was Günther noch mehr verwirrte.

„Danke?!“, fragte er daher.

„Ja, danke. Es ist gut zu hören, was passiert ist, Günther!“

„Ähm! Ich verstehe nicht, worauf du hinauswillst, Agnieszka. Warum solltest du mir das nicht glauben können? Erzählt Thomas etwas anderes?“

„Das ist ja das Problem! Er kann sich an gar nichts erinnern. Die Ärzte sprechen von einer Amnesie aufgrund des Schlages auf den Kopf. Er wird morgen und übermorgen in eine Spezialklinik nach Bonn gebracht, um herauszufinden, ob der Gedächtnisverlust nur temporär ist oder wie schlimm die Verletzungen sind. Zum Glück ist nach den ersten Tests mit seinem Gehirn wohl alles in Ordnung!“

Daran hatte Günther bisher gar nicht gedacht. Er wusste, dass Thomas bei Bewusstsein war, aber dass er mittel- oder langfristige Schäden von diesem Schlag davontrug, hatte er sich bisher nicht ausmalen können.

„An wie viel kann er sich denn nicht mehr erinnern?“, wollte er daher von Agnieszka wissen.

„Er kennt mich noch! Gott sei Dank! Auch weiß er, wer du bist, und was er sonst so in seinem Leben macht. Aber was er die letzte Zeit gemacht hat – daran kann er sich nicht erinnern. Ich hoffe

einfach nur...“, sagte sie und begann von dem einen auf den anderen Moment an zu schluchzen, und kaum, dass sich Günther versah, hatte er sie in den Arm genommen und ließ die Frau seines Partners, die ihn noch nie hatte ausstehen können, an seiner Brust ausweinen.

„Es wird bestimmt alles wieder gut, Agnieszka!“, flüsterte er etwas hilflos und klopfte ihr sanft auf den Rücken. „Thomas ist ein starker Kerl! Der Schlag war zwar kräftig, aber auch nur so wirksam, weil keiner von uns damit gerechnet hat. Wenn er aus Bonn wieder da ist...“

Nun versagte auch seine Stimme und die gesamte Anspannung der letzten Stunden löste sich in ihm. Günther war keiner, der seine Probleme allzu nahe an sich heranließ, und wann er das letzte Mal geweint hatte, daran konnte er sich nicht einmal erinnern. Selbst als ihn seine Frau mit den zwei heranwachsenden Kindern verlassen hatte, vermochte er nicht einmal zu weinen, doch in diesem Moment, als Agnieszka ihren Gefühlen freien Lauf ließ und die Anspannung von ihm abfiel, musste er sich einige Tränen in den Augenwinkeln verdrücken. Dabei fiel ihm seine Tochter ein, die sicherlich seit einer Stunde oder etwas mehr bei ihm zu Hause wartete. Als Agnieszka etwas ruhiger wirkte, umfasste er ihre beiden schmalen Oberarme, drückte sie sanft von sich weg, suchte nach einem Taschentuch und reichte es ihr. Schnäuzend gelang ihr schon wieder ein verträntes Lächeln, und für Günther schien es, dass mit diesem Tag ein Neustart mit ihr möglich war.

„Darauf muss ich besser achten!“, schwor er sich, als er sie wieder zurück zu ihrem Mann brachte, der sich für den Besuch seines Partners bedankte. Doch als Thomas wissen wollte, was geschehen war, entschied Günther, dass es besser wäre, wenn er das heute nicht erfuhr. Da Agnieszka derselben Meinung war, wünschte Günther seinem Partner gute Besserung, ließ sich das Versprechen geben, dass ihm Thomas morgen eine Nachricht seiner Untersuchungsergebnisse zukommen lassen würde, und entschuldigte sich mit dem Hinweis, dass seine Tochter übers Wochenende vorbeigekommen war und sie bereits zu Hause auf ihn wartete.

„Tanja ist vorbeigekommen?“, fragte Thomas, und obwohl Agnieszka diese Frage Thomas' Gedächtnisverlust zuschrieb, fiel Günther auf, dass er es Thomas erst gar nicht erzählt hatte, da er es selbst beinahe vergessen hatte. Mit diesem unsicheren Gefühl im Bauch verließ Günther das Krankenhaus, stieg in seinen Wagen und wartete einige Augenblicke mit geschlossenen Augen, atmete tief durch und hatte einen gefühlten Herzstillstand, als es plötzlich und völlig unerwartet an seinem Fenster klopfte. Kaum dass er verstand, dass irgendwer ihn sprechen wollte, erkannte er die Person hinter der geschlossenen Scheibe – es war Martin Bauer, der Sohn seines Vermieters aus Antweiler. Die Fensterscheibe herunterlassend, schaute Günther den jungen Sechzehn- oder Siebzehnjährigen scharf an.

„Du hast mich ganz schön erschreckt, Martin!“

„Tut mir leid, Günther. Aber ich habe gedacht, du würdest schlafen! So wie du da in deinem Sitz liegst.“

Instinktiv schaute Günther kurz auf die Uhr in seinem Wagen, doch die hatte sich seit seinem Einsteigen nur um eine Minute nach vorne bewegt.

„Fährst du zufällig nach Antweiler hoch?“, fragte Martin.

„Ja! Soll ich dich mitnehmen?“

„Das wäre super! Dann müsste ich nicht auf den Bus warten! Der kommt erst in einer knappen Stunde!“

„Na komm, steig ein!“, sagte Günther und räumte den Beifahrersitz frei, sodass Martin einsteigen konnte.

„Was machst du denn hier im Krankenhaus?“, wollte Günther wissen, als der Sohn des Vermieters eingestiegen und angeschnallt war.

„Meine Tante liegt hier. Hat die Hüfte kaputt. Und meine Mutter wollte, dass ich mal vorbeischaue. Weil meine Tante mich doch so mag, weißt du!“, antwortete er mit einem seltsamen Grinsen, das Günther jedoch nicht auffiel.

„Und du findest nichts langweiliger, als deine Tante im Krankenhaus zu besuchen!“, dachte sich Günther. Doch anstatt dessen fragte er: „Wann geht es denn bei euch wieder los? Die Sommerferien sind doch bald vorbei, oder nicht?“

„Ja klar, nächste Woche muss ich wieder! So ein Mist! Aber ist ja auch das letzte Schuljahr, danach geht es ab in die Lehre. Wird auch Zeit. Habe keinen Bock mehr auf Schule! Ist doch alles nur kranker Mist, den ich da lernen muss! Wer braucht schon Geschichte oder Biologie! Mathe kann ich ja noch verstehen, aber Kunst?!“

„Nicht jeder will Mechatroniker werden, Martin!“, erklärte Günther, als sie am Stenzer Eck hinauf Richtung Honerath abbogen. Zum Glück hatte er den Jungen dabei, sodass er gar nicht erst auf die Idee kam, nach rechts zum Bauernhof abzubiegen, und als sie durch den Ort durch waren und über die Kreuzung geradeaus Richtung Wirft fuhren, wusste Günther, dass er diesen Fall für heute etwas von sich schieben konnte. An der Abfahrt zur Barweiler Mühle vorbei, durch den kleinen Ort Wirft und mit zügiger Fahrt auf die Kirmutscheider Kreuzung zuhaltend, schwiegen beide und ließen ihre Blicke und Gedanken über die umliegende Landschaft schweifen. Als Günther zur Kreuzung kam und zum Stoppschild langsamer wurde, sah er von der linken Seite, wie ein blauer Sportwagen den Berg hinabgeschossen kam und auf keinen Fall die vorgeschriebenen fünfzig Stundenkilometer einhielt. Wie ein Pfeil, der einen riesigen Luftzug hinter sich her zog, flog dieser Sportwagen vorbei, dröhnte, Vollgas gebend, mit seinem heulenden Motor und war verschwunden, ehe Günther reagieren konnte. Außerdem ahnte er, dass er niemals mit seinem Wagen aus dem Stand eine Chance hatte, diesen Raser zu stellen – und zudem befand er sich außer Dienst, auch wenn es ihn maßlos ärgerte, wie die Autofahrer zuweilen die Eifellandstraßen als persönliche

Rennstrecke nutzten, ohne daran zu denken, dass bei einem etwaigen Unfall auch andere Menschen dabei zu Schaden kommen konnten.

Tief durchatmend sah Günther, dass inzwischen ein alter, schwarzer Kleinwagen hinter ihm stand, sodass er nach rechts blinkte, die Straße nun frei fand und auf die Landstraße Richtung Müsch abbog. Entgegen seiner Abneigung gegen die Raser auf den Landstraßen hielt er sich selbst auch nur bedingt an die vorgeschriebene Geschwindigkeit und war nicht weniger als dreißig Stundenkilometer zu schnell, als er vor Müsch in eine Kurve fuhr, in der nur sechzig erlaubt sind. Sogleich warnte ihn ein blinkend-mahnendes Verkehrsschild an seine überhöhte Geschwindigkeit, und derart ermahnt, bremste Günther auch sofort ab, ehe er in die Ortschaft einbog, die an der Landstraße gelegen war und in der man über ein Abbiegen nach Antweiler fahren konnte.

„Sag mal, Martin“, sagte Günther mit einem Mal, als ihm etwas einfiel, das er seit längerem wusste, aber wie so vieles in letzter Zeit einfach verdrängt hatte, „wird deine Mutter nicht bald sechzig?“

„Übermorgen!“, antwortete der Junge, ohne sonderlich aufzumerken.

„Und? Feiert ihr den Geburtstag groß?“, fragte Günther und versuchte sich zu merken, dass er ihr noch einen schönen Blumenstrauß kaufen musste, da sie ihm seit dem Auszug seiner Ex-Frau nicht selten mit irgendeiner kleinen Hilfe unter die Arme gegriffen hatte.

„Ich glaube, wir gehen ins Dorffrestaurant feiern!“, erklärte Martin.

„Du scheinst dich nicht wirklich darauf zu freuen, oder?“

„Die ganze Verwandtschaft wird kommen! Dann werden sich die meisten auf unsere Kosten die Hücke zusaufen und dann anfangen, herumzustänkern. Dann gibt es wieder Stress mit meinen Eltern, meine Mutter ist schlecht gelaunt und mein Vater haut von der Feier ab. Dann ist meine Mutter sauer, weil mein Vater einfach gegangen ist, und so weiter. Das läuft fast immer so ab! Wie soll ich mich darauf freuen?“, fragte Martin mit einer spürbaren Portion Verdruss, und da Günther darauf nichts einfiel, unterließ er es, zu diesem Thema weitere Fragen zu stellen. Schweigend fuhren sie aus Müsch hinaus und die knapp vier Kilometer an den Wiesen und Feldern entlang, die rechts und links neben der Landstraße zu sehen waren. Nach Antweiler hinein, an den Abzweigungen nach Rodder und Aremberg vorbei, lenkte Günther seinen Wagen die Mittelstraße entlang in die Bergstraße. Kaum dass sie das Haus sahen, in dem beide wohnten, fiel Martin Tanjas Wagen auf.

„Tanja ist zu Besuch bei dir?“, fragte er mit einem Mal unsicher und wurde etwas rot im Gesicht, was Günther aber nicht bemerkte, da er mit dem Lenken und Einparken beschäftigt war.

„Ja, sie ist übers Wochenende zu Besuch.“

Da Martin bewusst war, dass jeder weitere Gedanke, der ihm soeben durch den Kopf ging, ein Hinweis mit dem Lattenzaun in Richtung Günther war, unterließ er es, diesen auszusprechen, und Günther konzentrierte sich auf sein Einparkmanöver in der Einfahrt, bei dem er sein Auto so parkte, dass Josef, Martins Vater, selbst mit dem großen Traktor an ihm vorbei hinter das Haus fahren

konnte. Als er den Motor abstellte und zusammen mit Martin ausstieg, öffnete sich die Tür zu seiner Einliegerwohnung und Tanja trat heraus.

„Papa!“, rief sie und fiel ihrem Vater in die Arme, denn trotz der Entscheidung ihrer Mutter, den Vater zu verlassen, hatten die beiden Töchter ihr enges Verhältnis zum Vater nie verloren.

„Hallo Tanja!“, sagte Martin etwas unsicher und leise, als sie sich von ihrem Vater löste, sah sie zu seinem Glück nicht, dass er knallrot im Gesicht anlief.

„Hallo Martin!“ gab Tanja zurück, schenkte dem Jungen ein kurzes, freundliches Lächeln, wandte sich aber dann zurück zu ihrem Vater.

Obwohl es Tanja nicht bemerkt hatte, war es Günther dieses Mal aufgefallen, wie sonderbar sich Martin verhielt, und indem dieser ins Haus seiner Eltern ging, grübelte Günther darüber nach, warum das so abwegig schien, wenn ein Sechzehn- oder Siebzehnjähriger in seine nur wenige Jahre ältere Tochter verknallt war.

„Das werde ich ihr zu gegebener Zeit mal sagen müssen!“, nahm er sich vor. „Wenn sie es nicht bereits ahnt! Bestimmt ahnt sie es!“

Arm in Arm gingen die beiden in die Einliegerwohnung, die Tanja bereits vollkommen in Beschlag genommen hatte.

„Ich sehe, du fühlst dich wie zu Hause!“, meinte Günther schmunzelnd.

„Klar doch! Ich bin hier zu Hause!“, protestierte Tanja. „Magst du einen Kaffee? Habe gerade frisch aufgesetzt! Außerdem müssen wir einkaufen gehen! Dein Kühlschrank gähnt so vor Leere, dass ich Angst hatte, die Milch nicht zu finden.“

„Ich glaube kaum, dass wir noch was bekommen! Du weißt doch, dass hier die meisten Geschäfte früh zumachen!“, erklärte Günther, nachdem er überschlagen hatte, wie spät es war und ob er noch irgendwo etwas zum Einkaufen bekam. „Aber wir könnten nach Adenau fahren! Ich glaube, dort haben noch ein paar Geschäfte offen!“

„Ach nein, Papa, lass mal! Wir können auch morgen kaufen fahren. Gibt es einen Lieferdienst, der uns was zu essen bringen kann?“, fragte sie und sah an seinem Blick, dass sie sich wohl selbst auf die Suche machen musste. „Was willst du essen? Ich denke, es wird wohl nur einen Italiener geben!“

„Es gibt ein gutbürgerliches Restaurant im Dorf. Wenn du möchtest...“

„Nein, danke, Papa! Ich will lieber zu Hause bleiben und mit dir herumgammeln!“, sagte sie, und wie zumeist konnte Günther seiner Tochter nichts abschlagen. Also suchte sie den Lieferanten und das Essen aus, und nachdem er sich umgezogen hatte, warteten beide quatschend auf den Lieferservice. Indem Tanja ihren Salat und Günther seine Pizza aß, erzählte er ihr von den Ereignissen des Tages, wobei der Fokus seiner Erzählung auf dem Schlag, der Amnesie bei Thomas und der erneuerten Feindschaft zu Claus Franke lag. So verbrachten beide den Abend auf dem Sofa im Wohnzimmer, und als Günther auf Martin und sein Erröten bei Tanjas Erscheinen zu

sprechen kam, bedachte sie ihn mit einem Lächeln und sagte ihm, dass sie kein kleines Kind mehr sei und Martins Reaktion wohl bemerkt, aber auch gleich entschieden hätte, dass es für beide einfacher wäre, wenn sie es einfach ignorierte. Nun musste auch Günther lachen, und als Tanja ihren Vater schlafen schickte, weil er am nächsten Morgen wieder früh aufstehen musste, spürte Günther wie bei jedem Besuch seiner Töchter, wie sehr er den Alltag mit ihnen vermisste – auch wenn er es ihnen in dieser Form natürlich nie sagen würde, einfach schon deshalb, um sie nicht damit zu belasten. Aber insgeheim trauerte er schon sehr der gemeinsamen Ehe- und Elternzeit hinterher, auch wenn darin bei weitem nicht alles rosig gewesen war. Er wünschte seiner Tochter eine gute Nacht und verschwand in seinem Schlafzimmer, wo er aufgrund der Hitze auf dem Bettzeug lag und noch lange darüber nachdachte, warum sein Leben so verlaufen war und warum ausgerechnet an diesem Tag sein alter Konkurrent zurück in sein Leben getreten schien.

4. Kapitel

Das Aufwachen am nächsten Morgen fiel ihm viel schwerer als sonst. Günther hatte fast die halbe Nacht wach im Bett gelegen und seine Gedanken von der einen auf die andere Seite seines Gehirns gewälzt. Dementsprechend brauchte er eine Weile, ehe er sich den Ruck gab, aufzustehen, und erst eine kalte Dusche brachte das Leben in seine Glieder zurück. Seine Tochter schlief noch auf der Wohnzimmerecouch, als er das Haus verließ, und er wunderte sich nicht wenig darüber, wie tief und fest Tanja schlief, während sein Schlaf, seitdem er vor über dreißig Jahren Polizist geworden war, mit den Jahren immer seichter wurde, sodass es nicht gerade selten vorkam, dass ihn zwei sich zankende Eichhörnchen oder eine miauende Katze mitten in der Nacht aufwecken konnten. Seinen Wagen aufschließend, schaute er über das kleine Dörfchen, sah den frühen Nebel, der über dem Boden lag, und atmete die Frische des Morgens ein, die bald verschwunden sein würde. Er schloss kurz die Augen, doch er musste sie gleich wieder öffnen, denn unmittelbar sah er die Leiche im offenen Tor der Scheune liegen – und ja, sie war dort hingelegt worden, demonstrativ! Aber dennoch fehlten ihm die Bezüge zu dieser ganzen surrealen Situation, die für ihn trotz aller Verhöre und bisherigen Ermittlungsergebnisse keinen Sinn ergaben.

„Aber vielleicht ergibt es mehr Sinn, wenn ich mir die ersten Untersuchungsergebnisse von Claus' Team anschau!“ sagte er sich, setzte sich ins Auto, startete den Motor und fuhr eine andere Strecke als am gestrigen Abend nach Adenau – über Barweiler und Wimbach, um in Adenau auf dem Hirzenstein herauszukommen. Den Wagen am Schwimmbad vorbei den kurzen Stich hoch zur Haupt- und Realschule, dann die Kallenbach- und die Alte Poststraße hinunterlenkend, traf er auf die Hauptstraße, bog nach rechts ab und stand eine Minute später hinter der Polizeiwache, wo es nur noch zwei freie Parkplätze gab – ein Zustand, den es in seiner Adenauer-Zeit sonst nie

gegeben hatte. Er schaute auf die Nummernschilder der anwesenden Autos, erkannte die Dienstnummer von Koblenz, aber es standen auch mehrere herum, die er nach Mainz verortete.

„Wahrscheinlich das Landeskriminalamt!“, dachte er sich. „Ergibt auch Sinn, denn wenn es tatsächlich um einen Mord mit nationalsozialistischem Hintergrund handelt, dann müssen die Landesämter mit im Boot sein!“

Indem er in die Polizeiwache trat und sah, welch wuseliges Nest seit dem gestrigen Abend daraus geworden war, kam auch direkt Gerd auf ihn zugestürmt und bat ihn in einen kleinen Raum. Günther, der nicht wenig überrascht war, ließ sich in den Raum schieben und sah, dass Gerd hinter ihm die Tür schloss.

„Gut, dass du das bist, Günther!“

„Was ist denn los? Hier wirkt es, als hätten wir es mit einem Großaufmarsch an Neonazis zu tun!“

„Nein, nein!“, sagte Gerd fahrig, und Günther ahnte, dass sich eine Entwicklung in Gang gesetzt hatte, die nichts Gutes für ihn bedeutete. „Das Landeskriminalamt ist inzwischen vor Ort. Franke behält das Kommando, während die Kollegen aus Mainz ihn unterstützen.“

„Na toll! Was für eine super Nachricht!“, meinte Günther etwas salopp und hielt seinen Mund, als er den strafenden Blick seines Kollegen richtig interpretierte.

„Das ist nicht lustig, Günther. Zumindest nicht für dich! Aber auch für alle anderen nicht!“

„Ist ja gut, Gerd. Schieß los! Was hat sich Franke jetzt wieder ausgedacht?“

„Er hat sich gestern Abend mit den Kollegen aus Mainz eingeschlossen und ihnen alles erzählt. Auch deine Verhörnummer!“

„Deren Ergebnis spricht für sich!“

„Klar! Aber nicht die Vorgehensweise. Man ist mächtig angefressen über deine Dienstvorschriftsverletzung und spielt mit dem Gedanken, dich für die Dauer des Falls zu beurlauben!“

„Sie wollen mich beurlauben?“, fragte Günther erstaunt, und während er diesen Vorschlag angesichts seiner mangelnden Karriereaussichten und seines Alters gar nicht mal so unattraktiv fand, interpretierte Gerd Günthers Verhalten völlig anders.

„Noch nicht!“, antwortete Gerd auf Günthers Frage. „Denn jetzt haben die sich was viel Interessanteres überlegt!“

„Und was?“

„Sie machen dich zu einem Beobachter, der die Aufgabe bekommt, irgendwo mitten im Feld zu sitzen, um darauf zu warten, dass sich auf dem Bauernhof in deine Richtung was tut!“

„Ich soll observieren? Mitten im Grünen? Ohne Wagen wahrscheinlich auch noch!“

„Was denkst du denn? Ein Wagen würde doch auffallen! Es ist geplant, dass wir dich und ein paar andere um den Bauernhof mit Funkgeräten absetzen und dann mit einem Durchsuchungsbescheid...“

„Ihr habt einen Durchsuchungsbescheid? Alle Achtung!“

„Günther!“, mahnte Gerd erneut. „Sie haben uns außerdem vorerst die freien Tage gekürzt. Das heißt kein Wochenende, und solange wir benötigt werden, stehen wir Gewehr bei Fuß!“

„Das dachte ich mir schon“, meinte Günther und stellte sich vor, wie er bei der aufkommenden Hitze des Tages auf irgendeinem Stein oder Holzstück hocken würde, um die Richtung zum Bauernhof zu observieren. Es gab sicherlich Schöneres im Dienst, aber so grausam, wie Gerd es machte, empfand er es gar nicht. „Gut, dass du mich vorgewarnt hast, Gerd!“

„Keine Ursache. Ach ja, du sollst dich gleich bei Franke melden, wenn du da bist. Soll ich dir sagen!“, meinte Gerd und öffnete die Tür.

Indem beide nach draußen traten, bahnte sich Günther den Weg zum Lageraum, klopfte kurz gegen die halboffene Tür und trat ein, ohne ein Herein abzuwarten. Alle anwesenden Köpfe drehten sich zu ihm um, doch nur Frankes und Kossowskys Blick blieben bei ihm haften. Schnell kamen die beiden auf ihn zu und man gab sich partnerschaftlich die Hand, doch das konnte die frostige Stimmung kaum heben.

„Lasst uns in einen freien Raum gehen!“, schlug Franke vor, und so kam es, dass Günther in demselben Raum wie eben, nun jedoch vom Einsatzleiter, seine neue Aufgabe erfuhr. Dank Gerd konnte er mit der Situation spielend umgehen, was seinen Kontrahenten sichtlich ärgerte. Im Folgenden stand Günther Kossowsky Rede und Antwort, wobei Günther wieder einfiel, woher er diesen hageren, aber durchaus drahtigen Mann kannte – von einem früheren Einsatz, in dem er bereits gemerkt hatte, wie gleich Franke und er sich waren.

„Ein klasse Team!“, dachte sich Günther und versuchte dem Kollegen aus Mainz zu erklären, warum er so gehandelt hatte. Auch wenn dieser Günthers Erklärung nachvollziehen konnte und ausdrücklich das Ergebnis lobte, kam er nicht umhin, den Tatbestand der Dienstvorschriftenverletzung als zentrale Anschuldigung gegen Günther hervorzuheben, da der Umgang mit neonationalistischen Verbrechen extrem bürokratisch geregelt sei. Günther entschuldigte sich für sein Vorgehen bei Kossowsky, und da dieser den Vorfall fürs Erste unter den Teppich kehren wollte, platzte Franke die Hutschnur und er stritt sich mit seinem Mainzer Kollegen darüber, dass er als Einsatzleiter diesen Vorfall auf jeden Fall melden werde. Als die beiden ohne Einigung blieben, ging Franke wutentbrannt aus dem Raum und warf die Tür hinter sich zu.

„Mach dir keine Sorgen, Günther. Auch wenn Claus vielleicht am Ende recht hat – was soll dir bis auf ein bisschen Kopfwaschen schon passieren? Wenn das Ergebnis deines Verhörs nicht so gut wäre, dann – na ja, du weißt schon. Aber so? Ich sehe da kein Problem drin!“

„Danke, Marc!“, meinte Günther und hatte sich binnen weniger Augenblicke mit dem Kollegen ausgesöhnt, obwohl im Grunde nie eine wirkliche Fehde bestanden hatte.

„Aber von deinem langweiligen Dienst auf dem freien Feld kann ich dich nicht bewahren!“

„Das macht nichts. Ist vielleicht auch besser, wenn man etwas aus dem Blickfeld verschwindet. Für uns Adenauer Wache ist das Eisen sowieso viel zu heiß, das da gerade geschmiedet wird!“

„Insbesondere, da die Presse jetzt davon Wind bekommen hat und nach meinen Informationen bald hier aufkreuzen wird!“

„Das war doch zu erwarten, oder nicht?“

„Klar. Aber es wäre besser gewesen, wenn wir die Durchsuchung abgeschlossen hätten, bevor die Presse Wind davon bekommt. Jetzt müssen strikt nach Vorschrift vorgehen, denn irgendwas graben diese Geier ja immer aus!“

„Da hast du wohl recht, Marc!“, meinte Günther und erinnerte sich an den entscheidenden Fall, weswegen er nach Adenau versetzt worden war. Auch bei diesem hatte die Presse ihren Anteil gehabt, als sie den Bezirkspolizeipräsidenten aufgrund von Günthers Fehler so unter Druck setzte, dass dieser kaum eine Wahl gehabt hatte.

Was habt ihr denn gestern herausgefunden?“, riss sich Günther von seinen Erinnerungen fort.

„Lass mich raten – nicht viel!“

„Ist das so leicht zu erraten?“, wunderte sich der Kollege.

„Nein, aber ich dachte es mir, weil wir jetzt den Bauernhof bewachen, eine Hausdurchsuchung angeordnet wurde und Claus noch viel genervter als sonst wirkt.“

„Da hast du nicht ganz Unrecht! Immerhin bekommt er viel Druck, dass er den Fall schnell und vor allem sauber aufklären muss.“

„Da komme ich ihm nicht gerade wenig ins Gehege!“, sagte Günther laut und erntete einen missbilligenden Blick. „Ich weiß, ich soll mich professionell verhalten. Er ist Einsatzleiter und bla, bla, bla. Wenn ich den sehe, dann kann ich nicht anders, als mich aufzuregen.“

„Beruhige dich, Günther!“

„Ich bin ruhig! Ruhiger als ich es sonst bin!“, meinte Günther und fühlte sich tatsächlich völlig unaufgeregt. Ganz im Gegenteil. Die Nervosität und Aufregung, die Franke ausstrahlte, ließen ihn umso ruhiger werden. Wie sehr gönnte er diesem aufgeblasenen Dreckskerl eine vernichtende Niederlage!

„Die Leiche ist seit mindestens einem Tag tot, aber nicht länger als zwei!“, begann Kossowsky, die bisherigen Ergebnisse zusammenzufassen, und riss damit Günther aus seinen Gedanken zurück in die Wirklichkeit.

„Das heißt, dass sie wahrscheinlich in der Nacht dorthin gebracht wurde, wie es die Beschuldigten ausgesagt haben, dass sie am Vorabend noch nicht da gelegen hat.“

„Zumindest spricht nichts dagegen!“, meinte Kossowsky und schaute auf seine Uhr. „Komm, ich werde dir nachher mehr erzählen. Jetzt ist erstmal Lagebesprechung. Da wird uns Claus bestimmt etwas mehr über den Sachstand erzählen.“

Doch es kam anders. Auch wenn die versammelten Polizisten darauf drangen, dass die bisherigen Erkenntnisse besprochen wurden, hielt sie der Einsatzleiter kurz an Informationen und besprach hingegen die anstehende Durchsuchung und Observation bis ins letzte Detail. Als Günthers Position benannt wurde, ging ein leichtes Raunen durch den Raum und einige drehten sich zu ihm um. Aber Günther nahm den als öffentlichen Affront gewollten Schlag, ohne mit der Miene zu zucken hin und zählte sich einen weiteren Punkt auf sein persönliches Konto gegen seinen Erzfeind.

Da nach der Besprechung keine Gelegenheit mehr zustande kam, dass Günther noch mal mit Kossowsky sprechen konnte, empfing er ein Lebensmittelpaket und sprach kurz mit den beiden Kollegen Reinhardt und Pieczek vom gestrigen Tag, ehe er sich in einen Bus setzte, der ihn ins freie Feld nahe Honerath und des Bauernhofes bringen sollte.

„Ein ganzer Tag mit den eigenen Gedanken in brennender Sonne! Wie toll!“, dachte sich Günther und schwieg die ganze Fahrt bis zum Ausladepunkt über. Von seiner Position aus konnte er den Bauernhof nicht einmal sehen und musste sich zunächst anhand des Kartenmaterials orientieren, wo eine vermeintliche Fluchstrecke der Verdächtigen sein konnte. Als er das hinter sich hatte, suchte er sich ein Plätzchen auf einem abgestorbenen Baumstumpf unterhalb eines großen Baumes, trank aus der Wasserflasche und empfand diese Aufgabe nicht als Bestrafung, sondern als reine Zeitverschwendung.

„Wenn die Skins hier entlangkommen, dann wäre das ein mittleres Wunder!“, stellte er für sich fest, testete die Funkverbindung zur Zentrale und empfing über das Verstärkermodul eine saubere und fast rauschfreie Antwort seines Kollegen Gerd, der den Einsatz von der Wache aus koordinierte.

„Wie ist die Großwetterlage bei euch auf der Wache?“, fragte Günther, aber die ausweichende Antwort und vor allem Gerds Tonfall in der Stimme ließen Günther zu der Überzeugung kommen, dass die Gespräche entweder mitgeschnitten oder anderweitig protokolliert wurden. Also verabschiedete er sich wieder aus der Leitung und begann, in der Gegend umherzustarren.

Lange Zeit passierte gar nichts, sodass sich Günther alsbald über das recht schmale Verpflegungspaket hermachte. Die Sonne zog über den Baum hinweg und alles schien in völliger Ruhe dazuliegen, als Günther mit einem Mal ein Geräusch hörte, ein Knattern, das langsam näherkam. Kaum dass er ahnte, aus welcher Richtung das Knattern kam, sah er bereits, dass es sich um einen Traktor handelte, auf dem ein Eifler Bauer saß. Nichts, worüber sich Günther Gedanken machen musste, sodass er sich auch nicht hinter den Baumstamm zurückzog, sondern brav und artig grüßte, was ihm verwunderte Blicke des Bauern einbrachte, die beinahe dazu geführt hätten, dass dieser seinen Traktor in den Graben neben dem geteerten Wirtschaftsweg gelenkt hätte. In höchster Not riss der Bauer das Lenkrad herum, musste nun auf der Gegenseite gegensteuern, und Günther konnte beobachten, dass es noch bis fast zur nächsten Kurve dauerte, bis der Lenkende die vollständige Ruhe in sein Gefährt zurückgewonnen hatte. Danach passierte wieder für lange Zeit gar nichts. Günther blickte alle fünf Minuten auf seine Uhr, zog seine Jacke aus und hängte diese an einen Ast. Er schwitzte, bekam langsam Kopfschmerzen und hatte sich diese Warterei einfacher vorgestellt.

„Gerade mal kurz nach elf. Erst in knapp drei Stunden wollen die den Bauernhof durchsuchen! Das wird sicherlich zwei Stunden dauern, was heißt, dass ich noch mindestens fünf Stunden hier brüten muss!“, rechnete er sich vor und verlor den letzten Rest seines ursprünglichen Arbeitseifers. Während der nächsten zweieinhalb Stunden waberte der Freitagmittag vor den Augen Günthers hin und her, und beinahe hätte er die Bewegung verpasst, die quer über die Felder Richtung Bauernhof zuhielt. Ein Mann, keine Frage, das war Günther schnell klar, und zwar ein junger.

„Ob der zum Bauernhof will?“, fragte er sich und hatte schon das Funkgerät in der Hand, doch dann ließ er die Hand wieder sinken und starrte geradeaus, so starr vor Schreck, als wäre er eine Maus, die erkennt, dass sie in der Falle sitzt.

„Das kann doch nicht sein...“, sagte er sich und schaute ein weiteres Mal zu dem jungen Mann, der dort über die Felder ging. Es war eindeutig Martin, der Sohn seines Vermieters; das erkannte Günther am Gang, aber auch an der Kleidung, da er dieselbe wie am Vorabend trug. Jetzt erst wurde ihm bewusst, wie sich der Junge auch äußerlich verändert hatte. Die Frisur war um einiges kürzer als sonst – das hatte Günther gestern noch bemerkt und für eine Reaktion auf die große Hitze gehalten, doch die auffällige Kleidung ließ in diesem Zusammenhang kaum einen Zweifel zu.

„Warum ist mir das gestern nicht schon aufgefallen?“, fragte er sich und beobachtete gebannt, wie Martin beinahe das Feld überquert hatte und direkt auf einen kleinen Wald zuhielt. „Soll ich ihn aufhalten, oder...? Was, wenn er zu der Gruppe gehört und die anderen ihn bei der Hausdurchsuchung finden? Dann kann ich wohl nichts mehr machen, wenn er Franke in die Arme läuft. Aber soll ich überhaupt was machen? Und wie komme ich in Antweiler an, wenn ich einen

Jungen verhaftete, der nachweislich mit den Skins herumhängt? Denn wohin anders soll Martin denn wollen?“

Während er sich diese Gedanken machte und kaum zu einer passenden Antwort fand, war Martin unter den Bäumen des kleinen Wäldchens verschwunden.

„Jetzt ist es sowieso zu spät! Die Frage ist nur, ob ich den Vorfall jetzt melde oder davon ausgehe, dass sie ihn schon finden werden. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Martin sich dann wehrt. Aber ich habe mir auch nicht vorstellen können, dass er zu den Skins gehört! Keine leichte Sache!“

Indem er sich immer wieder die Frage stellte, ob er die Veränderung melden sollte, verlor er die Zeit aus den Augen, und mit einem Mal knackte es in der Leitung und Franke meldete sich.

„Achtung! Alle Mann auf Position! Wir gehen auf mein Kommando von allen Seiten auf den Bauernhof los! Wenn einer fliehen will – einmal warnen, danach auffordern, dann ein Schuss über den Kopf! Das sollte reichen! Wenn ihr...“

Günther hörte nur mit einem Ohr hin, was Claus Franke über den Funk den Einsatzkräften mitteilte. „Wie die Zeit verflogen ist!“, sagte er sich und blickte auf seine Uhr. „Zwei Uhr! Wenn die gleich loslegen, werden die wohl in weniger als fünfzehn Minuten wissen, wie viele im Bauernhof anwesend sind! Ich muss nur warten, bis...“

„Los! Alle Mann los!“, dröhnte es aus dem Funkgerät, und Günther wusste, dass die Hausdurchsuchung, die eher einer Erstürmung gleichkam, begonnen hatte. Wie viele Polizisten nun gleichzeitig auf das Gelände stürmten und wie viele im Hintergrund absicherten, wusste er nicht, aber allein die Gruppe um Franke musste knappe fünfzehn Mann stark sein, rechnete Günther in Gedanken vor. Indem er auf das lauschte, was er in den Fetzen im Funkgerät verstand, malte er sich auf Basis seiner Erfahrungen von früheren Einsätzen aus, was dort auf dem Bauernhof vor sich ging. Worte wie Vorwärts, Raum gesichert, Rückseite sicher, Keine Bewegung, Hintertür sicher, hatte er schon so oft gehört, dass es ihm irgendwie seltsam vorkam, dass er jetzt hier draußen in der Hitze unter einem Baum saß und darauf wartete, dass das Team die Hausdurchsuchung erfolgreich abschloss.

„Alle Mann gefunden und identifiziert. Keiner geflüchtet, kein Unbekannter!“, meldete sich ein unbekannter Polizist über Funk.

„Kein Unbekannter?“, fragte sich Günther augenblicklich und stand von seinem Baumstumpf auf. Sein ganzer Körper fühlte sich wie elektrisiert an. Was war vorgefallen? Hatte Martin auf dem Weg zum Bauernhof etwas von der Bewegung festgestellt? Hatte die ihm vielleicht gesteckt, dass er sich besser aus dem Staub machen soll? Wohin konnte er denn dann gegangen sein? Vielleicht Richtung Reifferscheid oder Wirft, um dort in einen Bus zu steigen oder sich von seinem Vater abholen zu lassen? Vielleicht hatte er auch dort einen Kumpel, oder, oder... Günther war sich bewusst, dass

es viele Optionen gab, die möglich erschienen, doch der Umstand, dass er den Sohn seines Vermieters eindeutig Richtung Bauernhof gehen gesehen hatte, ließ so viele Fragen offen, dass er sich entschied, seine Wachposition zu verlassen und selbst Richtung Bauernhof zu gehen. Den Wald verlassend, schaute er sich nach allen Seiten um, fand aber keine einzige Menschenseele und begab sich in der sengenden Mittagssonne über das leicht abschüssige Feld zu dem Waldstück, in dem Martin verschwunden war. Dieses erreichend, mussten sich erstmal seine Augen an die Dunkelheit gewöhnen, doch obwohl das seine Zeit brauchte, sah er dadurch nicht mehr als eine weite Fläche Wald, die wohl hinter dem Bauernhof beginnen und bis zu diesem Punkt führen musste. Langsam unter die Bäume tretend und sich nach allen Seiten umschauend, ob sich nicht doch irgendwer im Dickicht bewegte, knarzte es im Funkgerät und ein Kollege meldete sich direkt bei Günther, dass dieser nicht auf seiner Position sei. Günther zuckte merklich zusammen und hantierte hektisch an seinem Funkgerät herum, wollte die Frequenz umstellen, doch als dies alles nicht funktionieren wollte, schaltete er es ab.

„Sollen die doch denken, was sie wollen! Und Franke wird sich sowieso was denken!“, sagte er sich, wischte sich den Schweiß von der Stirn und orientierte sich in dem Waldstück. Wenn er jetzt weitergehen würde, käme er linkerhand an dem Bauernhof vorbei, wenn er sich weiter rechts hielt und den Berg hinaufwanderte, sicherlich auf die Straße nach Reifferscheid. Sollte er direkt auf den Bauernhof zusteuern, fragte er sich und überlegte, was er eigentlich von dem Verlassen seines Wachpostens erwartet hatte.

Nun begann sein Handy in seiner Hosentasche zu klingeln, und als Günther es endlich aus seiner Hose herausgefummelt hatte, sah er auf dem Display, dass die Dienststelle anrief.

„Bestimmt Franke! Oder Gerd! Oder Kossowsky! Irgendwer, der mir sagen will, dass ich sofort und ohne zu Zögern zurück auf die Wache kommen soll!“, dachte sich Günther und stellte das Handy auf lautlos, wartete, bis der Anrufer aufgab, und schaltete das gesamte Gerät auf lautlos. Nun, da wohl jegliche Tarnung und jedes Anschleichen durch seine Unaufmerksamkeit vernichtet worden waren, entschied Günther, sich in Richtung des Bauernhofes aufzumachen, um nachzusehen, welche Möglichkeiten es noch gab, falls er jemals wieder auf das Gelände musste. Dass er dabei Martin finden würde, hielt er für ausgeschlossen, und kaum, dass er die Rückseite des Bauernhofs durch die Baumstämme im Hintergrund zu sehen bekam, drang erneut dieser stinkende Geruch in seine Nase, den er am vorherigen Tag sogleich nach dem Aussteigen bemerkt hatte.

„Was das wohl ist?“, fragte er sich, doch da er nicht eindeutig verorten konnte, woher der Geruch kam, schlich er weiter an den Bauernhof heran, umkurvte diesen ein wenig zur Seite und beobachtete ganz genau, ob sich etwas bewegte. Als er nahe genug herangekommen war, um hinter

den vorhängelosen Fenstern etwas entdecken zu können, sah er, dass sich Menschen auf dem Bauernhof befanden, die auffällig wirkten.

„Das müssen die Skins sein!“, sagte er sich und überlegte, warum sie nicht zu Verhörzwecken mitgenommen worden waren. „Wahrscheinlich hat Frankes Team nichts gefunden und sie mussten unverrichteter Dinge wieder abziehen! Das wäre auf jeden Fall zum Lachen!“, sagte sich Günther und hätte beinahe eine kleine Kuhle im Waldboden übersehen, in die er getreten wäre. Einer Ahnung nachgehend schob er das Laub zur Seite und erhoffte sich eine Entdeckung, doch unter dem Laub befand sich nur Luft, umgeben von feuchter Erde.

Um im Boden nach einem möglichen Versteck zu suchen, hatte Günther seinen Blick für einige Momente vom Bauernhof nehmen müssen, und als er jetzt in der Hocke saß und seinen Blick schweifen ließ, bemerkte er, dass sich etwas auf ihn zubewegte. Nicht direkt, aber auf jeden Fall in seine Richtung, und sogleich schoss sein Puls in die Höhe. Möglichst wenige Geräusche machend, versuchte sich Günther hinter einen dicken Baumstamm vorzuarbeiten, während er die Bewegung gleichzeitig im Auge behielt. Als er es geschafft hatte und sich für den Moment einigermaßen sicher fühlte, bemerkte er, dass er im direkten Blickfeld eines der Fenster im Bauernhof saß. Er musste sich nun zwischen zwei Übeln entscheiden und blieb lieber im Blickfeld des Bauernhofs, da er die Gefahr des auf ihn Zukommenden als größer einschätzte. Günther wartete und hörte kaum mehr als seinen eigenen Herzschlag. Dann das Geräusch eines knackenden Zweiges, ganz in der Nähe. Günther versuchte, seinen Atem anzuhalten, schloss für einen Moment die Augen und hatte das Gefühl, dass der sich durch den Wald Bewegende stehengeblieben war. Eine unendlich lang wirkende Zeitspanne folgte, in der Günther versuchte, nicht nur kein Geräusch zu machen, sondern auch den Bauernhof – und insbesondere das Fenster – im Blick zu halten. Nie zuvor in seinem Leben hatte sich der Polizist sehnlicher gewünscht, dass sich unter ihm der Boden auftat, sodass er ungesehen verschwinden konnte. Was war ihm nur eingefallen, dass er dieses Wagnis auf sich nahm? Nicht nur, dass er sein Leben riskierte, nein, er riskierte auch die gesamte Ermittlung. Was würden die beiden Anwälte mit ihm alles anstellen, wenn sie erfuhren, dass die Durchsuchung des Bauernhofs von einer verdeckten Ermittlung begleitet wurde, die nicht einmal mit dem Einsatzleiter abgesprochen war? Die Sekunden zogen sich zu kleinen Ewigkeiten, und als Günther sich einen Ruck gab, mit Nachdruck aufstand und hinter dem Baum erschien, fiel ihm auf, dass ihm nichts auffiel, nur die Weite des Waldes, die vor ihm in ihrer gesamten Düsternis lag. Instinktiv spannten sich alle seine Muskeln an, da er einen Angriff in seinem Rücken erwartete, doch auch dort war niemand zu sehen.

„Wie war das zu erklären?“, fragte er sich, schaute Richtung Bauernhof, erkannte in einem Spalt zwischen Haupthaus und Scheune, dass dort auf dem Platz ein teurer Oberklassewagen stand, und war sich sicher, dass einer der Anwälte diesen fuhr. Kurz darüber nachdenkend, ob er dieses bisher

eingegangene Risiko weiter erhöhen wollte, entschied er sich dagegen, da ihm nicht aufgehen wollte, was er zu erwarten hoffte. Daher überprüfte er ein weiteres Mal die Umgebung und verließ seinen Beobachtungsposten in die entgegengesetzte Richtung zum Bauernhof. Eine Zeit lang drehte er sich noch jeden fünften Schritt um, doch mit der Zeit ahnte er, dass ihn niemand verfolgte, und so ging er mit jedem Schritt entspannter Richtung Waldrand. Als er diesen erreichte und in die heiße Mittagssonne trat, bemerkte er, dass er deutlich weiter die große Wiese hinabgegangen war, sodass er sich nach oben orientierte. Als er den Rand von Honerath erreichte, nahm er sein Handy aus der Hosentasche, bemerkte, dass es immer noch auf lautlos stand, und rief Gerd auf dessen Handy an, dass er ihm einen Wagen nach Honerath schicken solle. Gerd fragte nur einmal, was sich Günther bei seinem Verlassen seines Postens gedacht hatte, und bestätigte seinem Kollegen, dass er bald abgeholt werden würde. Günther lief die kurze Strecke bis ins Dorf, und indem er sich in die Bushaltestelle auf der Honerather Hauptstraße setzte, atmete er das erste Mal seit dem Verlassen seines Wachpostens richtig auf.

„Das wird Ärger geben! Viel Ärger!“

Dessen war sich Günther bewusst. Aber es war ihm auch ein Stück weit egal.

5. Kapitel

Das Aufstehen und Verlassen ihres Vaters am frühen Morgen hatte Tanja nicht mitbekommen. Ohne sich einen Wecker gestellt zu haben, schlief sie bis in die späten Morgenstunden, reckte sich auf der Wohnzimmercouch, auf die sie wie immer bestanden hatte, da sie nicht wollte, dass ihr Vater mit seinem belasteten Rücken auf dem etwas ungemütlicheren Sofa schlief. Da sie sich am Vortag dazu entschieden hatten, lieber etwas liefern zu lassen, anstatt einkaufen zu gehen, war die Leere im Kühlschrank nicht behoben, sodass sie sich im Badezimmer beeilte, schnell anzog und ihre Sachen für ihre Handtasche zusammensuchte, ehe sie mit dem Schlüssel, den ihr Günther gegeben hatte, die Haustür abschloss. Kaum, dass Tanja aus dem Schatten des Hauses in die pralle Sonne des späten Vormittags trat, wurde sie geblendet und nahm ihre linke Hand als Schirm an die Stirn. Sie suchte ihr Auto und fand es am Bürgersteig der Antweiler'schen Seitenstraße stehen, hinter einem schwarzen Kleinwagen, an den sie sich nicht erinnern konnte, dass dieser gestern dort geparkt hätte. Ohne sich weitere Gedanken zu machen, stieg sie ins Auto ein, legte ihre Handtasche auf den Beifahrersitz, prüfte das Lenkrad, das so aufgeheizt war, dass sie sich beinahe die Hände daran verbrannte, und startete den Motor. Den Rückwärtsgang einlegend, setzte sie ein paar Meter zurück, schaute in den Rückspiegel, ließ einen Wagen vorbei, ehe sie ausscherte und mit langsamer Geschwindigkeit Richtung Hauptstraße fuhr. An der Kreuzung angekommen, wartete sie kurz, schaute in beide Richtungen, befand diese frei und fuhr ohne große Hast nach links, weil ihr Navigationsgerät das als optimale Strecke empfahl. Nur wenige Meter weiter verließ sie Antweiler

in Richtung Fuchshofen, fuhr an Feldern, Wiesen und Wäldern vorbei, folgte dem gemächlichen Bachlauf der Ahr und dachte über die Dinge nach, die sie in den Geschäften in Adenau für ihren Vater und sich besorgen wollte. Während sie so dahinfuhr, genoss sie die Schönheit, Ruhe und Abgeschiedenheit der Natur, die übergrünen Wiesen und Bäume, die farbenfrohe Natur der Blumen, doch mit dieser Freude war es von dem einen auf den anderen Moment vorbei, als sie im Rückspiegel sah, wie ein schwarzer Wagen mit deutlich höherer Geschwindigkeit aufholte, sich hinter sie setzte und drängelte. Tanja versuchte, ein bisschen schneller zu fahren, doch die kurvenreiche Strecke ließ kaum eine Überholmöglichkeit zu, und als sie sich entschied, einfach an der nächsten Haltemöglichkeit rechts an den Rand zu fahren, um den Drängler vorbeizulassen, konzentrierte sie sich nach vorne und bemerkte nicht, wie der schwarze Wagen trotz lang gezogener Kurve ausscherte und sich neben sie setzte. Erst als der Wagen direkt neben ihr war, auf gleicher Höhe, bemerkte Tanja ihn, und obwohl sie noch abbremsten wollte, konnte sie nicht mehr verhindern, dass der schwarze Wagen sie seitlich rammte, so heftig, dass sie in der Linkskurve mit einem Mal geradeaus fuhr, zu schreien begann, die Hände vom Lenkrad und vor die eigenen Augen riss, die Kontrolle über das Auto verlor, das geradewegs die leichte Böschung hinab raste. Tanjas Glück war es, dass an dieser Stelle die Böschung hinab zur Ahr zwar sehr steil, aber nahezu ohne Hindernisse war, sodass der Wagen erst zum Stehen kam, als er mit seiner Motorhaube in das seichte Wasser keilförmig eintauchte und abrupt in seiner Vorwärtsbewegung gebremst wurde. Dabei schlug Tanja mit voller Wucht in den Sicherheitsgurt, der Airbag wurde ausgelöst, und Augenblicke später verlor sie ihr Bewusstsein. Daher bekam sie nicht mit, wie der schwarze Wagen nach dem Rempler sofort am Straßenrand angehalten hatte und die Insassen dem Auto des Opfers nachblickten, solange, bis dieses von der Ahr gebremst wurde. Sich nach allen Seiten umsehend, stiegen die zwei Insassen aus, warteten, bis ein fremdes Auto vorbeigefahren war, und liefen die Böschung hinab, zu Tanjas Auto, in der Hoffnung, dass sie ihr Opfer nicht getötet hatten – denn es wurde lebend gebraucht.

6. Kapitel

Gerd hatte erahnt, dass Günther nicht gerade von Claus Franke selbst abgeholt werden wollte, und Markus Reinhardt geschickt, jener Kollege, der mit ihm und Tomas Pieczek die erste, wohl unerlaubte Hausdurchsuchung auf dem Bauernhof durchgeführt hatte.

„Na, hast du dir die Sonne auf den Pelz brennen lassen?“, meinte Markus mit einem Lächeln, doch dieses erstarb sogleich, als ihm Günther mit dem ersten scharfen Blick bedeutete, dass er nicht zum Scherzen aufgelegt war.

„Erzähl mir bitte kurz und knapp, was auf dem Bauernhof passiert ist!“, forderte Günther von dem jungen Kollegen, der auch sogleich mit dem Reden begann.

„Ich war zwar nicht dabei, habe aber neben Gerd gehockt und damit das meiste mitbekommen!“, begann der junge Kollege, während er den Wagen in einer Seitenstraße in Honerath drehte, um zurück nach Adenau zu fahren. „Bis wann weißt du, was passiert ist?“

„Das letzte, was ich gehört habe, war die Auflösung der Hausdurchsuchung!“, antwortete Günther. „Dann weißt du doch das meiste!“

„Nicht wirklich, oder? Wir draußen hatten keine Verbindung zu der Frequenz, auf der Franke mit Kossowsky und den anderen kommunizierte. Ich habe nur gehört, dass die Untersuchung keine neuen Personen identifizierte und auch ansonsten schnell vorbei war.“

„Klar war die schnell vorbei!“, sagte Markus und musste lächeln. „Zunächst lief alles nach Plan! Die Kollegen durchsuchten alle Räume und fanden niemanden Neues. Das war schon die erste Enttäuschung. Aber als sie die Mordwaffe auch nicht fanden und erkannten, dass im ganzen Haus überhaupt nichts Seltsames zu finden war, fragten sie sich schon, was das Ganze soll.“

„Wie meinst du das? Sie fanden nichts! Nicht mal irgendwas, das verboten ist oder auf einem Index steht?“

„Nichts!“, wiederholte Markus. „Der ganze Bauernhof wirkt, als würden dort ganz normale Menschen leben. Keine Spur von irgendwelchen neonationalen Aktionen. Wir waren doch auch drin gewesen! Keine Fahnen, keine verbotenen Schriften, keine rechte Musik, rein gar nichts! Und wenn man es genau nimmt, sehen die Kerle zwar so aus, aber bis auf das Hakenkreuz auf dem Hals der Leiche haben die Kollegen nicht mal ein weiteres Abzeichen gefunden. Es war, als hätten die über Nacht alles vernichtet und weggeräumt.“

„Das kann ich mir kaum vorstellen!“, meinte Günther und dachte nach, wie diese Erkenntnisse in seine Gedanken passten. „Du sagst also, dass kaum etwas so richtig darauf hinweist, dass das Neonazis sind.“

„Nicht das kleinste bisschen!“

„Haben die Jungs einen Keller? Oder einen Speicher? Was ist mit der Scheune?“

„Wurde alles gestern schon durchsucht. Heute noch mal, nur feiner. Nichts! Als wäre das ein Feriencamp für erwachsene Kinder, die mal auf dem Bauernhof arbeiten wollen!“, scherzte Markus, und Günther stellte fest, dass seinem Kollegen ein wenig der nötige Ernst fehlte. Doch das wollte er jetzt nicht zum Thema machen.

„Dann gibt es für mich nur zwei Möglichkeiten: Entweder haben die alles Verdächtige weggeräumt, oder das Vermutete war niemals dort!“

„So kann man es kurz zusammenfassen!“, entgegnete Markus und lenkte seinen Wagen das Stenzer Eck hinunter auf den Kreisel zu.

„Was habt ihr denn über die Leute auf dem Bauernhof herausgefunden?“

„Da wird die Sache dann schon spannender.“

„Ach ja?“

„Ja! Vor allem, weil es keine Akten zu den Personen gibt!“

„Wie? Es gibt keine Akten? Ich meine, sind die verlorengegangen, oder was?“

„Nein, es gab anscheinend niemals Akten. Die Personen auf dem Bauernhof tauchen weder als Neonazis in irgendeiner Akte auf, noch ist jemals einer von ihnen straffällig geworden. Daher hat der Richter auch keine Haftbefehle ausgestellt. Damit hatte Franke nichts in der Hand und musste unverrichteter Dinge wieder abziehen. Das alles passt durchaus in das Bild der erwachsenen Kinder auf dem Bauernhof.“

„Was ist, wenn der Tote ein Neonazi war und die anderen auf dem Bauernhof keine sind?“, dachte Günther laut nach, als er seinen Blick über die wenigen Menschen schweifen ließ, die sich bei dieser gestauten Hitze in Adenau befanden.

„Wie meinst du das?“

„Denk doch mal nach. Wenn die Personen auf dem Bauernhof keine Nazis sind, sondern zu einer anderen Gruppierung gehören und der Nazi macht Stunk, wird ermordet und...“

„Und was?“, fragte Markus und lenkte den Wagen am Adenauer Marktplatz vorbei.

Irgendwie passten Martin, der Sohn seines Vermieters, der Gestank, die verschwundene Person im Wald und die Lage, die ihm Markus erzählte, nicht zusammen. Nichts ergab für Günther einen Sinn, außer dass der Tote zweifellos mal etwas mit einer nationalsozialistischen Gruppierung zu tun gehabt haben musste. Wer trug sonst schon ein Hakenkreuz als Tattoo auf der sichtbaren Haut?

„Es passt nicht! Ich meine, warum sollten sich diese Jungs um Frank Thomalla auf einem abgeschiedenen Bauernhof in der Provinz einnisten und die Polizei rufen, weil ein Toter in der Scheune gefunden wird, dann Thomas niederschlagen, weil... Ach, keine Ahnung! Mir fehlt gerade etwas der Bezug zu dem Thema. Es ist einfach viel zu warm zum Denken!“

Indem sie die restlichen Augenblicke schwiegen, bog Markus am Leidinger Platz nach rechts ab und fuhr auf den Parkplatz hinter die Wache.

„Mach dich auf ein Donnerwetter gefasst! Franke ist mehr als kochend auf dich zu sprechen!“, meinte Markus, ehe er ausstieg.

„Was kann der auch schon anderes als zu explodieren!“, sagte sich Günther und stieg ebenfalls aus.

Kaum, dass die beiden von hinten in die Wache eingetreten waren, stürmten auch bereits Claus Franke mit Marc Kossowsky im Schlepptau auf den Vermissten zu.

„In den Lageraum! Sofort!“, keifte Franke und zeigte mit seinem ausgestreckten Arm auf den umfunktionierten Meetingraum.

Zum Glück für die Tür kam noch Kossowsky hinter Franke, sonst wäre diese so heftig ins Schloss geknallt, dass selbst der Letzte auf der Wache gewusst hätte, dass es in diesem Augenblick im

Lageraum rauchte. Doch auch so ahnten alle, was dem alten Polizisten drohte, und gespannt hielten alle ein Auge auf die geschlossene Tür, während sie versuchten, ihre Arbeit wenigstens mit halber Intensität weiterzumachen.

Günther hatte damit gerechnet, dass Franke ihn direkt mit Fragen bedrängen würde, was ihm einfiel und so weiter, doch da hatte er sein Gegenüber unterschätzt, denn dieser wartete erst einige Momente ab und beobachtete seinen Widersacher von früher.

„Eine Beurlaubung ist noch das Mildeste, was wir mit dir machen können!“, durchschnitt mit einem Mal Kossowskys Stimme die raumgreifende Stille. „Du hast dich gegen die Absprachen verhalten, und das, obwohl wir dich ausreichend gewarnt hatten, dass du dich in diesem Fall ab jetzt in jeder Situation an die Dienstvorschriften und Claus’ Ansagen hältst! In jeder Situation!“

„Und was machst du, kaum dass man dich aus den Augen lässt?“, fragte Franke nun weiter, doch Günther wollte erst einmal den ersten Sturm abwarten, ehe er auf die offensichtlichen Angriffe antwortete. „Schweigen ist auch ein Eingeständnis deiner Schuld!“, sagte Franke jedoch und schob gleich hinterher, dass Günther ohne jede weitere Stellungnahme mit sofortiger Wirkung bis zum Ende des Falls vom Dienst beurlaubt sei und sich nach dem Abschluss desselben vor einem Untersuchungsausschuss der Bezirksdirektion für sein falsches Verhalten verantworten müsste. Ohne ein weiteres Wort abzuwarten, drehte sich Franke und verließ erstaunlich ruhig den Raum.

„Mach’s kurz, Marc! Wir brauchen den Raum gleich für die Besprechung!“, sagte er noch, kurz bevor er die Tür hinter sich schloss.

„Geht klar, Claus!“, antwortete dieser und wartete, bis die beiden Polizisten alleine waren. „Ich konnte nicht viel machen – die Ansage kommt aus Koblenz. Da muss Claus gut auf den Putz gehauen haben und...“

„Lass es gut sein, Marc. Ich habe ja damit gerechnet. Ich konnte mir an zwei Fingern abzählen, dass Claus diese Verletzung der Dienstvorschrift zum Anlass nimmt, um mich aus dem Spiel zu werfen!“

„Was zum Geier hat dich da draußen geritten, deine Position ohne Rücksprache mit dem Einsatzleiter aufzulösen?“, wollte Marc wissen, und Günther musste stark an sich halten, den Sohn des Vermieters nicht zu verraten. Auch wenn er ahnte, dass diese Erklärung vielleicht als Anlass genommen werden konnte, dass die Beurlaubung noch mal auf den Tisch zurückkam, so war Günther dennoch bewusst, dass er Martins Auftauchen nicht gemeldet hatte und so seine Kollegen in Gefahr gebracht hatte – wissentlich. Das konnte vor einem Untersuchungsausschuss weitaus schwerer wiegen, und so antwortete Günther ausweichend.

„Ist es jetzt nicht mehr egal, welche Gründe ich hatte?“

„Je nach Grund nicht!“, meinte Kossowsky und suchte in Günthers Blick eine Spur.

„Irgendwann wäre ich sowieso mit Claus aneinandergeraten. Da war das einfach eine gute Gelegenheit, ohne großes Aufsehen aus dem Fall auszuschneiden!“, log Günther und sah, dass ihm sein Gegenüber kein Wort glaubte.

„Wenn das wahr wäre, hättest du scharf nachgedacht!“, meinte Kossowsky auch sogleich und zeigte auf die Tür. „Wir brauchen den Raum gleich zur Lagebesprechung.“

„Ja, klar!“, sagte Günther, und da sich beide nichts mehr zu sagen hatten, öffnete Kossowsky die Tür und trat nach draußen, gefolgt von Günther, auf den die meisten Blicke im Raum geheftet waren. Ohne jeden einzelnen abzufangen oder gar zu erwidern, ging Günther in einen Nebenraum, in dem sich die Männer umkleideten, öffnete seinen Spind, nahm ein paar Dinge hinaus, ehe er aus dem Raum zurück in den Hauptraum trat, in dem die Emsigkeit zurückgekehrt war. Von Franke und Kossowsky war nichts mehr zu sehen, sodass Günther davon ausging, dass sie bereits wieder im Lageraum waren, um sich hinter geschlossenen Türen zu beratschlagen.

„Eine erfolgreiche Durchsuchung sieht anders aus!“, dachte sich Günther, als er durch den Hinterausgang in die pralle Nachmittagssonne trat – am ganzen Himmel war kein einziges Wölkchen zu sehen. „Da ist meine Beurlaubung nur ein kurzes Zwischenhoch, wenn ich mir vorstelle, wie die Presse diesen Fall aufbauschen wird. Bin mal gespannt, was morgen in den Tageszeitungen stehen wird. Ist nur verwunderlich, dass bisher noch keiner der Fritzen hier zu sehen ist!“

Indem er in seinen privaten Wagen einstieg, den er am vorigen Tag hier abgestellt hatte, den Motor startete und ihn vom Hof der Polizeiwache lenkte, verpasste er die ersten Presseleute nur um wenige Minuten. Da sich Günther daran erinnerte, dass sein Kühlschrank zu Hause leer war, und er nicht bei Tanja nachfragte, ob sie bereits unterwegs war, wollte er sich und seiner Tochter das lästige Einkaufen abnehmen und fuhr daher über den Straußenpesch zu den Supermärkten, die sich im angrenzenden Gewerbegebiet befanden. Dort auf dem Parkplatz lenkend stellte er seinen Wagen ab und kaufte allerhand Lebensmittel ein, viel mehr, als sie beide übers Wochenende brauchen würden, doch er wollte auf keinen Fall, dass sich seine Tochter bei ihm unwohl fühlte. Bei diesem Gedanken musste er lächeln, obwohl ihm eigentlich eher zum Weinen zumute war, denn immer mehr wurde ihm in den letzten Jahren bewusst, dass seine beiden Töchter zu erwachsenen Frauen geworden waren, deren Jugend er nach dem Wegzug seiner Ex-Frau nach Mainz vollständig verpasst hatte. Zudem war seine andere Tochter Nadine gerade auf einem Austausch in Amerika – so weit waren seine beiden Kinder bereits auf ihrem Weg in die Selbständigkeit.

Als er an der Kasse stand und merkte, dass er nicht genügend Bargeld dabei hatte, musste er mit seiner Karte zahlen, was er nur äußerst ungern tat – er war noch ein Mann alter Schule, der Bargeld am besten fand. Während das Gerät eine Verbindung mit seiner Bank aufbaute, ließ er seinen Blick

über die nachstehenden Personen wandern, und als ihm eine Frau in den Blick kam, die eine frappierende Ähnlichkeit mit Martins Mutter hatte, kamen die gesamten Gedanken mit einem Schlag zurück – Martin auf dem Bauernhof und sein seltsames Verhalten in Richtung Tanja, Marias Geburtstag am morgigen Samstag und der ganze Fall.

Doch gerade von diesem Fall würde er sich lösen müssen, wenn er nicht wollte, dass diese Beurlaubung zu einer echten Gefährdung seines Beamtenstatus' führte, und so nahm er sich zwar vor, irgendwann einmal mit Martin über die Geschichte auf der Honerather Wiese zu sprechen, aber nicht heute und auch nicht am Wochenende.

„Erst wenn der Fall abgeschlossen ist!“, sagte er sich, verstaute die Lebensmittel in seinem Kofferraum, startete den Wagen und fuhr dieses Mal nicht durch Adenau, sondern über Breidscheid, Quiddelbach und Barweiler zur Kirmutscheider Kreuzung – jener Ort, an dem ihm gestern der Raser begegnet war. Dieses Mal war er auf der Vorfahrtsspur, hielt sich jedoch an die Geschwindigkeitsbegrenzung und fand die Kreuzung frei von jedwedem Auto.

Als er nach Antweiler hineinfuhr, bremste er scharf ab und freute sich mit einem Mal riesig, mit seiner Tochter das ausgedehnte Wochenende verbringen zu können – frei von jeglicher Verpflichtung. Dementsprechend war die Verwunderung groß, als er Tanjas Wagen nicht in der Straße fand, und er hatte plötzlich die Befürchtung, dass sie fortgefahren sein könnte – zunächst aus Angst, dass sie wieder abgefahren war, weil sie sich nicht wohl fühlte, doch dann kam ihm der Gedanke, dass sie wahrscheinlich nur einkaufen gefahren war. Er parkte seinen Wagen, kramte sein Handy aus der Hosentasche, suchte die Nummer seiner Tochter und drückte auf Wählen.

„Hoffentlich hat sie noch nichts besorgt!“, sagte er sich und wurde mit jedem Tuten in der Leitung nervöser, bis sich sein Gefühl löste, als abgehoben wurde. Doch die Mailbox antwortete und Günther wusste für einen Moment nicht, was er tun sollte. „Was ist mit mir los?“, fragte er sich, legte auf und wählte erneut. „Es ist ja fast, als würde ich meinen, es wäre was passiert! Dabei wird sie nur einkaufen sein und schaut nicht auf ihr Handy!“, sagte er sich, aber sein Innerstes sagte etwas anderes.

Während er sich die Mailbox-Ansage ein zweites Mal anhörte, stieg er aus, sprach seiner Tochter nach dem Piepton aufs Band und hoffte, dass sie es noch früh genug abhören würde, doch dann wurde ihm klar, wie schlecht oft das Netz in dieser Gegend war, was ihn ein wenig beruhigte. Kaum, dass er sein Auto in Gedanken abgeschlossen hatte und es wieder aufschloss, da sich die Einkäufe noch im Kofferraum befanden, trat Maria, seine Vermieterin, auf ihn zu. Das Erschrecken über ihr anschleichendes Herankommen spielte Günther innerlich herunter und schenkte der morgen Sechzigjährigen ein Lächeln.

„Ihre Tochter ist bei Ihnen?“, fragte die Hausbesitzerin.

„Übers Wochenende!“, antwortete Günther, als ihm eine Idee kam. „Sie wissen nicht zufällig, wo sie hinwollte? Wir waren hier verabredet, doch vielleicht ist sie einkaufen...“

„Wenn sie einkaufen ist, dann ist sie schon sehr lange weg!“, erwiderte Maria Bauer, und Günther merkte, dass sich sein Unterleib sogleich heftig zusammenzog.

„Was meinen Sie denn damit?“

„Ich habe Ihre Tochter heute Vormittag, so kurz nach elf, mit dem Wagen wegfahren sehen.“

„Und seitdem?“

„Habe ich weder sie noch den Wagen gesehen! Ihr ist doch nichts passiert, oder?“

Genau das war Günthers Sorge, und als er orientierungslos auf sein Handy blickte, als könnte es ihm eine Antwort auf seine drängenden Fragen geben, erzählte Frau Bauer einfach weiter.

„Was mich etwas wunderte, war, dass da ein schwarzer Wagen parkte, und als ihre Tochter wegfuhr, fuhr dieser hinterher. Nur wenige Augenblicke und...“

„Was sagen Sie da? Was meinen Sie mit einem schwarzen Wagen?“

„Ist das wichtig? Ich meine...“

„Frau Bauer! Erinnern Sie sich bitte an jedes Detail. Wie sah der schwarze Wagen aus? Haben Sie den Fahrer oder die Fahrerin gesehen?“

Indem sie den schwarzen Kleinwagen beschrieb, den Günther noch in seinen Erinnerungen an die Kirmutscheider Kreuzung verorten konnte, begann sich in ihm eine innerliche Wut aufzubauen – auf sich und diesen Fall, mit dem dieser schwarze Wagen etwas zu tun haben musste. Denn sonst wären das eindeutig viel zu viele Zufälle – und wenn Günther eines in seiner langen Dienstzeit gelernt hatte, dann war es, dass es nur wenige solcher Zufälle gab.

„Was, wenn Tanja entführt worden ist? Oder gar umgebracht wurde! Nein, daran will ich gar nicht denken!“, zwang sich Günther zurück zu Frau Bauer, der er für ihre Beobachtungen dankte.

„Es ist doch alles in Ordnung, oder?“, fragte sie mehr neugierig als besorgt, und obwohl Günther nicht verstehen konnte, wieso sie einen solch offensichtlichen Fehlschluss ziehen konnte, beschied er sie mit einer Lüge und sah ihr hinterher, wie sie ins Haus davonging.

„Was mache ich als Nächstes?“ Diese Frage war es, auf die er keine Antwort zu finden schien. „Ich muss Franke und Kossowsky informieren! Und Annemarie! Meine Güte, sie wird mir den Kopf abreißen! Wenn Tanja was passiert ist, dann...“ Doch daran konnte und wollte er nicht denken, sodass er in seine Wohnung ging, merkte, dass er die Einkäufe draußen am Auto stehen gelassen hatte, doch es gab Wichtigeres in diesem Moment. Er suchte das Festnetztelefon, und da es sich nicht finden ließ, nahm er sein Handy zur Hand, wählte die Nummer der Wache und bekam einen seiner jüngeren Kollegen zu sprechen, der Kossowsky an den Apparat holte, da Franke nur abwinkte.

„Marc hier. Was ist los, Günther?“, meldete sich der Mainzer Kollege.

„Meine Tochter ist weg. Wahrscheinlich entführt!“

„Jetzt mal ganz ruhig, Günther. Da kann vieles passiert sein! Wie kommst du darauf, dass...“

„Weil meine Vermieterin beobachtet hat, wie ein schwarzer Kleinwagen meiner Tochter gefolgt ist, als sie heute einkaufen fahren wollte. Und als ich gestern Abend nach Hause gefahren bin, ist mir auch ein schwarzer Kleinwagen gefolgt. Er hat sogar dieselben Schäden!“

„Und warum hast du das gestern noch nicht...“

„Das ist doch scheißegal, Marc! Meine Tochter ist entführt worden und vielleicht nicht mehr...“, schrie Günther und verlor zunehmend die Kontrolle.

„Günther! Beruhige dich! Wenn du dich jetzt aufregst, bringst du uns nicht weiter. Gut, gehen wir vom Schlimmsten aus. Wann hat deine Nachbarin...“

„Meine Vermieterin. Wohnt im selben Haus.“

„Gut, wann hat sie das beobachtet?“

„Gegen elf, sagt sie“, antwortete Günther und merkte am Schweigen in der Leitung, dass Marc durchaus akzeptierte, dass das kein gewöhnliches Verhalten war.

„Ich komme zu dir. Ich sage Claus Bescheid und komme dann mit einem deiner Kollegen vorbei. Die Dienststelle weiß, wo du wohnst?“

„Ja. Beeil' dich bitte. Mir wird schon ganz schlecht, wenn ich daran denke, dass Tanja...“

„Stell dir das nicht vor, Günther! Wer weiß, was passiert ist!“, sagte Marc am Telefon. „Setz dich hin und warte auf uns! Wir sind gleich da!“

„Alles klar!“, gab Günther zu verstehen, ehe er auflegte, sich tatsächlich setzte und wie in Trance in seinem Telefonbuch nach dem Eintrag seiner Ex-Frau Annemarie suchte, obwohl er die Nummer auch im Handy gespeichert hatte – er merkte gar nicht, wie er von jetzt auf gleich auf Notprogramm gewechselt war.

„Günther? Was ist passiert? Du rufst nicht an, wenn nichts ist!“, fragte sie auch gleich, nachdem sie abgenommen hatte.

„Tanja ist weg.“

„Was meinst du damit?“

„Ich habe noch keine Ahnung. Ich war heute auf der Arbeit, wir haben da einen heftigen Fall. Meine Vermieterin sagt, dass Tanja gegen elf weggefahren sei und dass...“

Ihm brach bei der Vorstellung die Stimme weg.

„Günther! Was ist los!“, schrie nun Annemarie ins Telefon.

„Ein schwarzer Kleinwagen soll ihr gefolgt sein.“

Obwohl er nun ein Gewitter seiner Ex-Frau erwartete, blieb sie erstaunlich ruhig. Ein eisiges, schier endlos scheinendes Schweigen entstand in der Leitung.

„Ich komme zu dir. Jetzt haben wir kurz nach vier! Ich muss noch packen, Bescheid sagen; bin dann gegen sechs bei dir. Keine Widerrede!“, beschloss sie, doch Günther war in diesem Moment alles recht. Wenn dieser Fall und seine Beteiligung dazu geführt hatten, dass jemand seine Tochter entführt hatte, dann wäre sowieso alles anders gewesen, als es jemals war.

7. Kapitel

Die wildesten Gedanken schossen in seinem Kopf durcheinander, und nur durch einen seltsamen Zufall geschah es, dass er aus seinem Fenster auf die Straße hinausblickte, just in dem Moment, als Martin die Straße hinaufkam. Sofort sprang Günther auf und eilte zur Tür, riss diese auf und sah, wie Martin die Einkäufe neben Günthers geparktem Auto fand, scheinbar dachte, dass diese noch hineingetragen werden mussten, die Schlaufen der Tragetasche aufnahm und diese mit zum wartenden Polizisten brachte.

„Ich muss mit dir sprechen!“, sagte Günther und wusste nur, dass Martin vielleicht etwas wusste, das ihm helfen konnte.

Die Tragetasche mit den Lebensmitteln entgegennehmend, ließ er den Jungen in seine Einliegerwohnung. Dieser folgte Günthers Aufforderung ohne Nachfrage, und nachdem er sich in Günthers Wohnung orientiert hatte, setzte er sich auf die aufgeräumte Couch und wartete.

Günther stellte derweil die Tragetasche in die Küche und kam dann in den Raum zurück.

„Du musst ruhig bleiben!“, mahnte Günther sich selbst, dass er nicht zu schnell zu viel verriet, doch Martin machte nicht den Anschein, als würde er die Nervosität seines Gegenübers verstehen.

„Möchtest du was trinken?“

„Nein, danke, Günther. Du möchtest bestimmt über den Geburtstag meiner Mutter sprechen und...“

„Das auch!“, log Günther und merkte, dass er etwas tun musste, damit das Gespräch nicht vor sich hin dudelte. „Nein, nicht wirklich. Ich habe eine Frage an dich!“

„Ja?“ fragte Martin, als Günther für einen Moment zögerte.

„Ich habe dich heute Mittag gesehen.“

„Ach!“, platzte es aus Martin heraus, und Günther sah, wie sich der Junge mit einem Mal unsicher fühlte. „Wo denn?“

„In Honerath!“, erwiderte Günther und sah den Schock in den Augen des Jungen. „Du bist über eine Wiese gegangen. In Richtung eines Waldes. Da habe ich dich gesehen.“

„Wieso? Ich meine...“

„Wieso ist dort war? Polizeiarbeit.“

Da diese Antwort zu einem belauernden Schweigen auf beiden Seiten führte, musste Günther sich anstrengen, um die Informationen nicht vollständig abzuwürgen.

„Kannst du mir sagen, was du dort gemacht hast?“

„Was soll ich da schon gemacht haben?“, fragte Martin zurück, und Günther erkannte den leichten, aggressiven Tonfall in seiner Stimme. „Ich bin nach Reifferscheid gegangen. Zu meinem Kumpel Arne!“

„Arne, wer?“

„Arne Schäfer. Gartenstraße...“

„Ist gut, Martin. Hör zu, ich habe ein großes Problem. Außerdem glaube ich nicht, dass du auf dem Weg nach Reifferscheid warst.“

„Ach nein? Wieso nicht?“

„Weil freitags nach der Schule ein Bus nach Reifferscheid fährt. Wenn du also...“

„Vielleicht habe ich den verpasst!“, blaffte der Junge mit einem Mal hervor, und Günther wusste, dass dieser kurz vor dem Aufspringen und Gehen war, sodass er sich etwas einfallen lassen musste.

„Okay, Martin. Lassen wir das. Hör mir jetzt bitte genau zu, denn es ist wirklich wichtig!“ Martin nickte nur kurz. „Ich weiß, dass du nicht nach Reifferscheid unterwegs warst, sondern zu dem Bauernhof, der etwas abseits von Honerath liegt.“ An der Reaktion des Jungen konnte Günther erkennen, dass er absolut richtig lag, was ihn einerseits innerlich erschreckte, ihn aber andererseits auch ermutigte, weiterzumachen. „Ich weiß nicht, was du da auf dem Bauernhof machst oder wie gut du die Bewohner kennst, aber ich muss dir sagen...“

„Es ist nicht so, wie du denkst!“, sagte Martin, und obwohl er sich nicht klar war, welche Gedanken diese Worte in Günther auslösten, wollte er sich erklären. Das spürte Günther, doch noch war der Junge nicht so weit, nicht nur alles zu erzählen, sondern vor allem die Wahrheit.

„Wann warst du das letzte Mal auf dem Bauernhof? Ich meine, vor heute?“

„Ich war heute nicht auf dem Bauernhof. Soweit kam ich gar nicht. Ich wurde vorher abgefangen und bin nach Hause geschickt worden. Ich bin dann nach Reifferscheid, zu Arne und...“

„Das glaube ich dir, Martin, keine Frage. Aber wann warst du das letzte Mal auf dem Bauernhof?“

„Mittwoch! Ja, Mittwoch!“, antwortete der Junge.

„Gut. Ich erzähle dir jetzt was, das du auf keinen Fall irgendeinem weiter erzählen darfst! Außerdem darfst du auf keinen Fall – ich wiederhole – auf keinen Fall noch einmal zum Bauernhof gehen.“

Da ihn Martin nur abschätzig anblickte und keinerlei Reaktion zeigte, musste Günther diese Reaktion als Zustimmung werten, allein, um nicht alles zu riskieren, was er bisher erfahren hatte.

„Wir sind gestern zu dem Bauernhof gerufen worden. Ein Frank Thomalla hat uns gerufen. Kennst du diesen Thomalla?“

„Klar kenne ich den! Der ist sowas wie der Chef des Bauernhofs! Der hat mich...“ Doch dann stockte seine Rede.

„Ja?“, fragte Günther.

„Ach, nichts.“

„Gut, dann behalte es für dich. Also, dieser Frank Thomalla rief uns, weil sie eine Leiche in der Scheune entdeckt hatten.“

„Eine Leiche?“ platzte es aus Martin heraus, und Günther erkannte aufgrund seiner langjährigen Berufserfahrung, dass Martin davon bisher nichts wusste.

„Eine Leiche! Ein gewisser Lars Hennstedt. Hast du ihn gekannt?“

„Lars?“ wunderte sich Martin. „Lars ist tot?“

„Du kennst diesen Lars?“

„Klar kenne ich Lars. Er war...“

„Was war er?“

„Na ja, so was wie der Clown. Ich meine, einer, der immer gut gelaunt ist, Scherze macht und...“

„Ich verstehe. Und dieser Frank Thomalla ist anders?“

„Ganz anders. Der lacht nie. Zumindest habe ich ihn noch nie lachen sehen.“

„Die Fragen, die ich dir jetzt stelle, sind wichtig, Martin. Aber du merkst auch, dass du nicht mehr zurückkannst, auf den Bauernhof, meine ich. Oder?“

„Ich glaube schon“, sagte Martin und biss sich so stark auf die Lippen, dass diese an einer Stelle aufplatzten und zu bluten begannen.

„Bei einem Toten endet der Spaß, Martin! Deswegen ist es für mich wichtig, zu erfahren, ob Lars noch am Mittwoch, als du das letzte Mal auf dem Bauernhof warst, gelebt hat.“

Der Junge dachte nach; zunächst glaubte Günther daran, dass sich Martin zu erinnern versuchte, doch in seiner Mimik spielte noch etwas völlig anderes hinein – eine tief sitzende Angst.

„Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht daran erinnern, ihn am Mittwoch gesehen zu haben!“

„Martin! Du musst mir die Wahrheit sagen!“

„Das ist die Scheißwahrheit, Günther!“, explodierte Martin, sprang vom Sofa auf, hielt nur sehr kurz dem scharfen Blick des Polizisten stand, ehe er sich zur Tür abwandte und gehen wollte.

„Warte, bitte“, versuchte es Günther mit Verständnis, und tatsächlich hielt Martin im Gang ein; jedoch ohne sich umzudrehen. „Tanja ist verschwunden!“, sagte Günther mit einem Mal und er spürte, dass seine Augen feucht wurden, ohne dass er etwas dagegen tun konnte.

„Was meinst du damit?“ wollte Martin nun wissen und drehte sich um. Ob es der Ausdruck in Günthers Gesicht war oder seine Worte, konnte der Polizist im Nachhinein nicht mehr nachvollziehen, doch es bewirkte, dass Martin zurück zur Couch kam und sich niederließ. „Was meinst du damit, Günther?“

„Ich glaube, dass Tanja entführt wurde!“, antwortete der Gefragte. „Deswegen ist es so wichtig, dass du mir alles sagst, was du über den Bauernhof weißt. Ich wollte dir das mit Tanja eigentlich nicht sagen, aber bevor du gehst, und ich die vielleicht beste Quelle über den Bauernhof verliere...“

„Wieso denkst du, dass Tanja entführt wurde? Und warum denkst du, dass die Leute vom Bauernhof dahinterstecken?“

„Ich habe dir doch erzählt, dass wir gestern auf den Bauernhof gerufen worden waren“, begann Günther, nachdem er für sich beschlossen hatte, dass er das Risiko eingehen wollte, dass Martin die ganzen Informationen nicht für sich behalten würde. „Als wir ankamen, hat uns dieser Frank Thomalla empfangen. Wir begannen unsere Befragung und kaum, dass wir die ersten Antworten bekamen, schlug dieser Thomalla meinen Kollegen Thomas bewusstlos. Ich bedrohte ihn mit meiner Waffe und hielt ihn so lange in Schach, bis meine Kollegen kamen und ihn festnahmen. Die anderen hielten sich versteckt und wurden ebenfalls festgenommen. Wir haben sie dann verhört und eigentlich nichts erfahren. Alles war Chaos und ist es immer noch. Ich bin dann zu meinem Kollegen gefahren, ins Krankenhaus, zu Thomas, der...“

„Was denn?“, fragte Martin, als Günther mitten in seiner Erzählung stoppte.

„Er kann sich nicht mehr erinnern. An nichts mehr, was in der letzten Zeit passiert ist. Na ja, jedenfalls saß ich im Wagen, als du an meine Scheibe geklopft hast. Dann sind wir zusammen nach Antweiler gefahren.“

„Stimmt.“

„Kannst du dich noch an die Kirmutscheider Kreuzung erinnern? Wie der Irre von Barweiler heruntergeschossen kam?“

„Klar kann ich mich an den erinnern!“

„Während wir gewartet haben, sah ich einen schwarzen Kleinwagen im Rückspiegel“, sagte Günther und beobachtete genau, ob Martin bei der Erwähnung eines schwarzen Kleinwagens reagierte, doch dieser blieb ohne eine auffällige Reaktion, „und eben jener schwarze Kleinwagen – zumindest nehme ich das an – ist heute Morgen meiner Tochter gefolgt, als sie weggefahren ist. Deine Mutter hat das beobachtet.“

„Meine Mutter?“, wunderte sich Martin, obwohl sich auch seine Gedanken nur um Tanja drehten.

„Es sind einfach zu viele Zufälle, wenn die Entführung und die Ereignisse auf dem Bauernhof nicht zusammenhängen würden!“, fasste Günther zusammen. „Nicht auf dem Land. Hier habe ich kaum solche Feinde, dass man meine Tochter entführt!“

„Woher weißt du denn, dass sie entführt wurde?“, fragte Martin, und kaum, dass er diese Worte ausgesprochen hatte, ahnte er, dass jede andere Annahme keine war, die Günther durchdenken wollte – insbesondere nicht, weil die Leute vom Bauernhof scheinbar auch nicht vor einem Mord zurückschreckten. „Entschuldige.“

„Ist schon in Ordnung, Martin. Aber jetzt verstehst du, warum es mir so wichtig ist, zu erfahren, was auf dem Bauernhof so alles passiert. Denn von selbst erzählen die Jungs mal gar nichts, und dieser Anwalt, Dr. wie auch immer, macht es uns nicht gerade einfacher!“

Zwischen beiden kehrte für einige Augenblicke eine Stille in den Raum ein, die greifbar schien. Während Günther hoffte, den Jungen mit seiner Offenheit auf seine Seite gezogen zu haben, versuchte Martin, den Ansturm seiner Gedanken und Schuldgefühle Herr zu werden.

„Ich habe dir nicht die ganze Wahrheit gesagt! Lars lebte am Mittwoch noch!“, sagte Martin mit einem Mal.

„Erzähl weiter! Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?“

„Mittwochnachmittag. So gegen vier Uhr, glaube ich. Ich saß...“ Erneut stockte seine Stimme.

„Du saßest wo? Komm schon, Martin, das ist wichtig!“, flehte Günther beinahe.

„Wenn ich dir das erzähle und Frank davon erfährt, dann ist klar, dass es von mir kommt!“, erklärte Martin und hatte nun seinerseits feuchte Augen – jedoch nicht aus Trauer, sondern aus purer Angst.

„Von mir wird er es nicht erfahren!“, schwor Günther und ahnte, dass er mit dieser Entscheidung in seiner Funktion als Polizist wichtige Informationen zurückhalten musste.

Er sah, wie Martin mit sich rang.

„Was in diesem Jungen wohl gerade alles vorgehen muss?“, fragte sich Günther, doch zugleich schien er viel mehr zu wissen, als er bisher preisgegeben hatte. Das konnte auch bedeuten, dass er entscheidende Hinweise darauf hatte, wo die Entführer Tanja gefangenhielten – wenn es denn eine Entführung war –, doch an alles andere wollte und konnte er nicht denken.

„Lars und Frank haben sich am Mittwoch heftig gestritten!“, begann Martin und Günther ließ ihn erzählen. „Das Problem ist, dass die beiden dachten, sie wären alleine, doch als sie auseinandergingen – Lars mit blutiger Nase – sah Frank mich auf der Bank sitzen!“, sagte er und Günther bemerkte, wie stark Martins Lippen zitterten. „Ich war stocksteif und konnte nur nicken, als Frank mir drohte, dass ich das keinem erzählen dürfte. Er drohte mir mit so schlimmen Sachen, die ich mir nicht einmal ausdenken könnte, wenn ich das Maul nicht halten würde. Ich konnte nur nicken und hoffte, dass das so schnell wie möglich vorbeiging. Dann wurde ich nach Hause geschickt. Auf dem Weg nach draußen schaute ich nach Lars, doch der war nirgendwo zu sehen. Also bin ich nach Hause gegangen. Von Honerath bis nach Antweiler! Wie und wann ich hierhergekommen bin – keine Ahnung!“

„Über was haben die beiden gestritten?“, wollte Günther wissen und sah erneut, wie stark der Junge mit sich kämpfen musste.

„Ich habe das nicht genau verstanden. Zuerst ging es um irgendein Thema, von dem ich nichts verstehe. Die sprachen von irgendwelchen Apparaturen, irgendwelchen Formeln, chemischen Zusammensetzungen, aber das war alles hochspezifisch. Ich habe das nicht verstanden, wollte mich auch eigentlich wegstellen, aber das ging nicht – dann hätten sie mich gesehen. Also habe ich gewartet, bis sie fertig waren.“

„Kannst du dich noch an irgendwelche Begriffe erinnern, über die sich die beiden unterhalten haben?“, fragte Günther und war zum Zerreißen gespannt.

„Nein, leider nicht. Ich kann mir das nicht merken. Auch im Chemieunterricht gelingt mir das kaum.“

„Na gut. Aber du sagtest, dass es um diese Formeln und Apparaturen nur am Anfang ging!“

„Richtig. Je länger der Streit dauerte, desto mehr ging es um das Thema, warum Frank eigentlich glaubte, dass er der Anführer sei, und dass sich Lars das nicht länger gefallen lassen würde.“

„Es war also ein Streit über die Rangfolge innerhalb der Gruppe?“, dachte Günther laut.

„So kam es mir vor, ja!“, antwortete Martin, und Günther dachte darüber nach, was das für den ganzen Fall bedeutete. Sicher war für ihn jetzt, dass er Frank Thomalla ein Motiv nachweisen konnte, doch dieser würde sofort wissen, dass Martin geredet haben musste, weswegen er auf keinen Fall so einfach mit dieser Information rausrücken durfte. Außerdem hatte er dem Jungen geschworen, nichts davon weiterzuerzählen. Und wenn er ehrlich zu sich selbst war, interessierte ihn der Tote schon lange nicht mehr, sondern nur noch das Überleben seiner Tochter.

„Was hast du...? Ich meine, Martin, was hast du eigentlich auf dem Bauernhof gemacht?“, fragte Günther und erinnerte sich daran, dass Kossowsky versprochen hatte, sich auf den Weg zu machen, sodass er auf die Uhr blickte und feststellte, dass er jeden Moment auftauchen konnte.

„Wie meinst du das?“

„Du hast doch sicherlich gemerkt, dass mit den Jungs auf dem Bauernhof nicht alles normal ist, oder?“

„Ich verstehe nicht, was du meinst, Günther! Was soll mit denen nicht normal gewesen sein? Außer, dass Frank ein wenig seltsam ist...“

„Nehmen wir zum Beispiel den Lars! Der hatte doch eine Tätowierung auf dem Hals.“

„Das stimmt“, antwortete Martin, jedoch in einer Art, dass sich Günther Sorgen machte.

„Diese Tätowierung hat dich nicht stutzig gemacht?“, fragte er deswegen ausweichend.

„Nein! Warum? Sollte sie?“, fragte Martin, und seine offene Unwissenheit ließ Günther innerlich aufatmen.

„Nein, nicht wirklich. Erkläre ich dir ein andermal. Ist jetzt auch nicht so wichtig. Ich dachte nur, dass du damit was anfangen konntest. Aber das ist nicht schlimm!“, log er und konnte sich kaum vorstellen, dass ein Jugendlicher in Martins Alter noch nichts von dem Hakenkreuz und seiner Bedeutung gehört hatte. „Was habt ihr denn auf dem Bauernhof getrieben?“

„Keine Ahnung. Dies und das! Meistens haben wir zusammengesessen und Bier getrunken.“

„Ihr habt Bier getrunken?“, wunderte sich Günther.

„Du verrätst auch nichts meinen Eltern? Meine Mutter würde ausrasten, wenn sie wüsste, dass ich irgendwo anders Bier trinke und rauche.“

„Du rauchst?“

„Nur, wenn ich was trinke.“

„Und mehr habt ihr auf dem Bauernhof nicht gemacht?“

„Doch, schon. Ab und an habe ich mit angepackt, wenn es was zu tun gab. Die Scheune aufräumen oder abwaschen. So was in der Art.“

„Und die Jungs auf dem Bauernhof kamen dir nicht seltsam vor?“

„Nein! Kein bisschen. Wir haben zusammengesessen und...“

„Ich meine, worüber habt ihr gesprochen?“

„Über dies und das. Über die Schule, über Mädchen, das ganze Zeugs halt.“

„Wie bist du denn dazu gekommen? Ich meine, auf den Bauernhof! Und vor allem: Seit wann hältst du dich da auf?“

„Ach, keine Ahnung. Muss wohl schon ein paar Wochen her sein. Da bin ich in Honerath ausgestiegen, weil ich jemanden...“ Er unterbrach sich selbst, und Günther ahnte, dass diese Geschichte keine war, die Martin erzählen wollte. „Auf jeden Fall bin ich dann von Honerath zu Arne zu Fuß gegangen und an dem Bauernhof vorbeigekommen. Die kamen direkt zu mir und haben mir ein Bier in die Hand gedrückt. Das hat keine fünf Minuten gedauert, und wir waren Kumpels!“

Kaum dass sich Günther vorstellte, wie das Ganze vonstattengegangen sein musste, hörte er, wie draußen vor der Tür ein Auto zum Stehen kam.

„Da kommt jetzt ein Kollege von mir.“

„Du hast deine Kollegen gerufen?!“, sprang Martin auf und war von dem einen auf den anderen Moment stocksauer.

„Beruhige dich, Martin! Ich habe versprochen, dass ich nichts verrate, und ich halte mich an meine Abmachungen.“

„Schwörst du das?“

„Ich habe es zwar schon geschworen, aber ja, ich schwöre es dir noch mal!“, sagte Günther und sah, wie sich der sprungbereite Körper Martins etwas entspannte. „Pass auf! Ich musste meine Kollegen rufen, weil Tanja verschwunden ist. Wenn die gleich reinkommen, sage ich denen, dass ich dachte, dass du vielleicht Informationen hättest, doch du warst bis eben noch in der Schule und dann bei einem Kumpel in Reifferscheid. Dann haust du ab und ich halte dicht. Versprochen!“

Martins Nicken musste ihm als Bestätigung reichen, und so ging Günther zur Tür und trat in das Helle des Tages hinaus, den Jungen im Rücken.

8. Kapitel

„Danke, dass ihr gekommen seid!“, meinte Günther als Begrüßung zu seinem Adenauer Kollegen Bernd und Kossowsky, der sogleich an ihm vorbei auf den Jungen blickte. „Keine Angst, das ist der Sohn meines Vermieters. Ich habe ihn gefragt, ob er vielleicht was mitbekommen hat, doch er war den ganzen Tag in der Schule und dann bei einem Freund. Aber seine Mutter kann uns sicherlich was sagen!“, erklärte Günther und hoffte, dass Marc damit gar nicht erst auf die Idee kam, sich mit Martin zu beschäftigen.

„Können wir alleine reden?“, fragte Kossowsky und deutete Günther damit an, dass er Martin fortschicken sollte, was dieser auch tat. Als der Junge außer Hörweite war, sprach Marc weiter. „Dann erzähl mal, was du bisher herausgefunden hast. Am besten von vorne an. Machst du dir Notizen, Bernd?“, fragte er über die Schulter zu seinem Kollegen, der sogleich einen Block und Stift hervorzog, und indem Günther alle seine Informationen ein weiteres Mal zusammenfasste, notierte sich Bernd alles Wichtige, während sich Marcs Miene immer mehr verdüsterte.

„Und den schwarzen Kleinwagen hast du nicht auch zufällig heute Morgen gesehen?“, fragte Marc seinen beurlaubten Kollegen.

„Stimmt! Daran habe ich noch gar nicht gedacht!“, meinte Günther und kramte in seinem Gehirn nach einer Erinnerung, die ihm die Antwort auf diese Frage geben konnte, doch es wollte ihm nichts einfallen. „Ich habe keine Ahnung, aber ich denke mal, dass ich heute Morgen keinen gesehen habe!“

„Hast du gestern das Kennzeichen sehen können? Ich meine, als der Wagen auf dich aufschloss, an dieser Kreuzung...“

„Kirmutscheider Kreuzung!“, ergänzte Bernd aus dem Hintergrund.

„Nein, leider nicht! Ich habe den Wagen erst bemerkt, als er bereits direkt hinter mir stand.“

„Und deine Vermieterin?“, wollte Marc wissen, und Günther ärgerte sich, dass er auch dieses Detail übersehen hatte.

„Auch das habe ich nicht in Erfahrung gebracht!“, gab Günther zu.

„Macht doch nichts, Günther. Es ist doch nur allzu verständlich, dass du dich kaum noch auf das Wesentliche konzentrieren kannst!“, sagte Marc mitfühlend. „Wollen wir sie noch mal befragen?“ Da Günther nur nickte, hob Marc fragend seine Arme, und Günther setzte sich in Bewegung, klingelte an der anderen Seite des Hauses, fragte bei Martin, ob er seine Mutter mal rausschicken könne, und als Maria Bauer im Türrahmen erschien und erriet, was jetzt folgte, zwang sie sich zu einem bedeutungslosen Lächeln.

„Frau Bauer! Ich bin Marc Kossowsky vom Landeskriminalamt. Ich...“

„Vom Landeskriminalamt?“, wollte die Hausbesitzerin wissen. „Sie kommen also nicht aus Adenau?“

„Nein, Frau Bauer. Ich komme aus Mainz.“

„Aus Mainz?“, fragte Maria Bauer, und Günther ahnte, dass sie damit zumindest für ihren morgigen Geburtstag genügend Gesprächsstoff besaß.

„Ja, Frau Bauer. Aber das ist jetzt nicht das Hauptthema. Bitte, ich habe einige Fragen zu Ihren Beobachtungen, die Sie heute Morgen gemacht haben.“

„Sie meinen das mit Tanja?“

„Genau diese Beobachtungen! Was können Sie mir über den schwarzen Wagen erzählen?“, fragte Marc, während Günther in einem anderen Winkel so stand, dass er Martin im Türrahmen zur Küche stehen sah – er wollte mithören!

„Dieses Spiel muss ich wohl oder übel mitspielen!“, dachte sich Günther und überlegte, wie groß die Gefahr war, dass nicht er, sondern Martin zum Verräter wurde. Aber ehe er die Situation genauer überdenken konnte, merkte er, dass sich Maria Bauer bereits mitten in ihrer Antwort befand.

„...fuhr der schwarze Wagen Tanjas Wagen hinterher.“

„Konnten Sie das Nummernschild erkennen?“, fragte Marc.

„Nein, leider nicht. Ich habe auch schon darüber nachgedacht, aber es ist ja auch nichts Ungewöhnliches, dass mal ein fremder Wagen in unserer Straße parkt.“

„Was meinen Sie mit fremden Wagen?“

„Na ja, ich habe mir das Nummernschild zwar nicht gemerkt, aber als ich heute Morgen von Annetraud aus dem Dorf zurückkam – Sie müssen wissen, dass ich morgen meinen sechzigsten Geburtstag feiere –, da bemerkte ich den Wagen und dass er ein fremdes Kennzeichen hatte, aber welches, das kann ich leider nicht mehr sagen.“

„Wichtig sind vor allem die ersten beiden Buchstaben. Können Sie sich an irgendetwas erinnern? Auch wenn es nur Splitter sind?“

„Nein, leider nicht!“, antwortete Maria Bauer und wirkte, als trüge sie die Schuld daran, dass Tanja verfolgt worden war. „Aber ich hoffe, dass Tanja so schnell wie möglich gefunden wird!“

„Danke!“, gab Günther zurück, und indem sich die drei von Maria Bauer verabschiedeten, gingen sie zurück in die Einfahrt.

„Das war wohl ein Reinform!“, meinte Günther.

„Nicht ganz. Ohne Frau Bauers Aussage wüssten wir nicht, dass Tanja wahrscheinlich von einem schwarzen Kleinwagen verfolgt wurde. Wir müssen als Nächstes eine Fahndung nach dem Wagen deiner Tochter einleiten. Machst du das bitte, Bernd?“

Günther gab dem Kollegen eine Beschreibung des Wagens und eine Auskunft nach besonderen Merkmalen, sodass dieser sich in den Dienstwagen zurückzog, um die Fahndung einzuleiten.

„Wie geht es dir, Günther?“, wollte Marc wissen, als sich beide eine Zeit lang angeschwiegen hatten.

„Beschissen! Wie soll es mir gehen?“

„Hast du deine Ex-Frau schon informiert?“

„Ist auf dem Weg.“

„Hör zu! Ich kann verstehen, dass das keine einfache Situation für dich ist. Und ich weiß, was in dir vorgeht...“

„Kann ich mir nicht vorstellen!“, meinte Günther mit Nachdruck und fragte sich, woher die Ablehnung auf einmal kam, die er gegen Marc verspürte, obwohl er bisher immer fair gewesen war – im Gegensatz zu Franke.

„Gut, ich weiß es nicht, aber ich erahne, dass du dich jetzt am liebsten direkt in die Ermittlung stürzen willst.“

„Und wenn es so ist?“

„Dann muss dir klar sein, dass du in eine laufende Ermittlung eingreifst, aus der du ausdrücklich beurlaubt wurdest. Ich will dir das nur einmal sagen müssen, aber dass Tanjas Unglück mit dem Fall zu tun hat, davon müssen wir ausgehen. Also halt dich zurück und lass uns die Arbeit machen.“

„Machst du Witze?“, fragte Günther und fixierte Kossowskys Blick, der zu ahnen begann, dass nichts, was er jetzt sagen würde, Günther davon abhielt, seine eigenen Recherchen durchzuführen.

„Dann pass aber bitte auf, dass du Claus nicht in die Quere kommst! Und wenn du auf irgendwas stößt, dann ruf mich an. Sag mir Bescheid, denn ich kann mit Claus reden, während er versuchen würde, dir einen Strick daraus zu drehen. Verstehst du mich, Günther?“

„Ich denke!“, log Günther, denn er hatte sich bereits entschieden, einige Informationen zurückzuhalten. „Hältst du mich dann im Gegenzug über eure Ermittlungen auf dem Laufenden?“

„Du weißt, dass ich das auf keinen Fall darf!“

„Wenn ich Informationen habe, die euch helfen können, will ich auch welche haben! Ein klassisches Tauschgeschäft!“, sagte Günther ohne jedwedes Bedenken.

„Na, von mir aus. Aber du schweigst, wenn du gefragt wirst. Immerhin wohnst du seit mehr als zehn Jahren in dieser Gegend – da bin ich mir sicher, dass du durchaus was erfahren wirst, was wir niemals erfahren werden. Aber das muss wasserdicht sein, unser Abkommen!“

„Klar!“, sagte Günther, denn er hatte nicht vor, Kossowsky zu schaden. „Und danke!“

„Wofür?“

„Dass du dich für mich einsetzt.“

„Das gehört sich so! Claus ist ein Arsch, das weiß jeder. Aber er ermittelt gut. Das weiß auch jeder. Also müssen wir mit ihm klarkommen. Und immerhin wurde er als Ermittlungsleiter bestätigt, obwohl wir dabei sind!“

„Wem er dafür wohl in den Hintern gekrochen ist?“

„Keine Ahnung. Aber der Fall entwickelt sich dann doch nicht so, wie er es erwartet hat.“

„Keiner ist vorbestraft, keiner weiß was, kein Motiv, keine Tatwaffe. Das einzige ist das Hakenkreuz auf dem Hals des Toten. Diesen gibt es!“

„Dafür, dass du beurlaubt bist, weißt du ziemlich viel.“

„Ich kann zwei und zwei zusammenzählen, Marc! Das ist nicht sehr schwer. So wie Claus eben reagiert hat, so dünnhäutig habe ich den schon länger nicht mehr gesehen.“

„Am Anfang hat es nach einem klaren Mord im Neonazi-Milieu ausgesehen, doch jetzt ist es nicht mal ein klarer Mord.“

„Kümmert sich denn irgendwer überhaupt um den Mord, oder stürzen sich alle wie die Geier auf diese Neonazi-Geschichte?“

„Ein bisschen habe ich die Befürchtung, ja. Meine Mitarbeiter sind genau dafür da, aber Claus' Truppe muss sich mehr um den Toten kümmern. Das stimmt schon.“

„Wisst ihr was Genaueres über den Toten? War der früher mal in irgendeiner Gruppierung aktiv?“

„Du meinst wegen der Tätowierung? Kann schon sein, aber bisher haben wir keine Akte über ihn gefunden. Es sind aber auch noch nicht alle Anfragen zurückgelaufen.“

„Aber es wäre doch ungewöhnlich, wenn einer mit einem Hakenkreuz auf dem Hals nicht in einer Gruppierung war.“

Da ihr Kollege aus dem Dienstwagen zurück zu den beiden kam, unterbrachen sie das Gespräch. Dabei sahen sie, dass der Kollege eine Karte dabei hatte.

„Ich habe mir das mal auf der Karte angesehen. Wenn man auf der Hauptstraße nach rechts abbiegt, fährt man quasi den Weg zurück, den wir hierher gekommen sind. Aber man kommt auch nach Adenau, wenn man auf der anderen Seite aus dem Ort fährt.“

„Aber das ist doch viel weiter!“, sagte Günther und ahnte nicht, worauf der Kollege hinauswollte.

„Wie gut kennt sich deine Tochter hier aus?“

„Nicht sehr! Sie fährt erst seit eineinhalb Jahren Auto und nutzt zumeist das Navi!“, erklärte Günther und suchte immer noch nach dem tieferen Sinn hinter dieser Frage.

„Das dachte ich mir schon!“, sagte Bernd und schaute wieder auf die Karte.

„Und?“, fragte Marc etwas irritiert.

„Ach so! Ich habe mal unser Navigationsgerät auf Adenau programmiert und habe völlig unterschiedliche Routen erhalten, je nachdem, was ich als Optionen angegeben habe. Die kürzeste

Route führt über Reifferscheid, die normale Route über Kirmutscheid, die schnellste aber über Schuld, Insul, Dümpel...“

„Dümpelfeld“, vervollständigte Günther, der diesen Gedankengang nach der Erklärung nicht mal abwegig fand.

„Richtig, Dümpelfeld! Dann Niederadenau, Leimbach und Adenau. Es sind zwei Wagen auf dem Weg hierher. Um herauszufinden, was passiert ist, wollen wir alle drei Wege abfahren, um nachzusehen, ob der Wagen vielleicht irgendwo am Straßenrand steht.“

„Gute Arbeit!“, sagte Marc und sah an Günthers Nicken, dass auch dieser einverstanden war.

„Dann wollen wir dieses Ergebnis abwarten. Immerhin haben wir noch die Fahndung nach dem Wagen. Wenn du nichts dagegen hast, Günther, werden wir beide jetzt die Nachbarn befragen. Dann sollten die Kollegen hier sein, sodass wir sie instruieren können. Du wartest ja auf deine Ex-Frau.“

„Ich helfe euch bei der Befragung!“, meinte Günther, doch dieses Mal schritt Marc energisch ein.

„Nein, das wirst du nicht. Du wohnst hier, Günther. Wenn es eine direkte Einflussnahme gibt, kommen oft die seltsamsten Ergebnisse heraus. Das weißt du doch besser als ich. Also halte dich zurück – ich werde dir gleich zusammenfassen, was wir herausgefunden haben.“

„Von mir aus!“, erwiderte Günther und sah, wie die beiden sich zu den umstehenden Häusern aufmachten, der eine rechts, der andere linkerhand.

„Und was fange ich jetzt mit mir an?“, fragte sich Günther, und überlegte, wie er die Nervosität in seinem Körper bekämpfen konnte. „Du musst irgendwas machen! Beschäftige dich!“, sagte er sich, ging zurück in seine Wohnung und erinnerte sich daran, dass er die Einkäufe immer noch nicht ausgeräumt hatte. Die Einkäufe, die er für sich und seine Tochter gekauft hatte! Einige der Dinge, die er in der Tragetasche fand, konnte er umgehend in den Mülleimer werfen, da diese der permanenten Wärme ohne Kühlung nicht widerstanden hatten, und als er fertig war, räumte er den Müll nach draußen, um keine Fruchtfliegen anzulocken, schaute auf seine Uhr und stellte fest, dass keine zehn Minuten vergangen waren.

„Und was mache ich jetzt? Ich kann mich ja unschwer hinsetzen und lesen oder fernsehen!“

Zu Günthers Glück kamen in diesem Moment die beiden Polizisten zurück, und bereits an Marcs Miene konnte Günther ablesen, dass diese Befragung nichts Neues erbracht hatte.

„Nichts!“, sagte er auch dann, als sie beide nahe genug herangekommen waren.

„Wollt ihr was trinken?“, fragte Günther, um die Leere in seinem Kopf zu verscheuchen, die durch die Hitze des Nachmittags noch gefördert wurde. Außerdem stellte er fest, dass seine gesamte Kleidung schweißnass war.

„Nein, danke!“, kam es von beiden, und so warteten sie in der sengenden und unbarmherzigen Sonne darauf, dass die beiden anderen Dienstwagen endlich ankamen.

Als es dann endlich so weit war und der erste Wagen um die Kurve in die Bergstraße bog, atmete Günther spürbar auf, ohne genau zu wissen, warum, doch alleine die Tatsache des Nichtstuns war Belastung genug. Indem Bernd die vier Kollegen auf der Karte instruierte und über den Sachverhalt aufklärte, schlug Marc Günther auf die Schulter und nickte verständig.

„Hoffentlich findet ihr etwas!“, sagte Günther und ließ die drei Dienstwagen mit seinen sechs Kollegen ziehen. Allein zurückbleibend spürte er mit einem Mal die ungeheure Last der Situation, und kaum, dass er sich vorstellte, dass seiner kleinen Tochter etwas passiert war, schossen ihm die Tränen in die Augen, sodass er in seine Wohnung zurückging, sich auf die Couch setzte und lautlos weinte.

9. Kapitel

Wie lange er dort auf der Couch gesessen hatte, wusste Günther nicht, doch draußen war es kein Grad kälter geworden, allenfalls nur noch wärmer und drückender. Als es an seiner Tür klingelte, schreckte er nach oben und dachte zunächst, dass es Kossowsky sei, der vielleicht etwas herausgefunden hatte, doch als er die Tür öffnete, sah er seine Ex-Frau Annemarie, schüttelte seinen Kopf, fuhr währenddessen mit der blanken Hand über die Bartstoppeln und bat sie herein. „Was ist passiert, Günther?“, fragte sie, kaum dass sie im Schatten der Wohnung war.

Ein weiteres Mal erzählte Günther die Fakten, die er bisher kannte, ohne auf Martin und seine Verbindung zu dem Bauernhof einzugehen. Trotz der laufenden Ermittlung erwähnte er fast jedes Detail des Falls, da er Angst hatte, dass ihm Annemarie niemals verzeihen würde, wenn er sich von Anfang an nicht völlig offen gezeigt hätte. Sie beide waren nicht im Guten auseinandergegangen, auch wenn Annemarie dafür sorgte, dass die Beziehung zwischen Günther und den Kindern, so gut es ging, unbeschädigt blieb. Nachdem Annemarie für sich und die beiden Kinder entschieden hatte, die Eifel in Richtung Mainz zu verlassen, gab es wochenlange heftige Streitgespräche, die nicht gerade dazu führten, dass sich die beiden Erwachsenen besser verstanden. Auch wenn Annemarie nie etwas dagegen gehabt hatte, dass sich Günther als Vater um die beiden gemeinsamen Kinder kümmerte, so waren sie beide jedoch nie zu einer Beziehung zueinander gekommen, die sie ganz stressfrei miteinander umgehen ließ. Daher hatte Günther eine berechtigte Angst, dass Annemarie ihm die Schuld für das Verschwinden der Tochter geben würde.

„Das bedeutet, dass dieser Kossowsky und fünf andere in drei Dienstwagen unterwegs sind, um Tanjas Auto oder den schwarzen Kleinwagen mit dem fremden Kennzeichen zu finden?“, fasste Annemarie das Gesagte zusammen.

„Genau!“

„Dann auf!“

„Wohin willst du?“, wunderte sich Günther.

„Wir suchen mit nach Tanjas Wagen!“, beschloss Annemarie und stand entschieden von dem Sofa auf. „Oder fällt dir etwas Besseres ein?“

„Nein!“, antwortete Günther und war froh, dass sie in diesem Moment die aktive Rolle einnahm. Günther stand ebenfalls auf und suchte alles fürs Autofahren zusammen, als sich Annemarie vor ihn stellte.

„Jetzt passiert es!“, dachte er sich, doch ihre Reaktion war völlig anders als erwartet.

„Kopf hoch, Günther! Es wird sicherlich wieder alles gut! Wir finden Tanja und du wirst sehen, dass es ihr gut geht!“, sagte sie, drehte sich um und ließ den sichtlich verdutzten Günther im Raum stehen, während sie in Richtung Eingangstür ging. „Kommst du?“

Indem Günther hinter seiner Ex-Frau aus der Wohnung in den Glutofen des frühen Abends trat, begann er sogleich wieder zu schwitzen, doch an einen Kleidungswechsel war nicht mehr zu denken.

Zusammen stiegen sie in Günthers Auto, und als er es rückwärts auf die Straße gelenkt hatte, blickte er kurz zum Haus und sah unvermittelt zum Fenster von Martins Zimmer hinauf. Augenblicklich fuhr er unmerklich in seinem Innern zusammen, denn er erkannte, dass der Junge hinter dem Fenster stand und zu ihnen herunterblickte. Kurz zögernd legte er dennoch ohne Widerstand den ersten Gang ein, ließ die Kupplung zu schnell kommen und würgte den Wagen ab. Den Motor neu startend, gab es dieses Mal zu viel Gas und heulend schoss der Wagen nach vorne, solange, bis Günther ihn wieder vollständig unter Kontrolle hatte. Nach rechts abbiegend gelangte er an die Einmündung auf die Hauptstraße.

„In welche Richtung?“, fragte er seine Ex-Frau.

„Was ist der wahrscheinlichste Weg?“, fragte sie ihn.

„Wenn ich es mir recht überlege, der über Kirmutscheid.“

„Wie hießen die anderen beiden Dörfer noch mal?“

„Über Reifferscheid und über Fuchshofen.“

„Reifferscheid, Fuchshofen, Fuchshofen, Reifferscheid!“, repetierte Annemarie, ehe sie sich für Reifferscheid entschied.

„Mir fällt gerade ein, dass es durchaus – je nach Adresse – auch Sinn ergeben kann, dass das Navi ihr anzeigte, dass sie an der Kirmutscheider Kreuzung geradeaus fahren sollte, um über Barweiler und Quiddelbach nach Adenau hineinzufahren.“

„Und da ist keiner der Wagen hin unterwegs?“

„Soweit ich weiß – nicht!“

„Dann los! Wir sollten auf keinen Fall irgendeine Option vernachlässigen!“, entschied Annemarie, und indem Günther den Blinker nach rechts setzte, lenkte er den Wagen auf die Hauptstraße, genau in die Gegenrichtung zu der Fahrtrichtung seiner Tochter. Bis sie aus Antweiler raus waren und

Müschs erste Häuser sehen konnten, schwiegen sich beide an. Dann hielt Günther das Schweigen nicht mehr aus.

„Ich bin vom Dienst beurlaubt worden! Für die gesamte Länge des Falls!“, gab er zu, da ihm einfiel, dass er das noch nicht erzählt hatte.

„Bist wohl mit Franke aneinandergeraten?“, schlussfolgerte sie. „Ist der immer noch so machtbesessen wie früher?“

„Eher noch schlimmer, je weiter er die Karriereleiter hinauffällt!“, sagte Günther und erinnerte sich an die Zeit zurück, als er noch in Koblenz seinen Dienst verrichtete, und wie oft er in jenen Jahren mit Franke aneinandergeraten war.

„Zum Glück ist Nadine in Amerika!“, meinte Annemarie. „Stell dir mal vor, beide Kinder wären zu dir gekommen! Es ist schon schwer, sich vorzustellen, dass Tanja etwas...“ Jetzt brach es auch aus Annemarie heraus, die sich aus Günthers Sicht bisher sehr tapfer geschlagen hatte.

„Es ist bestimmt nichts passiert!“, versuchte Günther nun seinerseits, seine Ex-Frau zu trösten, tätschelte sie dabei sanft und zog gerade noch rechtzeitig seine Hand von ihren Knien, bevor sie es merkte. Doch obwohl sie keinerlei Reaktion darauf zeigte, hatte sie die unbewusste Intimität seiner Berührung bemerkt.

„Franke findet es bestimmt überhaupt nicht prickelnd, dass unsere Tochter jetzt mit in den Fall involviert ist“, meinte Annemarie nach einer weiteren Zeit des Schweigens.

„Kann ich mir auch nicht vorstellen. Aber bisher gibt es ja auch noch keinen eindeutigen Zusammenhang. Ich meine...“

„Keinen eindeutigen Zusammenhang? Günther! Du hast früher aus viel weniger Indizien Zusammenhänge geschlossen!“

„Und nicht immer damit richtiggelegen!“, schoss es aus seinem Mund hervor, und erneut dachte er an den Fall zurück, der seine Versetzung ausgelöst hatte.

„Das mag sein, aber hier liegt die Verbindung doch auf der Hand!“

„Wahrscheinlich hast du recht, Annemarie! Aber wir dürfen jetzt auch nicht blind irgendwas für richtig halten, sonst kann unsere Tochter...“ Er stockte.

„Ich weiß! Ich kenne die unterschiedlichen Phasen einer Entführung noch!“, gab Annemarie zu verstehen, und während sie über die Kirmutscheider Kreuzung fuhren, herrschte eine tiefe Stille im Wagen. Erst als sie den Berg nach Barweiler hinauffuhren, drosselte Günther die Geschwindigkeit.

„Ab hier müssen wir die Augen besonders offenhalten!“, sagte er und fuhr so sehr auf dem Seitenstreifen, dass ihn die nachfolgenden Autos ohne Mühe überholen konnten.

Beide suchten in alle Richtungen nach Tanjas Auto ab und fanden in Barweiler auch ein ähnliches Auto in einer Hauseinfahrt stehen, aber dann sahen sie am Nummernschild, dass es nicht das Auto

ihrer Tochter war. An Barweiler vorbei fahrend hielten sie auf Wiesemscheid zu, und Günther überlegte kurz, ob er den Umweg durch Wiesemscheid und Bauler fahren solle, doch dann entschied er sich dagegen, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass das Navigationsgerät seiner Tochter ihr gerade diese Strecke empfohlen hatte. So fuhren sie weiter Richtung Leidinger Platz, an dem sie nach links Richtung Quiddelbach abbogen.

„Und geradeaus kann sie nicht gefahren sein?“, fragte Annemarie und Günther ging in Gedanken durch, ob seine Tochter womöglich über Nürnberg gefahren sein könnte.

„Kann mir kaum vorstellen. Das hier ist ja schon der längere Weg – also warum sollte das Navi ihr noch eine viel längere Strecke vorschlagen?“

„Du kennst dich hier aus! Ich habe nicht sehr lange in dieser Gegend gewohnt!“, sagte Annemarie, und Günther merkte an dem Unterton, dass sie trotz oder gerade wegen ihrer Flucht auf Kriegsfuß mit dieser Gegend stand.

Somit lenkte Günther den Wagen nach links, und als sie an den Parkplätzen für den Nürburgring vorbeikamen, fuhr er extra langsam, um in jeden möglichen Waldweg hineinschauen zu können. Doch von dem Wagen ihrer Tochter blieb keine Spur.

Plötzlich klingelte es ins Schweigen hinein, und Günther reagierte blitzschnell, setzte den Blinker und fuhr in einen Schotterweg hinein, der über eine Wiese hinauf zu einem Wäldchen unterhalb der Nürnberg führte. Sein Handy aus seiner Hosentasche kramend, sah er auf dem Display, dass ihn eine unbekannt Nummer anrief.

„Günther Reusch! Hallo!“, meldete er sich angespannt und wurde noch angespannter, als er vernahm, dass Marc Kossowsky in der Leitung war.

„Wir haben das Auto gefunden!“, sagte dieser.

„Wo?“, schoss es aus Günther hervor. „Ist meine Tochter...?“, fragte er, danach musste er sich gedulden, um kein Wort des Polizisten zu verpassen. „Gut, wir kommen sofort!“, schloss er das Gespräch.

„Was ist los?“, fragte Annemarie auch sogleich.

„Sie haben Tanjas Wagen gefunden.“

„Und Tanja?“

„Ist weg. Der Wagen ist eine Böschung hinuntergestürzt, irgendwo bei Fuchshofen! Aber es gibt auch nur ganz wenig Blut im Wagen. Der Airbag hat ausgelöst. Marc meint, dass es nur ein paar Schnittwunden sein können, sonst wäre da mehr Blut. Er sagte auch, dass er nach jetzigem Sachstand von einer Entführung ausgeht. Alle Indizien würden dafür sprechen!“

„Mein Baby!“, schluchzte Annemarie und stand, trotz dessen, dass sie die Entführung vorher besprochen und diese sich ausgemalt hatte, unter Schock und hielt sich die Hände vors Gesicht, da ihr die Tränen in die Augen schossen.

Günther drehte derweil den Wagen und eilte über die Straße mit deutlich überhöhter Geschwindigkeit Richtung Kirmutscheider Kreuzung. Da der Weg, den sie gekommen waren, der kürzeste war, dauerte es eine Weile, bis sie wieder nach Antweiler hineinkamen, wo ihn ein langsam fahrendes Auto daran hinderte, schneller voranzukommen.

„Hau ab!“, schrie Günther erregt im Auto, doch der andere verringerte durch das Drängeln nur noch mehr seine Geschwindigkeit. Nun platzte Günther der Kragen, und indem er den Blinker setzte, gab er Vollgas, scherte innerorts aus und schoss an dem Wagen vorbei, auf eine Kurve zu, in der ausgerechnet jetzt ein LKW erschien. Im letzten Moment, der von einem schrillen Aufschrei Annemaries begleitet wurde, setzte sich Günthers Wagen zurück auf seine Spur, und der LKW-Fahrer, wie auch der Fahrer des anderen Wagens, hupten wild, doch Günther drückte weiter aufs Gas, und als sie die Ortschaft verließen, stand die Tachonadel bei einhundertzwanzig Stundenkilometern. Die Kurve, die auf die ausgehenden Geraden folgte, nahm Günther mit quietschenden Reifen, ehe er den Wagen wieder nach vorne schießen ließ. Bald darauf sah er bereits die drei Polizeiwagen, die Marc an der beschriebenen Stelle zusammengezogen hatte.

„Weit ist sie nicht gekommen!“, schoss es Günther durch den Kopf, als er den Wagen hinter die anderen Wagen stellte, das Warnblinklicht anstellte, ausstieg und sah, wie der Fahrer, den er eben in Antweiler überholt hatte, seinen Wagen fast zum Stehen brachte, um gaffend herauszufinden, was denn los sei. Derweil war Annemarie bereits auf dem Weg die Böschung hinab, dort, wo die anderen Polizisten neben einem von der Straße kaum einsehbaren Unfallwagen standen, der eindeutig Tanjas war.

„Sie müssen Tanjas Mutter sein!“, sagte Marc und hielt Annemarie davon ab, näher als nötig an den Wagen heranzutreten. „Ich muss Sie bitten, nicht an den Wagen heranzutreten! Denn sonst könnten Sie Spuren vernichten, die uns vielleicht zu den Tätern führen.“

Inzwischen war Günther ebenfalls herbeigekommen und sah Marc mit festem Blick an.

„Was habt ihr bisher herausgefunden?“

„Den Spuren auf der Straße zufolge glauben wir an ein Abdrängen. Da hier keine Leitplanken sind, wird der Wagen wohl direkt die Böschung hinuntergefahren sein, zwischen den Bäumen hindurch und mit der Motorhaube in den Bach, der den Wagen abrupt abbremste. Dabei löste der Airbag aus. Da die Böschung hier so steil ist und die Bäume die Sicht auf diese Stelle versperren, hat den Wagen bisher wohl niemand gesehen. Erst als die beiden Kollegen auf dem Rückweg an dieser Stelle vorbeifuhren, fanden sie ein paar Glassplitter auf der Straße, stiegen aus, fanden einige weitere Metall- und Plastikstücke, und als sie die Spuren in der Böschung fanden, sahen sie auch den Wagen hier unten im Bachlauf. Wie gesagt, wir haben bisher niemanden gefunden, aber der Innenraum sieht so aus, als wäre ihr nicht viel passiert. Das hat nichts zu bedeuten, das weiß ich, aber sie hat auf keinen Fall viel Blut verloren. Der Airbag hat ausgelöst, sodass sie vielleicht

ohnmächtig wurde, ehe sie von den Tätern mitgenommen wurde. Schleifspuren von Schuhen haben wir bisher nicht gefunden, aber das ist auch eine Grasböschung, da kann es durchaus sein, dass wir keine finden. Doch im Moment gehen wir von mindestens zwei Tätern aus, da sie das Opfer höchstwahrscheinlich die Böschung hinaufgetragen haben.“

„Meinst du, sie wurden dabei beobachtet?“, fragte Günther, obwohl er die Antwort bereits kannte.

„Sieh dich um! Glaubst du, dass...?“

„Ist schon gut, Marc! Ich weiß kaum, wo mir der Kopf steht!“

„Das kann ich nachvollziehen.“

Nun schwiegen alle drei und schauten dem Treiben der anderen Polizisten zu, die versuchten, irgendwelche Hinweise auf die Täter zu finden.

„Wie geht es jetzt weiter?“, fragte Annemarie nach einer Weile. „Ich meine, wie...“

„Was die nächsten Schritte sind?“ Annemarie nickte nur, sodass Marc weitersprach. „Das müssen wir uns genau überlegen!“

Ohne dass er weitersprach, blickte Marc zu Günther und fragte mit seinem Blick, wie viel er ihr bereits erzählt hatte.

„Ich habe ihr das meiste erzählt, Marc! Angefangen vom Faustschlag gegen Thomas bis zu meiner Beurlaubung“, antwortete Günther, da er Marcs Frage verstanden hatte.

„Auch wenn ich es nicht gut finde, dass Sie so viel über die Ermittlung bereits wissen, ist es jetzt nicht mehr zu verhindern!“, meinte Marc und dachte nach, was er als Nächstes sagen konnte.

„Aktuell müssen wir davon ausgehen, dass Tanjas Entführung mit dem Neonazi-Bauernhof und dem Mord zusammenhängt. Deshalb können wir nicht einfach Verhöre einleiten oder eine weitere Durchsuchung machen. Ich denke, dass wir die Beobachtung intensivieren müssen, vor allem, weil wir davon ausgehen, dass bei einer Verbindung der beiden Fälle die Entführung als Druckmittel genutzt werden könnte.“

„Wer einen Mord begeht, schreckt vor einer Erpressung durch Entführung nicht zurück!“, sagte Günther, ohne darauf zu achten, welche Angstgefühle diese Worte bei seiner Ex-Frau auslösten.

„Genauso sehe ich das auch!“, gab Marc indessen zurück. „Also wenn die beiden Fälle zusammenhängen, bin ich der festen Überzeugung, dass es Tanja gut geht. Das würde aber auch bedeuten, dass die Neonazis um ihren Wert wissen und sie dementsprechend hoffentlich ordentlich versorgen.“

„Was wiederum die verstärkte Beschattung bedeutet, womit vielleicht ihr Versteck auffindig gemacht werden kann, weil irgendwer nicht aufpasst und den Ort verrät.“

„Das ist unsere Hoffnung!“, sagte Marc und sah ein wenig Zuversicht in Annemaries Blick aufkeimen. „Wichtig wird es auf jeden Fall sein, dass wir euch ebenso bewachen, falls ihr auch...“

„Nein! Auf keinen Fall!“, platzte es aus Günther hervor. „Ich brauche keinen Aufpasser! Nutze lieber deine Leute, um meine Tochter zu finden. Wenn die es auf mich abgesehen haben, dann zeige ich denen, was es heißt, mit dem Leben meiner Tochter zu spielen!“

„Wir müssen davon ausgehen...“

„Ihr müsst gar nichts, Marc! Wenn ich einen von euch vor meiner Haustür sehe, dann..., dann..., dann weiß ich nicht, was ich tue, aber es wird nichts Angenehmes sein! Also halt uns aus dem Spiel!“

„Gut, wenn du meinst! Brauchst mich aber nicht so anzumachen, nur weil ich euch beschützen lassen will!“

„Entschuldige, Marc! Die Sorge und die Aufregung lassen mich manchmal aus der Haut fahren. Du hast es nicht verdient, meinen Stress abzubekommen!“, meinte Günther deutlich ruhiger, doch trotz seiner Beteuerungen hatte er einen ganz anderen Hintergrund: Wenn er bewacht würde, konnte er sich nicht mehr frei bewegen, und angesichts der Informationen, die er von Martin erhalten hatte, durfte er auf keinen Fall einen Wachhund mit sich herumschleifen. Seine Ex-Frau, gegen deren Anwesenheit er nichts machen konnte, machte ihm das Leben schon schwer genug.

„Wir lassen den Wagen bergen und abschleppen und untersuchen ihn dann nochmal gründlich nach weiteren Spuren“, übergab Kossowsky das letzte Thema. „Vielleicht ist es besser, wenn ihr jetzt nach Hause fahrt und euch etwas ausruht. Ohne klaren Kopf ist es schwer, eine solche Situation auszuhalten!“

„Wenn ihr was Neues wisst, meldest du dich dann?“, wollte Günther wissen.

„Ich verspreche dir, dass ich dich auf dem Laufenden halte, Günther. Aber ich muss auch daran denken, dass du aktuell nicht mehr Teil des Ermittlungsteams bist. Also verzeih mir, wenn ich dir nicht jedes Detail erzählen kann!“

„Das verstehe ich!“, meinte Günther, obwohl er in seinem Innern etwas ganz anderes dachte, denn immerhin ging es hierbei um die Entführung seiner Tochter.

„Das gilt aber auch andersherum, Günther! Wenn sich bei dir jemand meldet, machst du keinen Alleingang, sondern rufst mich sofort an! Verstanden?!“

„Verstanden!“, bestätigte der beurlaubte Polizist und meinte es in diesem Punkt ehrlich, da er aus eigener Erfahrung wusste, wie wichtig die Schritte bei einer Entführung waren.

Indem Annemarie noch nachfragte, ob die Polizisten Tanjas Handtasche im Wagen gefunden hätten, bekam sie eine abschlägige Antwort, und als sie bereits auf ihrem Handy nach der Nummer ihrer Tochter suchte, sprang Marc herbei und redete auf Günthers Ex-Frau ein, dass sie das sein lassen sollte, insbesondere, da sie nicht wüssten, welche Auswirkungen das habe – je nach der Situation, in der Tanja gerade steckte. Sie hätten ein anderes Mittel, um ein Handy zu orten, was er auch bereits in Auftrag gegeben hätte. Die Ergebnisse bekämen sie im Laufe des Abends, sodass

eine kleine Hoffnung bestand, dass sie darüber in Erfahrung brächten, wo Tanja war. Doch allzu viel Hoffnung sollte sich Annemarie auch nicht machen, denn über die Verwendbarkeit von Handysignalen wüssten heutzutage bereits sehr viele Menschen Bescheid, sodass ein einfaches Ausschalten oft ausreiche.

Seine Ex-Frau in den Arm nehmend, brachte Günther Annemarie die Böschung hinauf zum Wagen, öffnete ihr die Tür und wartete, bis sie sich angeschnallt hatte. Die Kraft, die sie noch die ganze Zeit über beseelt hatte, war wie fortgeblasen, seitdem sie den Wagen gesehen hatte. Günther umrundete den Wagen, schaute kurz, ob die Straße frei war, ehe er einstieg, den Warnblinker ausstellte, den Motor anließ und Richtung Fuchshofen fuhr, um in eine der nächsten Abbiegungen zu drehen. Keine zehn Minuten später fuhr er zurück in die Einfahrt vor seiner Einliegerwohnung, parkte seinen Wagen wie gewohnt so, dass ein größeres Gefährt noch durchkam, und bemerkte, dass seine Ex-Frau im Auto sitzen blieb und still weinte. Wie lange sie bereits weinte, wusste er nicht, denn er hatte die ganze Fahrt über seine Gedanken sortiert, versucht, sie mit den neuen Informationen in Einklang zu bringen, um daraus seine nächsten Schritte abzuleiten, die natürlich darauf abzielten, auf welche Art und Weise auch immer den Aufenthaltsort seiner Tochter in Erfahrung zu bringen.

Günther umrundete das Auto, öffnete ihre Tür, wartete, bis Annemarie ausgestiegen war, fragte, ob sie in ihrem Wagen noch Sachen habe, nahm den Autoschlüssel, holte eine schnell gepackte Sporttasche hinaus und trug sie in die Wohnung. Annemarie setzte sich sogleich aufs Sofa und weinte weiter still vor sich hin, ohne dass Günther etwas einfiel, das er ihr zum Trost sagen konnte. Um etwas zu machen, ging er in die Küche, machte eine Kleinigkeit zu essen und einen Tee, deckte wortlos den Tisch, doch weder er noch Annemarie konnten einen Bissen essen. Sich hinsetzend, bemerkte er, dass er immer noch in den verschwitzten Kleidungsstücken steckte, sagte Annemarie, dass er kurz duschen ginge, und verließ den Raum, da sie wie zur Salzsäule erstarrt mit leerem Blick auf dem Sofa saß.

Die riechenden Klamotten loswerdend, trat Günther unter die Dusche und ließ zunächst kaltes, dann etwas wärmeres Wasser über seinen Kopf rauschen, wobei er spürte, wie er mit jeder Minute klarer denken konnte.

„Antweiler – Fuchshofen – Winnerath – Reifferscheid – Honerath. Das war durchaus eine Verbindung über kleine Landstraßen, über die man unbemerkt und schnell zum Bauernhof gelangen konnte, ohne die größeren Landstraßen zu benutzen. Aber wenn sie Tanja entführt haben, dann werden sie sie sicherlich auf den Rücksitz gelegt haben, gefesselt und... hoffentlich haben sie nicht...!“ In diesem Moment wurde Günther ein Tatbestand bewusst, an den er bisher noch gar nicht gedacht hatte. Was, wenn sie Tanja nicht entführt hatten, um irgendetwas zu erpressen, sondern um sich zu rächen? Was, wenn sie Tanja missbrauchten und dann...? Über diese

Gedanken begann er unter der Dusche zu zittern, während in ihm eine stille Wut hochkochte, weil er an diese Möglichkeit bisher noch nicht gedacht hatte. „Was, wenn ich meine Tochter nie wiedersehe?“, fragte er sich und musste sich zusammenreißen, um sich in einem unbedachten Moment aufwallender Wut nicht selbst zu verletzen. „Es wird ihr schon gut gehen!“, beruhigte er sich aufmunternd, doch diese Worte hatten nicht die Wirkung, die er suchte, sodass er das Wasser abstellte, aus der Wanne trat, sich trockenrieb, vor den Spiegel stellte und darin einen Mann sah, der über Nacht noch viel älter geworden war. „Und wenn ich aussehe, als würde ich einhundert Jahre alt sein! Das ist mir so viel unwichtiger als das Wohlergehen meiner Tochter!“, schoss ihm durch den Kopf, und indem er überlegte, ob er sich rasieren sollte, entschied er sich dagegen, weil er nicht wusste, ob er in seiner momentanen Gemütslage die Klinge ruhig genug zu halten vermochte.

Mit frischer Kleidung am Körper trat er ins Wohnzimmer zurück, in dem Annemarie inzwischen den Tee getrunken und eine Kleinigkeit gegessen hatte.

„Was, wenn wir sie nicht wiedersehen?“, fragte sie mit brüchiger Stimme, eine Gemütslage, in der Günther seine Ex-Frau so noch nie erlebt hatte.

„Wir werden sie wiederfinden! Ganz bestimmt! Du wirst sehen!“

„Und wenn nicht? Ich meine, nicht jede Entführung geht gut aus!“

„Noch wissen wir zu wenig darüber, Annemarie! Lass uns bitte keine voreiligen Schlüsse ziehen, die uns von dem ablenken, das uns vielleicht zu ihr führen kann. Wir müssen fokussiert, aber gleichzeitig offenbleiben, um...“

„Du und deine tollen Ermittlungstheorien!“, keifte Annemarie mit einem Mal laut in den Raum, ohne Günther direkt anzusehen. „Das ist nicht irgendein blöder Fall, an dem du arbeitest! Das ist deine Tochter!“

„Das ist mir schon klar! Es ist ja nicht so, als würde ich an dem Fall arbeiten! Aber es bringt auch nichts, wenn ich jetzt hier herumsitze und Trübsal blase. Wenn ich...“

„Was willst du denn anderes machen? Wir sind doch auf die Ermittlungsergebnisse von Franke und dem Neuen angewiesen. Wenn die den Job versauen, muss vielleicht unsere Tochter daran glauben! Ist dir das eigentlich bewusst, was das bedeutet?“

„Ja, es ist mir bewusst!“, gab Günther nach einer kurzen, gedanklichen Pause zu, auch wenn er zugeben musste, dass er sich bisher noch nicht so intensiv mit diesem Szenario auseinandergesetzt hatte. „Und wenn es etwas gibt, was ich noch mehr hasse als die Entführer unserer Tochter, dann ist es, Claus Franke unser Schicksal in die Hände zu legen. Versaut er den Job, kann es Tanja das Leben kosten! Findet er sie, müssen wir uns noch bei ihm bedanken und sind ihm bis zum Ende unseres Lebens zu Dank verpflichtet.“

„Na und? Wenn dafür unsere Tochter lebt?“, fragte Annemarie spitzfindig und sah plötzlich Günther mit einem Blick an, den er ebenso wenig wie ihre Brüchigkeit noch nie zuvor an ihr beobachtet hatte – als würde sie ihn in diesem Moment abgrundtief hassen. „Glaubst du allen Ernstes, dass dein Verhältnis zu Franke auch nur irgendetwas zu bedeuten hat? Es ist mir scheißegal, wie dein Verhältnis zu ihm ist! Aber dir scheint dieses Verhältnis zu diesem Arschloch wichtiger zu sein als das Leben unserer Tochter!“

Annemaries Stimme war so eisig und schneidend, dass Günther fühlte, wie sie sich wie ein scharfes Messer an seine Kehle setzte.

„Es ist nicht so, wie du dir das denkst!“, wehrte er sich, doch Annemarie war bereits aufgestanden, hatte sich ihre Sporttasche genommen und ging in Richtung seines Schlafzimmers.

„Wenn du auch nur daran denkst, in das Zimmer zu kommen, garantiere ich für nichts!“, drohte sie, und nun wusste auch Günther, dass es nichts gab, was er je tun könnte, um diese entstandene Situation aus der Welt zu schaffen – außer, wenn er Tanja finden würde. Und dann würde es auch nur darauf ankommen, ob Annemarie bereit war, ihm zu verzeihen. Doch selbst das stand noch weit in den Sternen.

Seiner Ex-Frau hinterherblickend, bis sie in seinem Schlafzimmer verschwand, musste er sich in seiner eigenen Wohnung neu orientieren. Als er wieder einigermaßen zu denken vermochte, räumte er den Tisch ab, wischte kurz darüber, wusch das wenige Geschirr ab – einfach, um irgendetwas zu tun – und kramte in seinem Gehirn nach allen Fakten, die er bisher zu diesem Fall wusste. Dabei kam ihm das Gefühl, dass er irgendeine wichtige Verbindung nicht sah, obwohl er sie sehen musste, und dachte angestrengt insbesondere über Martins Rolle in dem Spiel nach und fragte sich, ob es vielleicht ein Fehler gewesen war, ihm so viel zu erzählen.

„Was wenn Martin nicht nur Mitläufer, sondern Täter ist? Was, wenn er mehr weiß, als er vorgibt, oder den Entführern erzählt, was ich weiß...?“

Sogleich traten die wirrsten Phantasiebilder vor sein geistiges Auge, doch er wusste, dass er diese alle von sich schieben musste, um das wahre Bild, das hinter den ganzen Bildern stand, erkennen zu können. Aber je mehr er schob, desto mehr verwirrten ihn die Fakten, die Bilder, die Mutmaßungen, und als Günther fertig mit dem Spülen war und sich zurück auf das Sofa setzte, hatte er vom vielen Nachdenken und Spekulieren starke Kopfschmerzen. Auch dass er trotz der Hitze viel zu wenig Wasser getrunken hatte, tat sein Übriges zu seiner Lage hinzu. Im Badezimmer suchte er nach einer Kopfschmerztablette, doch alles, was er fand, waren starke Schmerztabletten, von denen er zwei nahm, sich auf dem unbequemen Sofa ausstreckte und trotz all seiner Sorgen bereits nach kurzer Zeit einschlieft.

10. Kapitel

Als Tanja zu sich kam, spürte sie die Fesselung ihrer Hände und Beine. Sie lag im Dunkeln eines Raumes, der nicht kalt, aber auch nicht warm war, auf ihrer rechten Körperseite, auf einer Decke ohne Matratze darunter. Mehr konnte sie im ersten Moment nicht erkennen, da kein Licht in diesen Raum fiel. Die Dunkelheit war raumgreifend, und als sie die Luft in ihre Nase sog, roch sie den muffigen Duft der Decke. Erst jetzt, nach einigen Momenten der Erforschung des Raumes, in dem sie gefangen war, wurde ihr bewusst, dass sie gefangen gehalten wurde. Die Gedanken an ihren Unfall auf der Landstraße, das Abdrängen durch den schwarzen Kleinwagen, das Hinabfahren der Böschung, der Aufprall in den Bach, die... Dann verloren sich ihre Erinnerungen – sie musste ohnmächtig geworden sein.

„Was haben meine Entführer mit mir vor?“, fragte sie sich mit einem Mal und versuchte herauszufinden, was mit ihr bisher passiert war, doch außer der Fesselung an ihren Händen und Füßen konnte sie nicht erkennen, dass sie missbraucht oder anderweitig gewalttätig misshandelt worden war. Ihre Kleidung schien sie noch vollständig anzuhaben, und als ihr bewusst wurde, dass sie keinen Knebel im Mund hatte, wollte sie bereits losschreien, doch dann erstickte ihr das erste Wort im Rachen.

„Was, wenn meine Entführer direkt nebenan sind und dann zu mir kommen? Was, wenn sie nicht da sind, ich aber irgendwo bin und mich niemand hören wird? Was, wenn mich meine Entführer sehen und...“

Wie ein wild gewordenes Reh schaute sie sich hektisch im Raum um und versuchte, irgendwo einen Hinweis auf eine Tür oder eine andere Art des Ausgangs zu finden. Doch die Lichtverhältnisse waren so gering, dass sie nichts ausmachen konnte – nicht einmal irgendwelche Schemen. Indem sie versuchte, ihren Atem anzuhalten, um herauszufinden, ob sie irgendetwas hören konnte, das ihr einen Hinweis geben konnte, ob sie vielleicht nicht alleine war, pochte ihr Herzschlag so laut und dumpf in ihrem Innern, dass die wenigen Geräusche trotz ihres krampfhaften Schweigens lauter schienen als zuvor. Prustend entließ sie die Luft aus ihren Lungen und atmete deutlich schneller, bis sich ihr erhöhter Pulsschlag wieder normalisiert hatte.

Da ihr nichts Besseres einfiel, begann sie, ihre Hände und Füße zu bewegen, um herauszufinden, wie stark die Knebelung war, und kaum dass sie damit begonnen hatte, musste sie feststellen, dass ihr die Fesseln keinerlei Spielraum zu einer möglichen Befreiung ließen, sodass jeder weitere Versuch darin enden musste, dass sie sich ihre Haut abschürfte, was zu brennenden Stellen führen würde. Und davon hatte sie durch den Unfall bereits ausreichend viele.

11. Kapitel

Als Günthers Handy mitten in den frühen Morgenstunden klingelte, wühlte er sich von dem Sofa nach oben, spürte die Verspannungen an seinem gesamten Körper, ertrug die schmerzvollen Blitze, die wie elektrische Entladungen vor seinen Augen und durch seinen Kopf schossen, und als er auf dem Display endlich erkannte, dass Agnieszka, die Frau seines im Krankenhaus liegenden Partners, anrief, bemerkte er zudem, dass er immer noch die Kleidung vom gestrigen Abend trug.

„Günther Reusch!“, meldete er sich mit verkratzter Stimme.

„Agnieszka hier!“, drang es wie erwartet aus dem Telefon, und Günther merkte sofort die hektische Zerfahrenheit ihrer Worte. „Man hat versucht... Ich...“

„Was hat man versucht?“, fragte Günther und spürte, wie sich die Muskeln seines ganzen Körpers zusammenzogen.

„Man hat versucht... Thomas...“

„Was ist mit Thomas? Agnieszka, beruhige dich. Atme tief durch und sag mir, was mit Thomas los ist!“, sagte Günther ruhig, aber bestimmt, während er bereits aufgestanden war und in Gedanken durchging, wo er den Autoschlüssel und seine Papiere abgelegt hatte.

„Thomas lebt! Ich kann nicht...“

Nun war es mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei, und Agnieszka begann zu weinen. Günther suchte noch immer im düsteren Wohnzimmer nach dem Schlüssel und den Papieren, doch für den Moment musste er sich darauf konzentrieren, das Gespräch mit Agnieszka sinnvoll zu Ende zu bringen.

„Wo bist du, Agnieszka? Im Krankenhaus in Adenau?“

„Ja!“, drang es verzerrt aus dem Telefon.

„Dann warte dort auf mich! Ich komme, so schnell ich kann!“, sagte Günther und legte auf.

In diesem Moment fiel ihm ein, wo er sein Portemonnaie mit seinen Papieren und den Autoschlüssel abgelegt hatte, doch als er in der Küche nachsah, fand er dort nur sein Portemonnaie und seinen Schlüsselbund – doch ohne den Autoschlüssel.

„Ach du meine Güte!“, sagte er in den Raum, als ihm einfiel, dass der Autoschlüssel höchstwahrscheinlich in seiner Hosentasche jener Hose war, die er sich gestern vor dem Duschen ausgezogen hatte und die sich nun im Wäschekorb im Schlafzimmer befand. In dem Raum, in dem seine Ex-Frau vermutlich nach einer langen Zeit des Wachseins schlief und ihm gedroht hatte, dass er unter keinen Umständen in das Zimmer hinein durfte. Nun, war dieser Umstand vielleicht doch einer, in das Zimmer zu gehen, oder konnte er sich mitunter sogar hinein- und wieder hinausschleichen, ohne dass es Annemarie mitbekam?

Günther war bereits kurz davor, einfach ins Zimmer zu gehen, und wollte seine Hand auf die Klinke legen, als ihm einfiel, dass er doch einen Ersatzschlüssel besaß, von dem er sogar wusste, wo er ihn deponiert hatte. Als er ihn dort fand, atmete er erleichtert auf und hatte alles zusammen, um nach Adenau zu fahren. Den Schlüsselbund in seine Hosentasche einsteckend, überlegte er ein weiteres Mal, ob er wirklich alles hatte, sah aus Reflex kurz auf die Uhr, sah, dass es erst kurz nach sechs Uhr morgens war, und als er in die angenehme Kühle des Morgens trat, empfand er nach den Tagen der großen, angestauten Hitze ein angenehmes Frösteln auf seiner Haut.

So leise es ihm möglich war, stieg er in sein Auto, ließ den Motor an, und als er im Wagen saß, drangen seine gesammelten Gedanken in seinen Kopf; sie alle drehten sich um den Mord auf dem Bauernhof, die Situation um Thomas, die Entführung seiner Tochter – die hoffentlich nur eine Entführung war –, und während er in Gedanken versuchte, Ordnung in diese Wirrnis zu bringen, wäre er beinahe von der Straße abgekommen und konnte gerade noch im letzten Moment das Lenkrad so herumreißen, dass der Wagen zurück auf die Straße kam, ohne gleichzeitig mit dem Heck derart auszubrechen, dass er in den Straßengraben fuhr. Nun war Günther vollkommen wach und auch die wirren Gedanken waren mit einem Mal verschwunden, sodass er auf der Kirmutscheider Kreuzung nach links Richtung Wirft abbiegen konnte. Ungeachtet der Uhrzeit kam ihm auf der kurzen Geraden nach der Kreuzung ein Auto mit überhöhter Geschwindigkeit entgegen, und wie der Zufall es wollte, erkannte Günther, als er sich auf gleicher Höhe mit dem Auto befand, dass es ein schwarzer Kleinwagen war. In Sekundenbruchteilen mit voller Gewalt auf die Bremse tretend, kam sein Auto nach einigen Metern zum Stehen, und indem Günther versuchte, in der Morgendämmerung noch das Nummernschild im Rückspiegel zu erkennen, musste er sich eingestehen, dass der geradeaus über die Kreuzung schießende Wagen wahrscheinlich nicht der gesuchte Kleinwagen war, und wenn doch, dann würde er viel zu viel Zeit darauf verschwenden, seinen Wagen zu wenden, sodass er sich entschied, den ersten Gang einzulegen und weiter Richtung Wirft und Adenau zu fahren.

„Aber wenn ich es mir recht überlege, konnte er es dennoch gewesen sein, da die Richtung, aus der der Wagen kam, eindeutig nach Honerath weist!“

Hin- und hergerissen entschied er sich endgültig zur Weiterfahrt, durchquerte Wirft, fuhr die Serpentina durch den Wald hoch, sah mechanisch in Richtung des Bauernhofes, als er auf dessen Höhe über die Landstraße fuhr, ohne im dichten Wald etwas erkennen zu können, und kam kurze Zeit später nach Adenau hinein, nahm die zweite Ausfahrt aus dem Kreisel und parkte auf dem Krankenhausparkplatz, auf dem zwei Autos der Polizei standen – das eine kannte er, denn es war Marcs.

Als Günther von einer Nachtschwester in die Eingangshalle des Krankenhauses gelassen wurde und um die Ecke trat, sah er Agnieszka, wie sie in einer Sitzgruppe mit einem Polizisten saß und

anscheinend etwas zu Protokoll gab. Als sie Günther sah, hob sie ihren Arm und er antwortete auf dieselbe Weise.

„Dafür, dass du beurlaubt bist, treffe ich dich an jedem Einsatzort wieder!“, sagte Marc und trat von Günther unbemerkt von der Seite herbei.

„Agnieszka rief mich an. Thomas ist mein Partner und ich...“

„Ist doch kein Problem, Günther. Ich wollte nur nicht direkt erzählen müssen, was vorgefallen ist!“, sagte Marc, und Günther bemerkte, wie sehr Marc seine Reaktionen beobachtete.

„Bin ich vielleicht ein Verdächtiger?“, fragte sich Günther daraufhin, doch diesen Gedanken verwarf er sogleich wieder, da er ihn selbst für viel zu absurd empfand. Stattdessen fragte er das Erwartete – wie es Thomas ging.

„Der Arzt, den ich eben gesprochen habe, sagte, dass es ihm erstaunlich gut gehe. Wobei man nicht abschätzen könne, wie lange der Täter das Kopfkissen auf das Gesicht gedrückt hat.“

„Habt ihr ihn gefasst?“, fragte Günther, obwohl er sich ausmalte, dass dies nicht der Fall war – dafür war das Krankenhauspersonal einfach nicht ausgebildet.

„Nein, er ist uns entwischt. Die Krankenschwester, die zufällig in das Zimmer kam, weil sie dachte, dass sie etwas gehört habe, überraschte den Täter, der sofort erschrak, das Kissen losließ und die Schwester umrannte, die auch den Weg verständlicherweise freigab.“

„Lass mich raten – sie konnte nichts erkennen.“

„Nur die Körpermaße. Das Gesicht steckte unter einer Maske oder einer Mütze. Irgendwas in der Richtung.“

„Ist schon merkwürdig!“

„Was denn?“

„Das mit dem Erstickten! Wer macht denn so was? Ich meine, wie unsicher ist das denn, und wie lange braucht man, bis das Opfer tatsächlich tot ist?“

„Dafür ist es aber auch eine leise Methode!“, warf Marc ein. „Wenn nichts dazwischenkommt.“

„Ich finde es dennoch als Mordwaffe ungeeignet. Muss wohl ein Amateur gewesen sein.“

„Das kann man, glaube ich, nicht ganz einschätzen“, sagte Marc und beide schwiegen für einen Moment.

„Nichts Neues von meiner Tochter?“, fragte Günther, und Marcs betroffenes Schweigen war Aussage genug.

„Ich will dir keine Floskeln erzählen, die du selbst oft genug erzählen musstest!“, sagte Marc und hoffte auf Zustimmung.

„Du wirst es nicht glauben, Marc, aber irgendwie helfen sie doch, diese Floskeln. Zumindest habe ich im Gefühl, dass man einfach den Glauben nicht verliert, dass sich einer darum kümmert. Ach, das ist doch alles... Sorry!“

„Kein Problem, Günther. Wir tun ja alles, um Tanja zu finden. Glaub mir! Wenn ich selbst schon nicht schlafen würde, bekämen mich keine zehn Pferde ins Bett!“

„Das weiß ich doch, Marc!“, meinte Günther und empfand tatsächlich, dass Marc diesen Umstand nicht als normale Arbeit einstufte, sondern als eine besondere. „Kann ich Thomas sehen?“

„Besser nicht. Obwohl – ich weiß es auch nicht! Er ist bei Bewusstsein und hat uns auch schon ein paar Fragen beantwortet. Aber natürlich kann er sich an nichts erinnern, hat nur den Druck in seiner Brust, der von der Quetschung herrührt. Vielleicht kümmerst du dich gleich ein wenig um seine Frau. Ich glaube, die hat es mehr nötig.“

„Mach ich! Danke, Marc.“

„Dafür nicht!“, sagte dieser und ließ Günther alleine zurück. Nach kurzer Zeit erhoben sich Agnieszka und der Polizist aus der Sitzgruppe, und ohne dass ihr Günther ein Zeichen geben musste, kam sie auf ihn zu.

„Danke, dass du gekommen bist!“, sagte sie und machte nicht den Anschein, als wüsste sie von der Entführung Tanjas.

„Ist doch kein Problem, Agnieszka!“, antwortete Günther und entschied für sich, dass es keinen Sinn machte, ihr von der Entführung seiner Tochter zu erzählen. „Wie geht es Thomas?“

„Man hat versucht, ihn kaltblütig umzubringen!“, sagte Agnieszka mit brüchiger Stimme, und Günther sah, dass sich ihre Augen mit Tränen füllten – genau derselbe Anblick, den er wenige Stunden zuvor bei seiner Ex-Frau mit ansehen musste.

„Ich weiß! Aber es ist nochmal gut gegangen, und ab jetzt wird Thomas sicherlich bewacht werden. Alles wird wieder gut!“, sagte er beschwichtigend und nahm die weinende Agnieszka in seine Arme, während er über das Gespräch mit Marc über die Floskeln nachdachte, die er nun selber einsetzte. So standen die beiden einige Minuten zusammen, in denen Günther versuchte, die wenigen neuen Informationen – und es waren eigentlich, wenn er ehrlich zu sich war, gar keine neuen – in seine bisherigen Ermittlungsgedanken aufzunehmen. Der Fall wollte sich einfach nicht entwirren, und je länger er dauerte, desto mehr verknotete er sich sogar in seinen Gehirnwindungen.

„Würde es denn zeitlich überhaupt passen?“, fragte er sich mit einem Mal und dachte an die erneute Begegnung mit einem schwarzen Kleinwagen an der Kirmutscheider Kreuzung zurück, doch dann überschlug er die Zeitspannen und war sich sicher, dass der Mordversuch an Thomas sicherlich bereits mehr als eine Stunde zurücklag.

Als sich Agnieszka von ihm löste, versuchte Günther ein aufmunterndes Lächeln und sagte ihr erneut, dass alles gut werde.

„Hoffentlich! Aber du hast jetzt sicherlich Besseres zu tun, als mich zu trösten!“, sagte sie und ging zu einem Getränkeautomaten, obwohl Günther sich selbst eingestehen musste, dass er genau das nicht hatte, denn er wusste in diesem Moment nicht, was er als Nächstes tun sollte.

Etwas orientierungslos blickte er durch die Eingangshalle, suchte nach Marc oder einem anderen bekannten Gesicht, doch niemand wollte in seinen Blick kommen, sodass er aus dem Krankenhaus in die Kühle des Morgens zurücktrat. Sein Blick fiel direkt auf die Kapelle zu seiner Rechten, und Günther dachte ernsthaft darüber nach, ob er nicht Gott darum bitten sollte, dass er seiner Tochter beistand. Zur Tür der kleinen Kapelle gehend, versuchte er sie zu öffnen, doch sie war verschlossen. Unsicher sah er sich um, ehe er ein paar Schritte Richtung Parkplatz ging, dabei auf seine Uhr blickte und sich fragte, ob er für seinen knurrenden Magen irgendwo frische Brötchen kaufen konnte. Sich in seinen Wagen setzend, fuhr er zu der Bäckerei, vor der er oft mit seinem Partner Thomas hielt, wenn sie beide Hunger hatten, und tatsächlich hatte sie bereits offen und die Luft war erfüllt vom Duft frischer Backwaren. In den Laden tretend, hörte er ein „Komme gleich“ aus dem hinteren Rückraum, und als der Bäcker persönlich erschien, wunderte er sich etwas über den bekannten Kunden, der sonst nie um diese Uhrzeit in den Laden kam.

„So früh schon im Dienst?“, fragte er.

„Nicht im Dienst. Aber irgendwie dann doch!“, sagte Günther und bestellte schnell, ehe der Bäcker auf die Idee kam, mehr von ihm wissen zu wollen. Doch Günther merkte schnell, dass der Bäcker selbst genügend zu tun hatte, sodass er schneller aus dem Laden wieder hinaus war, als er sich Gedanken machen konnte.

„Was mache ich hier eigentlich?“, fragte er sich erneut und überlegte, was seine nächsten Schritte sein konnten. Sollte er sich, ohne im Dienst zu sein, noch mal auf den Bauernhof trauen? Welches Ergebnis vermochte er sich davon zu erhoffen?

Wollte er vielleicht ein weiteres Mal mit Martin sprechen, um ihm dann doch mehr Informationen herauszulocken, obwohl er entweder bereits sehr viel preisgegeben hatte oder schlichtweg log? Zurück nach Hause fahren und mit Annemarie darauf warten, dass seine Kollegen eine Spur zu seiner Tochter fanden? Die Unfallstelle noch mal untersuchen, in der Hoffnung, dass die Spurensicherer etwas übersehen hatten?

In diesem Augenblick des frühen Samstagmorgens gestand sich Günther ein, dass er hilflos der Tatsache gegenüberstand, dass seine Tochter entführt worden war, sein Kollege einen Mordversuch glücklich überlebt hatte und er selbst keine Ahnung hatte, was er als Nächstes tun sollte. Das letzte Mal, als er sich derart hilflos in seinem Leben gefühlt hatte, war an dem Tag gewesen, als der Möbelwagen fertig gepackt gewesen war und Annemarie den beiden kleinen Töchtern gesagt hatte, dass sie sich von ihrem Vater verabschieden sollten, der sie in zwei Wochen besuchen kommen würde. Im Nachhinein wusste Günther, dass die beiden Mädchen unter Schock standen und daher keine einzige Träne vergossen, als sie sich kurz und für ihn äußerst schmerzvoll von ihm verabschiedeten. Dann kam der Augenblick, in dem der Möbelwagen aus seinem Blickfeld verschwand, und für Günther brach eine Welt zusammen, die ihn in einer neuartigen Einsamkeit

zurückließ, die ihm so fremdartig war, dass er kaum wusste, wie er sein weiteres Leben meistern sollte. Er brauchte mehrere Wochen, in denen er völlig neben sich stand, ehe er eine Ahnung davon hatte, was er in der nächsten Zeit mit seinem Leben anfangen wollte. Aber an diesem Morgen, vor der Bäckerei, zeichnete sich diese Ahnung für diese neue Situation, in der er sich befand, noch nicht ab.

Da ihm nichts Besseres einfiel und er sich fragte, warum er eigentlich so viele frische Brötchen gekauft hatte, fuhr er zurück ins Krankenhaus und bot jedem der anwesenden Polizisten ein trockenes Brötchen an, ganz gleich, wie widersinnig das für manchen erschien. Marc war inzwischen Richtung Polizeiwache verschwunden, sodass sich Günther und Agnieszka gegenseitig anschwiegen, während sie beide auf eine Entwicklung warteten, die bis weit nach sieben Uhr nicht eintrat. In der Zwischenzeit füllte sich die Eingangshalle des Krankenhauses mit Leben, einige Patienten erschienen, Ärzte und Schwestern liefen durch die Gänge und auch ein Krankenwagen erschien an der Stelle des Hofes, an der die ambulanten Fälle angenommen werden, doch es schien nichts Dramatisches vorgefallen zu sein.

12. Kapitel

Urplötzlich schien in der Eingangshalle eine nervöse Stimmung losgetreten worden zu sein, denn mit einem Mal kamen einige Ärzte und mehrere Schwestern nach unten, versammelten sich am Empfang und berieten mit Blick nach draußen, was zu tun sei. Obwohl Günther von der langen Wartezeit und dem wenigen Schlaf überaus müde war, merkte er dennoch, dass das kein alltägliches Zusammentreffen war, und dachte im ersten Moment daran, dass sich vielleicht ein schwerer Unfall mit mehreren Verletzten ereignet habe. Langsam aufstehend und durch den Raum gehend, blickte er aus dem Hintergrund durch die Glastür auf den Vorplatz und sah sogleich, was die Aufregung verursachte, denn während der letzten Stunde war eine mobile Polizeisperre errichtet worden, vor der nun einige Menschen warteten, die aussahen, als wären sie keine normalen Besucher, sondern Presseleute.

„Die werden wohl Wind davon bekommen haben, dass in diesem Krankenhaus letzte Nacht ein Mordversuch stattgefunden hat, der im direkten Zusammenhang mit dem Toten auf dem Nazi-Bauernhof steht!“, schlussfolgerte Günther und schaute sich die zusammenstehende Gruppe Reporter genauer an. Erst auf den zweiten Blick erkannte er zwei Gesichter, die er kannte, davon einen älteren Reporter, den er sogar ein bisschen näher vom Modellfliegen her kannte.

„Das wird kein leichtes Unterfangen, an denen vorbeizukommen! Aber mein Wagen steht nun mal auf dem Parkplatz!“, sagte sich Günther und beobachtete, wie die Wachpolizisten in aller Seelenruhe die Fragen beantworteten – sicherlich mit der Anweisung, nichts preiszugeben, was den Sachstand der Ermittlungen betraf.

„Wenn die von dem Mordversuch wissen, dann vielleicht auch von Tanja!“, schoss es Günther durch den Kopf, und er malte sich aus, was das für die Entführung bedeuten könnte, wenn über die Presse verlautbart wurde, dass da noch in einem weiteren Verbrechen ermittelt würde. „Besser wäre es, wenn sie nichts davon wüssten – aber in einer so kleinen Provinzstadt wie Adenau weiß selbst der zurückgezogenste Einwohner oft mehr, als man vermuten sollte.“

Aufgrund seiner Überlegung, dass er auf jeden Fall gesehen werden würde, wenn er zu seinem Wagen ging – und viele wussten, dass er bei der Polizei auf der hiesigen Dienststelle arbeitete –, dachte Günther darüber nach, ob er nicht über den Steinweg Richtung Marktplatz gehen sollte, um dort ein Taxi zu rufen, doch er entschied sich instinktiv dagegen. Warum, das wusste er selbst nicht genau. Da Günther keinen Sinn mehr darin sah, im Krankenhaus weiter untätig zu warten, trat er nach draußen auf den Vorplatz und ging betont in eigenen Gedanken versunken Richtung Parkplatz, als der ältere, ihm gut bekannte Reporter auf ihn aufmerksam wurde und sich aus der Gruppe der anderen Reporter löste.

„Günther!“, rief er zu dem Polizisten, der natürlich stehenblieb, um kein sonderliches Interesse hervorzurufen.

„Morgen, Andreas!“

„Was weißt du über den Mordversuch an einem Polizisten, der in dieser Nacht verübt worden sein soll?“, fragte Andreas und hielt ihm das Aufnahmegerät hin.

„Zum Glück fragt er mich nicht über die Entführung aus“, dachte sich Günther, „und anscheinend weiß die Presse noch nicht, um welchen Polizisten es sich handelt, denn Andreas weiß sehr genau, dass ich mit Thomas zusammenarbeite.“

Günther wollte schon reflexartig antworten, dass er aus einem anderen Grund ins Krankenhaus gekommen sei, doch da das um diese Uhrzeit seltsam anmutete und diese Lüge sicherlich auch nicht wirken würde, entschied sich Günther für eine Standardausrede – dass er dazu nichts sagen könne, da die Ermittlungen laufen würden.

„Also wurde ein Mordversuch auf einen Polizisten verübt!“, sagte ein anderer Reporter, der Günther völlig unbekannt war. Derweil sah Günther, dass der Wachpolizist aus Mainz sichtlich unruhig wurde, und als sich Günther der Frage gegenüber sah, ob es denn ein Adenauer oder ein auswärtiger Polizist sei, stieg dessen Unruhe noch weiter an. Etwas hilflos sah sich Günther der Frage gegenüber, doch dann erkannte er, wie Kossowsky und Franke im Laufschrift von der Seite auf die Gruppe zukamen.

„Ich kann Ihnen diese Frage leider nicht beantworten!“, sagte Günther, als ihm ein Gedanke durch den Kopf schoss, von dem er wusste, dass er falsch war, aber nichtsdestotrotz wollte er ihn aussprechen, insbesondere, da er nicht im Dienst war. „Aber vielleicht können Ihnen diese beiden

Herren mehr über den Fall erzählen!“, sagte er so laut, dass die beiden Heranstürmenden seine Worte mitbekamen.

„Nein! Wir geben jetzt keine Interviews!“, schrie Claus Franke im Laufen und riss Günther an dessen Schulter so unsanft Richtung Krankenhaus, dass dieser einen heftigen Schmerz in der Schulter spürte. „Und wenn Sie Ihren Job nicht richtig machen“, schnauzte er den Wachpolizisten an, dass dieser merklich zusammenzuckte, „dann werde ich persönlich dafür sorgen, dass Sie...“

„Claus!“, schrie nun Marc und schob Claus und Günther Richtung Krankenseingang.

Dort angekommen musste sie kurz anhalten, bis sich die Flügeltür automatisch öffnete, ehe sie zu dritt sogleich nach rechts abbogen, am geöffneten Kiosk vorbei in den Speisesaal traten, aus dem Franke das Reinigungspersonal unsanft rausschmiss und sich dabei einen bitterbösen Blick – auch von Kossowsky – einhandelte.

„Kannst du mir mal erzählen, was das sollte, Günther!“, fragte Franke dermaßen erregt, dass an seinem seitlichen Hals die Adern vortraten.

„Wovon sprichst du?“, fragte Günther mit der größtmöglichen Lässigkeit, weil er ahnte, dass Franke diese Reaktion weder erwartet hatte noch verkraften konnte. Aber dessen Spiel wollte er auf keinen Fall mitspielen.

„Wovon ich spreche? Wovon ich...?“, platzte Franke der Kragen und sein Gesicht lief so rot an, dass Günther dachte, es würde bestimmt gleich platzen. Zum Glück für den älteren der beiden Polizisten war Marc so weit zwischen beide getreten, um eine sichtbare Barriere zwischen dem einundfünfzigjährigen Franke und dem drei Jahre älteren Günther zu bilden.

„Keine Panik! Ich habe alles dementiert, nichts gesagt und...“

„Es ist mir scheißegal, was du gesagt hast oder nicht, ob du dementiert hast oder nicht, ob du geatmet hast oder nicht!“, schrie Franke derart laut, dass seine Stimme selbst in der Eingangshalle noch gut zu hören war. „Du bist vom Dienst beurlaubt und hast keine Interviews zu geben!“

„Der eine Reporter kennt mich aber nun mal und weiß auch, dass ich Polizist bin. Wie haben die denn von dem Mordversuch an Thomas erfahren? Darum würde ich mich mal lieber kümmern!“, sagte Günther süffisant und wurde umso ruhiger, je mehr sich sein Gegenüber aufregte – er konnte nicht anders, aber trotz der Entführung seiner Tochter musste er zugeben, dass er schon lange nicht mehr einen solchen Spaß gehabt hatte wie in diesem Moment.

„Würdet ihr euch beide mal abreagieren!“, ging Kossowsky dazwischen und trat noch einen weiteren Schritt zwischen die beiden, von denen insbesondere Franke den Anschein machte, als würde er gleich seinem Kontrahenten an den Hals springen.

„Warum sollte ich?“, schrie der Koblenzer Beamte seinen Kollegen aus Mainz an. „Dieser Idiot ist beurlaubt! Und was macht er? Er stellt sich vor die Presse und bestätigt ihnen die

Ermittlungsergebnisse, indem er sie dementiert. Wie soll ich eine Ermittlung leiten, die so untergraben wird?! Und dabei geht es immerhin auch um seine Tochter!“

„Was meinst du denn mit ‚Immerhin geht es auch um meine Tochter?‘“, fragte Günther, von dem einen auf den anderen Moment mit einem aggressiven Unterton.

„Wärest du nicht so wild darauf gewesen, auf dem Bauernhof und bei den Verhören den Wichtigen zu markieren, würde deine Tochter heute nicht entführt sein und ich hätte nur mit einem Toten zu tun!“, keifte Franke.

„Still jetzt! Beide!“, funkte Kossowsky erneut dazwischen. „Es ist mir egal, was ihr voneinander haltet, aber wenn ihr weiter so schreit, braucht ihr euch nicht zu wundern, wenn morgen alles haarklein in der Zeitung steht. Wahrscheinlich hören euch die Reporter draußen in voller Lautstärke! Atmet mal durch und kommt von euren Ästen runter! Euer Geschrei ist ja kaum auszuhalten!“

Diese Ansage führte für einen kurzen Moment dazu, dass sich die beiden Streithähne ein wenig beruhigten – doch diese Ruhe währte nicht allzu lange.

„Es wäre besser, wenn du jetzt von hier verschwinden würdest!“, sagte Franke, indem er zwar die Lautstärke seiner Stimme merklich senkte, aber mit einem solch aggressiven Unterton, dass Günther das nicht auf sich sitzen lassen wollte.

„Das hier ist ein Krankenhaus, in dem mein Kollege liegt. Ich wurde hierher gerufen, weil er mein Freund ist. Du kannst mir nicht verbieten, hier zu sein!“, sagte Günther und provozierte weiter.

„Aber vielleicht solltest du dich mal aufmachen und nach meiner Tochter suchen. Hoffentlich hast du da mehr Erfolg als bei der Geheimhaltung!“

„Vielleicht interessiert mich deine Tochter einen Scheißdreck!“, entfuhr es Franke, und in dem Augenblick, in dem Kossowsky ihm einen kurzen, entgeisterten Blick zuwarf, schoss Günther an Kossowsky vorbei und schlug mit der geballten Faust völlig überraschend für alle Beteiligten mitten in Frankes Gesicht. Mit dem Aufprall seiner Hand schossen die Schmerzen durch seinen Körper, die nur noch von dem Triumphgefühl des Moments übersteigert wurden. Indem Kossowsky blitzschnell mit seinen Armen Günthers bebenden Körper umschloss, taumelte der getroffene Franke benommen zurück, stieß gegen einen Tisch und hielt sich die Hände vors Gesicht, in dem die Oberlippe aufgeplatzt war.

„Das war es, Günther! Jetzt mach ich dich fertig!“, spie er durch das Blut hervor, das durch seine geschlossenen Finger hindurch auf den Boden tropfte.

„Mach mich ruhig fertig, Claus! Mach es! Ich bekomme ein Disziplinarverfahren an den Hals und werde abgemahnt. Das wird alles sein! Du hingegen solltest dir Gedanken machen, was alles auf dich zukommt, wenn ich anfangs, unsere dreckige Wäsche aus der Koblenzer Zeit zu waschen. Du weißt doch: Manche Verbrechen verjähren nicht so schnell!“, sagte Günther eiskalt, und als

Kossowsky voller Erstaunen zu Franke blickte, wurde dem Mainzer Polizisten klar, dass die ihm bisher unbekannte Geschichte der beiden wohl mehr Zündstoff besaß als nur eine feindliche Gesinnung.

„Du solltest zu einer Krankenschwester gehen!“, sagte Kossowsky trocken in Richtung Franke und machte keine Anstalten, selbst eine zu holen. „Und es wäre tatsächlich besser, wenn du sagst, dass du ausgerutscht bist. Glaubt dir vielleicht keiner, aber wenn Günther auch nur ansatzweise recht hat, dann halt bloß deine Schnauze!“

Zusammen sahen Günther und Kossowsky, wie sich Franke mit der verbleibenden Hand vom Tisch abstützte, wütende Blicke in Richtung Günther schickte, aber ohne ein weiteres Wort zu sagen an den beiden vorbei Richtung Ausgang ging. Eine Spur aus heruntertropfendem Blut auf dem dunklen Teppich hinterlassend, trat er durch die Glastür und wurde auch gleich von einer herbeieilenden Schwester in Empfang genommen, die ihn außer Sichtweite der beiden Zurückgebliebenen brachte.

„Danke!“, sagte Günther nach einer Weile, die beiden wie eine kleine Ewigkeit vorkam.

„Was ist da eben nur in dich gefahren?“, fragte Kossowsky in einer Stimmlage, die Günther andeutete, dass er zwar prinzipiell auf seiner Seite war, aber dennoch eine gewisse neutrale Distanz wahrte.

„Ich weiß es selber nicht. Zugeschlagen habe ich bisher eigentlich nur einmal in meiner Zeit als Polizist, und da bin ich tätlich angegriffen worden. Aber als er eben sagte, dass... ihn meine Tochter einen Scheißdreck... Ich meine...“

„Wir werden deine Tochter finden! Das verspreche ich dir als dein Kollege! Aber dir muss eines klar werden: Wenn Claus aus Angst vor einer Schlammschlacht seine Klappe hält, heißt das aber auch, dass er weiter der Ermittlungsleiter bleiben wird. Auch wenn ich dafür sorgen werde, dass ihr nicht mehr direkt aufeinandertrefft, und ich dann immer mit dir alleine spreche, so muss ich dir ausdrücklich sagen, dass ich als Gegenleistung aber auch verlange, dass du dich nicht mehr absichtlich in seine Nähe begibst. Hast du mich verstanden, Günther?“

„Ich denke.“

„Nein, ich meine das wirklich ernst! Hier geht es nicht um irgendeine Befindlichkeit, die ihr untereinander austragen müsst, sondern um deine Tochter. Die wahrscheinlich nichts dafür kann, dass ihr Vater sich früher mit dem aktuellen Ermittlungsleiter angelegt hat, oder?“

„Nein, du hast recht. Ich werde mich zurückhalten!“, beschloss Günther und überlegte, ob er Kossowsky in diesem Moment die Informationen von Martin weitergeben sollte, doch irgendetwas in ihm hielt ihn davon zurück; der Moment mit dem Gedanken verflog dann auch, als ihm Kossowsky die nächste Frage stellte.

„Was ist da eigentlich zwischen euch beiden vorgefallen?“, wollte er von Günther wissen.

„Das ist eine lange Geschichte!“

„Ich brauche nicht alle Einzelheiten! Aber ich muss wissen, mit wem ich es zu tun habe. Klar kenne ich Claus schon seit Jahren, wenn nicht seit mehr als einem Jahrzehnt, aber nicht so gut, als dass ich sagen könnte, dass ich ihm blind vertraue. Und nach seiner Reaktion heute traue ich ihm noch viel weniger!“

„Das ist auch gesünder!“

„Also?“

Günther überlegte kurz, was er alles erzählen sollte, doch dann entschied er sich für eine Kurzfassung der Wahrheit, ohne etwas zu dramatisieren oder zu beschönigen. Der Mainzer Polizist hörte interessiert zu, hakte an der einen und anderen Stelle nach, ehe er große Augen machte, als Günther die Vermutung äußerte, auf deren Basis er zuvor zum Angriff auf seinen ehemaligen Kollegen übergegangen war.

„Und lässt sich das alles beweisen?“, wollte Kossowsky am Ende der Zusammenfassung wissen.

„Ich weiß es nicht! Aber die Indizien reichen schon aus, um Claus' Karriere den Bach runtergehen zu sehen. Er will ja sicher bald aufsteigen, und dieser Fall macht es ihm vielleicht sogar möglich, dass er bei der nächsten Runde mit im Lostopf für das Polizeipräsidium in Koblenz oder vielleicht sogar in Mainz ist.“

„In Mainz hat er keine guten Karten, aber Koblenz ist sicher denkbar“, mutmaßte Kossowsky.

„Aber das kann er sich abschminken, wenn diejenigen, die ihn ins Amt hieven wollen, ahnen, dass sie mit Claus ein unbekanntes Risiko eingehen.“

„Niemand setzt gerne ein Pulverfass auf eine Lunte, die ständig brennt! Da hast du schon recht!“, sagte Kossowsky in Gedanken, ehe er sich auch mit seinem Blick zurück an Günther wandte. „Ich bin der Meinung, dass du jetzt erst einmal nach Hause fahren solltest. Es ist wahrscheinlich besser, wenn wir die Ermittlungen weiterführen, ohne dass du in Claus' Nähe bist. Ich melde mich später bei dir.“

„Wichtig ist vor allem, wenn du neue Ergebnisse hast. Ein Anruf von dir nur zum Hallosagen ist keine aufbauende Sache!“

„Wahrscheinlich hast du recht“, meinte der andere und versuchte ein aufmunterndes Lächeln. „Wir finden deine Tochter, Günther – ganz sicher!“

13. Kapitel

Als Günther aus dem Krankenhaus trat und ohne anzuhalten an den Reportern vorbeiging, merkte auch Andreas, dass Günther wohl nichts sagen würde. Obwohl einige aus der größer werdenden Menge auf ihn zutraten, ging Günther so zielstrebig voran, dass sie es gleich wieder aufgaben. Als er in seinen Wagen stieg und den Schlüssel ins Zündschloss steckte, spürte er die ganze Müdigkeit

des Morgens. Die Augen für einen Moment schließend, fiel ihm jedoch sofort Martins Klopfen und sein Schrecken wieder ein, sodass er die Augen öffnete, aber sah, dass niemand auf seinen Wagen zuhielt. Mit beiden Händen das Lenkrad umgreifend, stieß er sich mit durchgestreckten Armen von diesem ab, spannte seine Muskeln an und versuchte auf diese Art und Weise die Müdigkeit aus seinem Körper zu vertreiben. Tief und ausgedehnt gähnend rieb er sich die Augen, stellte seinen Fuß auf die Kupplung und die Bremse, ließ den Motor an, löste die Handbremse und begann langsam vom Parkplatz zu rollen, verfolgt von einigen Augenpaaren der Reporter, die jedoch fast zeitgleich umschwenkten, als Kossowsky mit dem verbundenen Franke aus dem Krankenhaus trat. Eine besondere Eile hatte Günther nicht, denn ihm fehlte ein geeignetes Fahrziel. Nach Hause zu seiner empfindsamen Ex-Frau wollte er nicht, aus dem Krankenhaus, wo Thomas lag, kam er gerade und auf die Wache konnte er nicht, weil er dort aktuell eine persona non grata war, sodass er sich entschied, ein wenig durch Adenau zu fahren und vielleicht irgendwo zu halten, um einen Kaffee zu trinken. Sich am Stenzer Eck in den Kreisverkehr einordnend, schaute er in seinen Rückspiegel und sah einen roten Passat-Kombi, der wie er nach Adenau hinein abbog.

Obwohl dieser Passat-Kombi weder auffällig war noch sich auffällig verhielt, hatte Günther plötzlich den Gedanken, dass ihn der Wagen verfolgte. Woher er diesen Gedanken hatte, wusste er nicht, aber er glaubte zu meinen, dass er diesen Wagen eben noch in der Straße hatte parken sehen, die zum Krankenhaus führte.

„War der Wagen eben nach mir ausgeschert?“, fragte er sich und schaute immer öfters in den Rückspiegel, nie lange und mit so wenig Kopfbewegung, wie es nur ging, und indem er kontrolliert durch die engen Straßen des morgendlichen Städtchens fuhr, musterte er die zwei Insassen. Es waren auf jeden Fall zwei Männer, deren Köpfe und Gesichter er aufgrund der Sonnenbrillen und Blendschutzes nicht genauer erkennen konnte.

„Wie kann ich herausfinden, ob ich richtig liege oder ob mich der Schein nur trügt und ich einer Halluzination aufsitze?“, fragte sich Günther und spielte ein paar Varianten durch, setzte mit einem Mal, auf Höhe des Marktplatzes und der Sparkasse den Blinker und bog nach rechts Richtung Wimbach ab und sah im Rückspiegel, dass der Passat ebenfalls mit ihm abgebogen war. Nun erkannte Günther, dass der Wagen ein Ahrweiler Nummernschild trug, was erst einmal gegen eine Verfolgung sprach, denn wer mochte es den beiden Männern verbieten, dass sie in Adenau, Wimbach oder sonst wo in der Nähe wohnten und nun auf der gleichen Straße fuhren wie er. Zügig fuhr er die Straße hinauf, wo auf der rechten Seite der Kindergarten folgte, ehe sich Günther überlegte, dass er nach links zum Schwimmbad abbiegen könnte, um danach zum Schulzentrum hochzufahren. Sollte der Wagen ihm noch spätestens am Eckernbaum auf den Fersen sein, dann konnte er sich fast sicher sein, dass er verfolgt wurde. Den Berg zum Schulzentrum hinauffahrend, wurden seine Handflächen langsam feucht, denn der rote Wagen fuhr ihm immer noch hinterher.

„Was, wenn die beiden mich wirklich verfolgen?“, fragte sich Günther und überlegte, ob er seine Kollegen von der Polizei verständigen sollte. Doch ohne einen Beweis konnte das auch dazu führen, dass sie ihn als Hypochonder einstufen, was weder zweckdienlich noch förderlich war. So entschied er sich, erst einmal noch abzuwarten, und als er den Berg hinab am Eckernbaum vorbeifuhr und der Wagen weiterhin an seiner Stoßstange klebte, war er sich nunmehr sicher, dass sie ihn verfolgten.

„So ein Mist! Ich habe meine Waffe nicht dabei!“, merkte Günther mit einem Mal und tadelte sich selbst dafür, daran nicht gedacht zu haben, obwohl er beurlaubt war und daher keine Waffe privat tragen durfte.

Nach kurzer Fahrt erreichte er mit seinem Wagen die Hauptstraße, setzte den Blinker nach rechts, fuhr zum Leidinger Platz, ehe er nach rechts zur Polizeiwache abbog, auf deren vorderen Parkplatz er auch fuhr. In diesem Moment rollte der Passat mit sehr langsamen Tempo an der Polizeiwache vorbei, und Günther konnte sich die beiden Gesichter etwas genauer ansehen, die nun erkannten, dass sie weiterfahren mussten, da sie unmöglich vor der Polizeiwache auf ihr Ziel losgehen konnten.

Indem der Wagen beschleunigte und dem Straßenpesch weiter folgte, blitzte es in Günthers Kopf, und ehe er sich versah, hatte er bereits den Gang eingelegt und fuhr von dem Parkplatz der Polizeiwache zurück auf die Straße.

„Jetzt wollen wir den Spieß mal umdrehen und machen den Gejagten zum Jäger und den Jäger zum Gejagten!“, sagte er sich, griff das Lenkrad fester und zog seine Schultern zusammen.

Der Passat hatte nur wenig Vorsprung in der Zwischenzeit gewonnen und verschwand gerade um die nächste Kurve. Günther wollte sich nicht gleich aufmerksam machen – wie es seine Verfolger getan hatten –, sodass er dem Passat einige Meter Vorsprung ließ und zufrieden war, wenn er diesen am Ende der Geraden noch sehen konnte. So fuhren sie den Straßen entlang Richtung Industriegebiet, und Günthers Plan wäre mitunter vollkommen aufgegangen, doch an der Kreuzung zur Hohen Acht war auf der Hauptstraße so viel Verkehr, dass Günther selbst bei sehr langsamer Fahrt auf den Wagen aufschloss. Im letzten Moment konnte er sich noch in eine Einfahrt retten, doch als er seinen Kopf zur Kreuzung wandte, sah er, wie der Wagen seiner Verfolger über die Kreuzung geradeaus Richtung Hohe Acht schoss. Nun war Günther in einer miserablen Lage, da er sich in falscher Fahrtrichtung in einer Einfahrt befand. Über den Parkplatz eines Einkaufszentrums in Gegenrichtung fahrend, erntete Günther ein kleines Hupkonzert, doch all das konnte ihn nicht interessieren, denn als er endlich auf die Kreuzung zurückkam, sah er den Passat gerade noch über die Kuppe des ersten Anstiegs verschwinden.

Eine Lücke im Verkehr abpassend, die er unter normalen Umständen niemals zum Anfahren in Betracht gezogen hätte, ließ er die Kupplung flitschen, drückte das Gaspedal fast durch und es

gelang ihm wie durch ein Wunder, weder den Wagen abzuwürgen noch einen Unfall auf der Kreuzung zu verursachen. Für seine Aktion erntete er ein weiteres Hupkonzert und jagte seinen Wagen den kurzen Stich hoch, kam über die Kuppe und sah weit und breit keinen Kombi – dann aber, nach der nächsten Kurve, konnte er ihn erneut verschwinden sehen, sodass für ihn klar war, dass der Gejagte erst nach einigen Kilometern wieder eine vernünftige Gelegenheit zum Verlassen dieser Straße haben würde. Jede verkehrstechnische Regel brechend, die ihm in diesem Moment einfallen konnte, drückte er das Gaspedal voll durch, schaltete kurz und extrem ruckartig und beschleunigte seinen Wagen bis zum Ende einer längeren Geraden auf fast 150 Stundenkilometer, ehe er vom Gas ging, um heftig auf die Bremse zu drücken. Die Kompression des Verzögerns durch den Druck des sich anspannenden Gurtes spürend, kam er gerade noch auf der letzten Rille durch die enge Linkskurve, ehe er mit schweißnassen Händen wieder ordentlich Gas gab. Den Motor drehte er bis in die hohen Drehzahlen und suchte hinter jeder Kurve nach dem Passat, doch dieser hatte so viel Vorsprung, dass er wie vom Erdboden verschluckt schien. Selbst bei dem Geschlängel von leichten Kurven, durch die man auch geradeaus durchfahren konnte, wenn man sie schnitt, sah Günther keinen Wagen und begann sich zu fragen, ob dieser vielleicht in irgendeine Waldeinfahrt gefahren war, ohne dass er es mitbekommen hatte. Einige Gelegenheiten gab es sicherlich dazu, und je länger er darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher fand er diese Möglichkeit, sodass er kurz davor war, in der ersten 180-Grad-Kurve den Wagen zu wenden, als er den Passat weiter oben in den Serpentinaen sah. Hart herunterbremsend quälte er den Motor nach der scharfen Kurve in den roten Drehzahlbereich, beschleunigte und verzögerte den Wagen in der nächsten scharfen Kurve so stark, dass er auszubrechen drohte, doch zu seinem Glück war der Untergrund trocken und vor einigen Jahren frisch asphaltiert worden, sodass die Hitze dem Boden zusätzliche Haftung gab. Das Risiko noch mal ein wenig erhöhend, rieb sich Günther auf dem nächsten, etwas geraderen Abschnitt seine schweißnassen Handflächen an der Hose ab und dachte darüber nach, welche Richtung er als Flüchtender einschlagen würde, denn in der nächsten Spitzkehre gab es durchaus die Möglichkeit, nicht durch die Kurve zur Hohen Acht hochzufahren, sondern geradeaus die Geschwindigkeit bergan mitzunehmen, um Richtung Kaltenborn aus dem Blickfeld des Verfolgers zu verschwinden. Doch wie gut kannten sich die Verfolgten hier aus? Wohin wollten sie und wohin wollten sie genau jetzt? Diese Fragen schossen Günther durch den Kopf, und aufgrund der Tatsache, dass er wohl bei diesem Vorsprung geradeaus Richtung Kaltenborn gefahren wäre, entschied er sich, die Spitzkehre in die andere Richtung zu verfolgen. So bremste und beschleunigte er seinen Wagen erneut, wusste um die Gefährlichkeit der nächsten zwei Kurven, und der Schrecken hätte kaum größer sein können, als er durch die Kurve fuhr, die direkt vor dem unteren Parkplatz zur Hohen Acht lag, als er auf diesem Parkplatz den Passat-Kombi parken sah – mit offenen Türen. Seinen Wagen konnte er nur zeitverzögert und reichlich

zu spät abbremsen, bekam diesen hinter der Einfahrt zum Parkplatz zum Stehen, schaute in den Rückspiegel, fand die Straße frei, setzte zurück und fuhr auf den Parkplatz, stellte seinen Wagen ab, stieg aus und sah die beiden Flüchtenden weiter oben, schon mitten im Wald.

Sofort schoss Günther die Frage durch den Kopf, was er machen sollte, denn die beiden liefen bergan durch den dicht stehenden Wald und waren zu zweit – und Günther war ohne Waffe. Aber gleich danach drangen Bilder in seinen Kopf, wie er sich seine Tochter in Gefangenschaft vorstellte, und ehe er darüber nachdenken konnte, ob es einen Sinn ergab, den beiden zu folgen, hatte er seinen Wagen bereits verlassen und lief über den Schotterplatz Richtung Waldrand. Indem er versuchte, seinen Blick, so häufig es der Waldboden zuließ, auf die beiden Flüchtenden zu richten, merkte er bald, dass die beiden bereits gut außer Puste sein mussten, denn er schloss auf.

Dann geschah es plötzlich, dass die beiden stehenblieben und sich umdrehten – zum ersten Mal konnte Günther auf die Entfernung die beiden Gesichter sehen, da die Flüchtenden ihre Sonnenbrillen im Wald abgenommen hatten. Zu seinem großen Missfallen erkannte er keinen der beiden von den Verhören der Leute vom Bauernhof, sodass zumindest klar war, dass diese Gruppe weitere Hilfe von außerhalb hatte – wenn es sich denn überhaupt um ein und dieselbe Gruppe handelte.

Nun hielt auch Günther im Laufen ein und beobachtete die beiden, wie sie ihn beobachteten. Keiner der drei rührte sich, aber Günther konnte sehen, dass sich die beiden unterhielten – wohl um abzusprechen, ob sie weiter flüchten oder angreifen sollten. Günther überlegte derweil, ob es so clever war, inmitten eines Waldes, ohne eine Waffe, gegen zwei Gegner gleichzeitig zu kämpfen, und kam zu der Erkenntnis, dass er wohl besser die Polizeiwache anrief, doch als er sein Handy aus der Tasche holte, sah er, dass er hier, inmitten der Eifelwildnis, kein Netz hatte. Das Telefon wegsteckend, orientierte er sich für einen Augenblick, und als er den Blick wieder zu den beiden nach oben richtete, sah er gerade noch, wie die beiden mit einem Mal in zwei verschiedene Richtungen losrannten. Erst in diesem Augenblick kam Günther in den Sinn, dass die beiden wahrscheinlich wussten, dass er Polizist war und sie daher davon ausgehen mussten, dass er eine Waffe mit sich führte.

„Von meiner Beurlaubung können sie gar nichts wissen!“, wurde ihm klar, sodass die Flucht in zwei Richtungen dazu führte, dass er sich für einen der beiden entscheiden musste. Oder sollte er nicht besser zu seinem Auto zurückkehren, weil... Dieser Gedankengang endete erneut mit den fetzenhaften Bildern seiner gefangenen Tochter, und ohne dass Günther Kontrolle über seine Handlungen besaß, lief er dem einen der beiden Flüchtenden hinterher – dem, der weiter bergan Richtung Hohe Acht unterwegs war, weil er sich dachte, dass der andere, der in Richtung der Nürburgring-Rennstrecke lief, ein viel zu weites Feld vor sich hatte, um in alle Richtungen zu

fliehen. Keuchend machte Günther einen Laufschrift nach dem anderen, und als er an den Punkt kam, an dem die beiden gewartet hatten, sah er die kleine Straße, die bergan und bergab führte.

„Klar, der eine nach oben, der andere nach unten!“, sagte er sich, schnaufte kurz durch, und da er den zum Aussichtsturm Flüchtenden nicht mehr sah, lief er weiter nach oben. Die beiden hatten auf Günther auch nicht den Eindruck gemacht, dass sie austrainierte Sportler waren, aber auch seine Kondition war alles andere als leistungssportlertauglich. Somit konzentrierte er sich darauf, beim Nach-oben-Gehen sich nach allen Seiten abzusichern, denn ein Angriff aus dem dichten Wald heraus war jederzeit durchaus möglich.

Als er zu einer kleinen Kurve kam, schien es ihm, als hätte er in seinem Augenwinkel eine Bewegung ausgemacht. Schnell presste er sich an einen Baumstamm, sicherte sich mit einem Rundumblick, so gut es ging, gegen seine Umgebung ab und lauschte, ob er ein verdächtiges Geräusch vernahm. Doch alles schien still zu sein, und als er sich vom Baumstamm abdrückte, um tiefer unter die Bäume zu gehen, sah er das alte Gemäuer, das bis auf die Grundmauern zerstört war, jedoch ausreichend Platz bot, um daraus einen Hinterhalt zu legen. Anschleichend und darauf achtend, dass er mit seinen Tritten nicht allzu verräterisch war, fixierte er das Gemäuer und bewegte sich seitwärts dazu. Urplötzlich, aus dem Nichts heraus, hörte er dann ein weiteres Geräusch, nun jedoch unmittelbar von hinten, und als er sich instinktiv umdrehte, sah er gerade noch, wie ein dicker Ast durch die Luft schwang, ihn seitlich an der linken Schulter traf und zur Seite schwanken ließ. Mit einer Hand auf dem Boden fing sich Günther ab und erkannte, wie der Flüchtende auf ihn zustürmte, weiterhin mit dem dicken Ast bewaffnet. Das große Glück Günthers war es, dass der dicke Ast auch einiges an Gewicht mit sich brachte, sodass der Angreifer, wenn er einmal eine Bewegung eingeleitet hatte, ziemlich berechenbar war – wenn man diese Bewegung frühzeitig genug erkannte. Im letzten Moment gelang es Günther, sich über seine gesunde Schulter zur Seite zu rollen, den Schwung zum Aufstehen mitzunehmen und sich auf den Flüchtenden zu stürzen, ehe es diesem gelang, den Ast loszulassen und sich gegen den Angreifenden zu wehren. Mit vollem Gewicht fiel Günther auf seinen Gegner und beide stürzten sogleich zu Boden. Einen kleinen, morschen Baumstumpf in die Seite abkommend, schrie der Flüchtende auf, und Günther versuchte derweil, den Gegner auf den Bauch zu drehen, um diesen in einen Haltegriff zu nehmen. Doch trotz der großen Schmerzen, die der Baumstumpf dem Flüchtenden zugefügt haben musste, wehrte sich dieser mit Händen und Füßen gegen die Gefangennahme, und beinahe wäre es ihm aufgrund der heftigen Schweißbildung gelungen, aus Günthers Griff zu entfliehen. Doch nach und nach gewann Günther die Oberhand über die Bewegungen seines Gegners und spürte, dass seinem Gefangenen die Kraft verließ, sich weiter zu wehren.

„Dein Name!“, schrie er den auf dem Boden Liegenden ins Ohr, doch dieser musste so stark atmen, dass sich Günther entschied, sein Knie aus dem Rücken seines Gegners zu nehmen.

Just in diesem Moment, als er ein zweites Mal seinen Gefangenen fragen wollte, wie er hieß, vernahm er eine Bewegung in seinem rechten Augenwinkel und sah noch die schwarzen Stiefel, wie sie auf dem mit Reisig bedeckten Boden standen, doch für eine Reaktion war es viel zu spät. Zum Glück für Günther war der Ast, der ihn an der Backe und am Ohr traf, nicht sehr dick, doch der Schwung und die Überraschung reichten aus, um ihn in eine tiefe Bewusstlosigkeit zu schicken.

14. Kapitel

Wie lange er dort auf dem Boden des Waldes, unterhalb der Hohen Acht, bereits gelegen hatte, wusste Günther nicht, als er wieder zu sich kam und als erstes seinen schmerzenden Kopf spürte. Langsam, Zentimeter für Zentimeter bewegte er seine Hand nach vorne, drückte sich mit dem Ellenbogen ab, um in eine andere Position zu kommen, in der es ihm möglich war, mit der freien Hand an die Stellen zu greifen, an die ihn der Ast getroffen hatte. Über seine Backe nach hinten zu seinem Ohr fahrend, spürte er etwas Warmes, Dickflüssiges, und ihm wurde sofort klar, dass er blutete.

„Zum Glück nicht so stark!“, dachte sich Günther, doch das Pochen in seiner rechten Gesichtshälfte, das gleich mit der ersten Berührung eingesetzt hatte, wurde schlimmer und verstärkte noch die Schmerzen. Langsam versuchte er erst das linke, dann das rechte Auge zu öffnen und war überaus froh, als er merkte, dass gerade sein rechtes Auge keinen Schaden genommen hatte.

„Da hast du noch mal außerordentliches Glück gehabt!“, sagte er sich, da er aus Erfahrung wusste, dass die meisten Wunden heilten, und solange die Sinne nicht beeinträchtigt waren, ging meistens alles gut.

Sein ganzer Körper war von dem Kampf und dem Schlag derart geschwächt, dass es einer riesigen Kraftanstrengung bedurfte, ehe er sich vom Bauch auf den Rücken gedreht hatte, und obwohl ihm erst in diesem Moment der Gedanke kam, dass die beiden Angreifer nur auf diesen Augenblick gewartet hatten, war er froh, als niemand zu ihm trat, um ihm noch eine zu verpassen. Außerdem hatten sie ihn liegengelassen und nicht entführt – was aber auch daran liegen konnte, dass die Wagen so weit weg standen, dass ein Tragen des Bewusstlosen quer durch den Wald für die beiden nicht in Frage kam, die ihrerseits nach der Flucht sicherlich auch nicht mehr bei vollen Kräften gewesen waren.

Somit atmete Günther ruhig und versuchte das Pochen und die Schmerzen für einen Moment zu vergessen, sammelte seine Kräfte und drückte sich mit aller Macht in eine sitzende Position, was ihm auch gelang – jedoch mit dem Effekt, dass ihm schwindelig wurde. Kaum, dass er saß und die Augen schloss, um dem Schwindelgefühl entgegenzuwirken, drehte er seinen Kopf zur Seite und

entledigte sich seines wenigen Mageninhalts auf den Waldboden. Erst nach weiteren zehn Minuten war es ihm möglich, sich in der Umgebung umzusehen, die in einer friedvollen Stimmung lag.

„Wie lange ich hier wohl gelegen hätte, bis mich einer finden würde?“, kam es Günther in den Sinn, doch dann schob er den Gedanken weit von sich und versuchte aufzustehen, doch der erste Versuch scheiterte an seiner mangelnden Kraft in den Armen und Beinen. Indem er sich einige Meter über den Waldboden zog, kam er in Reichweite eines Baumes, und mit dessen Hilfe gelang es ihm, sich hinzustellen. Seine Beine wackelten, und es dauerte weitere Minuten, ehe er sich so sicher auf den Beinen fühlte, dass er sich traute, auf dem nicht an allen Stellen trittfesten Waldboden in Richtung Weg zu gehen. Aber bis er diesen erreichte, brach er noch zweimal auf seine Knie zusammen und arbeitete sich wieder nach oben; als er auf dem Weg angekommen war, schätzte er erneut seine Umgebung ab, glaubte diese frei von seinen beiden Gegnern und ging Schritt für Schritt, langsam und immer wieder stoppend, den Weg hinab, entschied sich für die lange Schleife, anstatt die steile Abkürzung durch den Wald zu nehmen, und brauchte mehr als eine Stunde, ehe er auf den Parkplatz zurückgelangte, auf dem die Jagd begonnen hatte.

Während sein Auto noch auf ihn wartete, war der Passat-Kombi verschwunden, und indem Günther sein Handy suchte, um auf der Wache eine Fahndung nach dem Wagen einzuleiten, merkte er, dass sein Handy nicht in seiner Tasche war.

„Ich muss es wohl bei dem Kampf verloren haben!“, sagte er sich und ging zu seinem Wagen, fand zum Glück den Wagenschlüssel in einer anderen Tasche, und als er den Schlüssel ins Schloss steckte, sah er in der Spiegelung in der Seitenscheibe die Wunden in seinem Gesicht, die heftiger aussahen, als sie im Moment wehtaten. Er öffnete die Tür, ließ sich auf den Sitz fallen und verstellte den Rückspiegel so, dass er darin genauer sehen konnte, was die beiden mit ihm angerichtet hatten. Über die gesamte rechte Seite seines Gesichts zog sich eine blutige Schramme, die inzwischen jedoch von getrocknetem Blut überzogen und damit geschlossen war; zudem war diese Seite etwas geschwollen und reagierte mit einem stechenden Schmerz, als Günther kurz draufdrückte. In diesem Moment spürte er auch wieder seine linke Schulter, auf die er den ersten Schlag erhalten hatte, und als er versuchte, den Wagen auf dem Parkplatz zu wenden, merkte er, dass er seine linke Schulter vorerst nicht für das Fahren nutzen konnte, sodass er mit seinen Knien lenkte, wenn er schalten musste. Langsam rollend, fuhr er die Hohe Acht wieder hinunter, die er vor annähernd zweieinhalb Stunden hochgefahren war, und obwohl zwei Fahrer hinter ihm nicht einverstanden waren, dass er so langsam den Berg hinunterrollte, ignorierte Günther das Drängeln, ließ sich an einem gut einsehbaren Streckenabschnitt überholen, erntete einen der vielen Huper des Tages, doch das war ihm alles egal. Die Serpentine hinabgelangend, kam er an dem Staubecken vorbei, fuhr an der Kreuzung erneut geradeaus und war froh, dass er im Straußenpesch keinen Verkehr auf der Straße hatte.

Als er auf dem Parkplatz der Polizeiwache seinen Wagen abstellte, schloss er für einige Momente die Augen und fragte sich, was er den Kollegen, aber insbesondere Franke und Kossowsky erzählen sollte, und innerlich hoffte er darauf, dass Kossowsky anwesend war, denn alleine mit Franke über diese Verfolgungsjagd zu sprechen mochte keine gute Idee sein – nicht, nachdem was im Krankenhaus am Morgen geschehen war. Doch da ihm keine brauchbare Alternative einfiel, zog er den Schlüssel ab und stieg aus dem Auto, ging zum Hintereingang der Wache, klopfte und sah das erschrockene Gesicht eines Kollegen, der aufmachte.

„Was ist denn mit dir passiert, Günther?“, fragte der Kollege und ließ den beurlaubten Polizisten auf die Wache.

Kaum, dass Günther in der Wache war, merkte er, dass alle ihre Arbeit ruhen ließen und zu ihm starrten.

„Was in Gottes Namen hast du jetzt wieder angestellt?“, schnauzte auch direkt Franke von der Seite, der soeben aus dem Toilettenraum trat und wutentbrannt auf Günther zukam.

„Lass ihn erst mal in Ruhe, Claus!“, drang es aus dem rückwärtigen Raum, und Günther war überglücklich darüber, dass Kossowsky ein weiteres Mal Partei für ihn ergriff. „Komm, Günther. Lass uns in den Lageraum gehen!“, bestimmte Kossowsky, der der einzige auf der gesamten Wache schien, der sich in diesem Augenblick bewegte. Zu Günther tretend, nahm er dessen Arm und führte ihn durch die spannend wartenden Gesichter Richtung Lageraum. „Wie geht es dir? Sollen wir einen Krankenwagen rufen?“, fragte Kossowsky, doch Günthers Kopfschütteln, das ihm einiges an Schmerzen bereitete, reichte als Erklärung. Weiterhin wutentbrannt stapfte Franke hinter den beiden her und warf die Tür des Lageraums mit einem mächtigen Scheppern ins Schloss, sodass die drei, wie so oft in den letzten Tagen, alleine waren.

„Kannst du mir mal verraten, warum du dich als beurlaubter Polizist nicht aus laufenden Ermittlungen heraushältst?“, platzte Franke sogleich der Kragen. „Hoffentlich riskierst du jetzt nicht den Fall oder das Leben deiner Tochter! Wenn deiner Tochter irgendwas zustößt, geht das nicht nur auf deine, sondern auch auf meine Kappe – und dann steppt hier der Bär, denn ich werde nach dieser Nummer sicherlich nicht die Verantwortung für das ganze Spiel übernehmen.“

„Das hier ist kein Spiel!“, blaffte Kossowsky zurück, dem es zu bunt war, dass es Franke nur um den Fall, aber nicht um die darin involvierten Menschen zu gehen schien. „Erzähl uns bitte alle Details!“, sagte er zu Günther, denn auch er war sich sicher, dass diese Verletzungen in direktem Zusammenhang mit dem Fall standen.

Ausführlich fasste Günther die Geschehnisse zusammen, zeigte den beiden Ortsunkundigen auf einer Karte, wo das alles passiert war, und als Franke kurz aus dem Raum verschwand, um eine Fahndung nach dem Passat-Kombi aufzugeben, sagte Günther zu Kossowsky, dass diese Verfolgung eine Dummheit war, die ihm erst jetzt klar würde.

„Auch wenn ich deine Reaktion durchaus nachvollziehen kann, bleibt es eine Dummheit, das stimmt!“, gab dieser mit einem wohlwollenden Gesichtsausdruck zurück, ehe Franke zurück in den Lageraum kam.

„Die Fahndung ist aufgenommen. Vielleicht haben wir ja Glück und es ergeben sich neue Hinweise aus diesem Zwischenfall. Dennoch finde ich es keinerlei zielfördernd, was du da treibst, Günther! Und weil ich mich nicht noch weiter über dich aufregen will, sage ich dir das folgende klipp und klar – und ich verlange dann, dass du dich daran hältst!“

Beide, nicht nur Günther, sondern auch Kossowsky, warteten gespannt darauf, was Franke zu sagen hatte.

„Aufgrund deiner Situation, in der deine Tochter mutmaßlich entführt wurde und auch du verfolgt wurdest, befehle ich dir, dass du dich jetzt ins Krankenhaus begibst, dich dort behandeln lässt und, wenn sie dich dann entlassen, direkt nach Hause fährst. Dort wartest du und rufst jede Stunde hier in der Wache an, damit wir sehen, dass du zu Hause bist.“

„Du stellst mich unter Hausarrest?“, fragte Günther.

„Wenn es nicht anders geht, dann muss ich zu solchen Maßnahmen greifen! Ich habe gerade keinen Mann, den ich einfach vor deinem Haus platzieren kann, und außerdem glaube ich, dass du eher für den Fall eine Gefahr darstellst als der Fall für dich und dein Leben! Also, wir bringen dich zum Krankenhaus und fahren dich auch nach Hause. Dort wirst du dich jede Stunde – ich wiederhole mich – jede Stunde melden.“

„Und was ist in der Nacht? Muss ich mich da auch jede Stunde melden?“

„Nein, dann meldest du dich in der Nacht ab. Aber morgens um sieben ist deine erste Meldung. Wenn nicht, schicke ich sofort den Einsatzwagen los und lasse Sie festnehmen! Haben wir uns verstanden?“

„Weswegen willst du mich denn festnehmen lassen? Und dann auch noch zu Hause?“, wollte Günther wissen, doch er merkte, dass dieses Mal nicht mit Franke zu spielen war.

„Mir wird schon was einfallen! Vertrau mir!“, sagte dieser, und Günther schoss der Kommentar durch seinen Kopf, dass sich Franke ja sicherlich bestens darin auskannte, das Gesetz so weit zu verbiegen, dass Recht und Ordnung eher seinen eigenen Gesetzen folgten, doch im letzten Moment konnte er sich noch bremsen.

„Von mir aus! Aber ich verlange im Gegenzug, dass ihr mich über den Stand der Ermittlungen auf dem Laufenden haltet! Immerhin geht es hierbei um meine Tochter!“

„Ich halte Kontakt mit dir!“, versprach Kossowsky, was Günther erst einmal ausreichte. Inwieweit dieses Versprechen des Mainzer Kollegen den Einsatzleiter störte, ließ dieser sich unerwarteterweise nicht anmerken.

„So machen wir das! Und jetzt ab ins Krankenhaus! Du siehst aus, als hätte dich Mutter Erde eben erst ausgekotzt!“, schloss Franke die Unterhaltung, öffnete die Tür und ließ die beiden, wie schon häufiger, alleine zurück.

„Er sieht nicht gerade besser aus!“, meinte Kossowsky leise zu Günther, als Franke außer Hörweite war, doch das Lächeln tat Günther derart im Gesicht weh, dass er schmerzverzerrt dreinblickte.

„Tut mir leid! Das mit dem Arrest konnte ich nicht verhindern!“, sagte Kossowsky und nahm Günther an den Arm, um ihn nach draußen zu geleiten. Inzwischen hatte Franke einen Polizisten ausgemacht, der Günther ins Krankenhaus und später auch nach Antweiler fahren sollte – und zu Günthers Glück war es Markus Reinhardt, einer der beiden jungen Polizisten, mit denen er die erste Durchsuchung auf dem Bauernhof durchgeführt hatte.

Schweigend fuhren sie in Richtung Krankenhaus; Markus, weil er nicht wusste, was er sagen sollte oder überhaupt durfte, und Günther, weil er überaus froh war, einen Augenblick die Augen schließen zu können, ohne etwas tun oder sagen zu müssen. Ein weiteres Mal an diesem Tag im Krankenhaus angekommen, erklärte Markus der Empfangsdame, dass Günther untersucht werden solle, und da die Wache sein Kommen bereits angekündigt hatte, kam auch schon ein Pfleger aus der Ambulanz, der den Verletzten abholte. Markus setzte sich indessen in die Wartecke, kaufte sich zwischendurch einen Kaffee und döste während des Wartens auf den Kollegen ein wenig vor sich hin.

Die Untersuchung ging recht zügig, und als sie vorbei war, erklärte der Arzt, dass Günther riesiges Glück gehabt habe, denn bei einem solchen Schlag wären Brüche oder ein verletztes Auge nichts Ungewöhnliches. Alles in allem hatte er nur eine große, tiefe Wunde in seinem Gesicht, die wahrscheinlich eine Narbe nach sich ziehen würde, doch das alles interessierte Günther in diesem Moment recht wenig. Vom Arzt erhielt er noch ein paar Tabletten und ein Rezept, mit dem er weitere Schmerzmittel aus der Apotheke besorgen konnte, und als der Arzt Günther entließ und dieser in den Vorraum zurückkam, in dem Markus auf ihn wartete, sprang dieser auch sogleich auf.

„Alles in Ordnung?“

„Na ja, es ging mir schon besser!“, sagte Günther, dessen Schmerzmittel inzwischen wirkten und sich auch seine Laune ein wenig besserte. „Wir müssen noch zur Apotheke und dann nach Antweiler!“

„Kein Problem!“, erwiderte Markus. „Am besten gehen wir hinten raus, denn ich habe schon wieder ein, zwei Reporter hier herumlaufen sehen.“

„Dann geh mal den Wagen holen – ich gehe derweil in der Ambulanz raus in den Hof!“

Indem Markus aus seinem Blick verschwand, versuchte Günther den aufkommenden und merkwürdigen Drang zu unterdrücken, vor der Polizei zu flüchten – denn es hätte vor allem seinen jungen Kollegen in echte Nöte gebracht und dieser vertraute ihm weiterhin –, und so wandte er

sich stattdessen zur Seite und sah, wie in diesem Moment Andreas Schmitz, sein befreundeter Reporter von der Rheinischen Zeitung, aus dem Fahrstuhl stieg.

„Meine Güte! Was ist denn mir dir passiert?“, fragte dieser auch sogleich, und Günther war sich der Tatsache bewusst, dass er nicht – wie so oft, wenn sie miteinander sprachen – ganz offen sein konnte.

„Ich bin ausgerutscht und hingefallen. Eine Dummheit von mir! Ist aber nichts gebrochen! Nur geprellt. Der Doktor hat mir Schmerztabletten gegeben, damit ich gut schlafen kann!“, erklärte Günther und versuchte trotz des Pochens in seiner Backe ein wohlwollendes Lächeln.

„Diese Geschichte kaufe ich dir in tausend Jahren nicht ab!“, meinte Andreas und suchte in Günthers Gesicht nach der Wahrheit. Doch da dessen Gesicht unter dem Einfluss der Schmerzmittel und der Verletzungen nicht wie sonst funktionierte, vermochte der Reporter nichts aus diesem herauszulesen.

„Dann halt nicht. Wir sehen uns bestimmt bald wieder! Ich muss jetzt nach Hause, auf die Couch und ein paar Tage ausspannen!“, meinte Günther und ging in Richtung Ambulanzeingang. Erst als er dort hinausging und in den wartenden Polizeiwagen einstieg, wurde ihm bewusst, wie durchsichtig dieses ganze Manöver war, doch wie durch ein Wunder trat Andreas Schmitz erst dann aus dem Krankenhausgebäude, als die beiden bereits auf dem Weg nach Antweiler waren.

„Sie haben das Auto gefunden!“, sagte Markus nach einer Weile, als sie Adenau in Richtung Honerath bereits verlassen hatten.

„Ja!? Wo denn?“, war Günther sogleich wieder wach, nachdem er kurz davor war, einzunicken.

„Nicht gefunden, meine ich. Nur in der Datenbank. Kam ziemlich schnell. Das Auto ist seit zwei Tagen als gestohlen gemeldet.“

„Sieh mal einer an!“, sagte Günther und versuchte trotz der Schmerzmittel, der Müdigkeit und seiner schlechten Stimmung, diese neue Information in seine bisherigen Erkenntnisse einzubauen.

„Was habt ihr noch rausgefunden?“

„Günther, ich weiß nicht...“, war sich Markus unsicher und blickte etwas hilfesuchend zu seinem älteren Kollegen herüber.

„Keine Angst! Ich sage schon nicht, dass du mir was gesagt hast! Aber wie du vielleicht mitbekommen hast, wurde meine Tochter entführt, und damit bin ich trotz meiner Beurlaubung Teil dieser Ermittlung. Auch wenn mich Franke unter Arrest gestellt hat.“

„Ich weiß nicht so recht, ob das in Ordnung geht! Wahrscheinlich eher nicht.“

„Ich muss mich doch sowieso jede Stunde bei euch auf der Wache melden. Also, was soll da schon passieren? Und die Informationen kann ich doch von jedem x-beliebigen haben – von Gerd oder von Tomas, von Marc, von wem auch immer!“

Markus dachte eine Weile über Günthers Worte nach, ehe er sich einen Ruck gab und zu erzählen begann, was er wusste.

„Ich weiß nicht, auf welchem Sachstand du bist, aber wir haben Ermittlungen gegen jeden auf dem Bauernhof, jeden seltsamen Kontakt und auch gegen die beiden Anwälte aufgenommen, ohne dass wir etwas Besonderes finden konnten. Die auf dem Bauernhof sind uns bisher in der rechten Szene unbekannt, bis auf Thomalla, den Anführer, der schon mal auf irgendwelchen Treffen gesehen wurde. Die Gruppe kommt auch aus allen Teilen Deutschlands, einer sogar aus Österreich, und sie scheinen sich in einem Internetforum kennengelernt zu haben; die ersten schon vor zwei Jahren, ehe sie vor drei Monaten den Bauernhof in Honerath gekauft haben.“

„Wer sind ihre Geldgeber?“

„Sie haben keine. Zumindest keine, von denen wir bisher wissen.“

„Aber sie müssen doch Geld haben, um einen Bauernhof kaufen zu können!“, wandte Günther ein.

„Sie haben einen guten Teil angezahlt, der Rest läuft über einen normalen Kredit, an dem sich die meisten Anwesenden auf dem Bauernhof mit irgendeiner Sicherheit beteiligt haben. Das ist alles kosher, wenn du das meinst.“

„Du willst mir also sagen, dass das bis auf Thomalla eine autarke Gruppe ist, die sonst nichts mit der rechten Szene zu tun hat?“

„Das können wir noch nicht genau sagen, da uns noch einige Informationen fehlen. Fest steht für uns, dass einige der auf dem Bauernhof Lebenden Kontakt zur rechten Szene über das Internet haben, aber auch da liegt uns bisher nichts Konkretes vor.“

„Also keine Aufmärsche oder Treffen oder Ähnliches.“

„Genau. Außer halt von diesem Thomalla, der schon mal auf mehreren Tagungen gesehen wurde. Allerdings waren das alles reine politische Tagungen, niemals ist es zu einem Gewaltausbruch gekommen.“

„Daher auch seine vermeintliche Unbekanntheit.“

„Genau.“

„Und die zwei Anwälte? Was haben die in dem ganzen Spiel für eine Rolle?“

„Die beiden sind da schon wieder interessanter, weil dieser Fall nicht der erste ist, den sie aus der rechten Szene übernehmen. Es scheint so zu sein, dass die beiden in direktem Kontakt zu einigen Vereinigungen stehen, die wiederum direkt mit der rechten Szene verwurzelt sind. Das ist alles ein wenig undurchsichtig, es scheint gar so, als ob die Szene was dazugelernt hätte. Und zwar in Sachen Verschleierung.“

„Eine genauere Beobachtung führt oft zu besseren Versteckmethoden!“, meinte Günther und war sich dessen bewusst, dass Markus ihm zwar Neues, aber bisher nichts Brauchbares gesagt hatte.

„Was wisst ihr genaues über diesen Thomalla? Ich meine, die anderen wirken mir wie Mitläufer, er ist aber so was wie der Leitwolf. Oft ist es ja so, dass man über diesen Leitwolf die Gruppe knackt!“

„Über ihn wissen wir eigentlich recht viel, aber dann auch wieder gar nicht. Aufgewachsen ist er in einem Dorf nahe der innerdeutschen Grenze, als sie noch existierte – aber auf dieser Seite! Ich meine, der Westdeutschen!“

„Das tut nichts zur Sache! Weiter!“

„Grundschule, Realschule, Gymnasium, Abitur, studierter Biochemiker. Abschluss innerhalb der Regelstudienzeit mit einem guten, aber keineswegs sehr guten Abschluss. Ist dabei nie auffällig gewesen, weder in irgendeiner Vereinigung noch in sonst einer Gruppierung. Das einzige, was wir finden konnten, war, dass er mal in einem Squash-Team gespielt hat. Es wirkt ganz so, als wäre er wie der Phönix aus der Asche aufgetaucht, als er vor drei Jahren das erste Mal auf einer nationalsozialistischen Politikversammlung auftauchte. Aber er wurde als Mitläufer eingruppiert, da er auch keinen Drang zeigte, sich irgendwie aktiv zu engagieren. Daher hat man auch nur ein wenig Informationen gesammelt, aber stieß dabei auf die bekannten Grenzen.“

„Das hätte mich schon stutzig gemacht, wenn ein Mensch versucht, so auffällig unauffällig zu sein!“, sagte Günther in Gedanken und sortierte diese neuen Informationen, die das Bild von Frank Thomalla runder werden ließen.

„Das ist ja das Merkwürdige an dem ganzen Fall. Nichts passt zusammen, außer der Verbindung zwischen Thomalla und Hennstedt, der eindeutig aus der rechten Szene stammte.“

„Was wisst ihr über ihn?“

„Fast die gleiche Geschichte wie Thomalla. Auch über Hennstedt ist kaum etwas herauszufinden, außer dass er direkt aufs Gymnasium gegangen ist, um danach Chemie zu studieren. Hat lange Zeit an der Universität verbracht, ehe er vor zwei Jahren seinen Abschluss gemacht hat. Keine zwei Wochen später findet er sich in dem Forum, in dem sich die Leute auf dem Bauernhof vermeintlich kennengelernt haben, und wir haben einige Informationen von den bayerischen Kollegen erhalten, dass dieser Lars eindeutig näher mit den lokalen rechten Größen verkehrte als Thomalla. Aber Beweise gegen ihn wurden auch nicht gefunden. Auch er wurde als Mitläufer eingestuft, allerdings einer, auf den man ein gesondertes Auge haben sollte, da er zur geistigen Elite der bayerischen Gruppierung zählen soll.“

Günther blickte durch die Seitenscheibe nach draußen, suchte nach einer Ordnung in seinen Gedanken, doch sie wollte sich nicht einstellen.

„Was mich wundert, ist Folgendes: Warum sollte sich ein studierter Chemiker ein Hakenkreuz auf den Hals tätowieren, womit er auf jeden Fall überall auffällt? Warum, wenn er kein aktives Mitglied der rechten Szene ist? Und warum kauft sich eine Gruppe von Skins diesen Bauernhof? Ich meine, was wollen die da machen? Zusammenleben und die Natur genießen? Sicherlich nicht! Auch die

beiden Anwälte passen nicht so recht ins Bild, wobei diese auch so etwas wie die Verbindungen zu den offiziellen Gruppierungen darstellen könnten. Denk nach, Günther, denk nach!“

„Für mich stellt sich insbesondere die Frage, warum sie die Leiche nicht einfach verschwinden haben lassen, sondern so in der offenen Scheune präsentiert haben, dass wir direkt wussten, was wir davon zu halten haben!“, sagte Markus, und Günther fand auch, dass sein Kollege da durchaus einen wichtigen Punkt angebracht hatte.

„Das hängt direkt mit der Frage zusammen, wer der Mörder ist, und ob der Mörder unter den Leuten auf dem Bauernhof zu finden ist! Wussten alle von dem Mord, haben sie ihn zusammen begangen? Oder hat vielleicht Thomalla den Mord begangen und die anderen zum Stillschweigen verdonnert!“

„Und warum entführen sie dann deine Tochter?“

Kaum, dass Markus diesen Satz ausgesprochen hatte, drangen die schrecklichen Gedanken zurück in Günthers Kopf. Er sah vor seinem geistigen Auge, wie seine Tochter gefesselt und geknebelt auf einem schmierigen Bett lag und vielleicht sogar... Doch daran wollte er nicht denken und zwang seine Gedanken zurück zum Fall.

„Das ist denkbar einfach, denn ich war es, der Thomalla und die anderen am Anfang so unter Druck gesetzt hat! Ich war von Anfang an das Bild der Ermittlung für sie!“, antwortete Günther und sah wieder nach draußen. „Außerdem müssen sie irgendeinen Kontakt nach draußen haben, da mir die beiden, die mir das im Gesicht angetan haben und mich verfolgten, völlig unbekannt waren. Es waren auf keinen Fall irgendwelche Leute vom Bauernhof!“

„Sie haben dich verfolgt?“, wunderte sich Markus, und Günther erzählte ihm die Kurzfassung der Ereignisse seiner Verfolgungsjagd.

„Meine Güte! Da kannst du ja von Glück reden, dass dir nichts Schlimmeres passiert ist!“, sagte Markus, nachdem Günther geendet hatte.

„Das kannst du laut sagen! Damit wissen wir aber nur, dass die Gruppe auf dem Bauernhof Helfer von außen hat, die dann auch die Entführer meiner Tochter sein könnten. Was die Sache auf keinen Fall einfacher macht, denn bisher habe ich vermutet, dass Tanja irgendwo in der Nähe versteckt wird, doch damit kann sie praktisch überall sein!“

Da Markus nicht wusste, was er auf diesen ernüchternden Satz sagen sollte, schwieg er, bog in Müsch Richtung Antweiler ab und konzentrierte sich auf den Straßenverlauf. Von oben drückte erneut die Sonne und tauchte die Straße in unterschiedliche Lichtverhältnisse, und als Günther die ersten Häuser Antweilers sah, ahnte er, dass ihm ab nun durch Frankes befohlenen Hausarrest die Hände gebunden sein würden.

15. Kapitel

Tanja hatte nach dem erfolglosen Versuch, sich aus der Fesselung zu befreien, überraschenderweise etwas Schlaf gefunden, doch als sie aufwachte, spürte sie neben den Schmerzen in Armen, Beinen und in ihrem Kopf ihre trockene Kehle und den Hunger.

Es dauerte eine geraume Weile, in der rein gar nichts geschah, als sie ein Geräusch wahrnahm, das sich von den anderen unterschied, von denen sie nicht mal wusste, ob sie echt oder erträumt waren. „Sie kommen!“, dachte sich Tanja, und insgeheim spannte sie ihre schwachen Muskeln an, obwohl es keinen Unterschied machte, ob sie in einem angespannten oder erschlafften Zustand gefesselt war. „Da, wieder!“

Erneut hatte es irgendwo geknackt, und als das Geräusch immer häufiger wurde, kam es auch näher. Doch noch tat sich nichts in dem dunklen Raum, und Tanja wartete vergeblich auf den Moment, dass sich an ihrer Situation etwas änderte.

In der Zwischenzeit steigerte sich ihr Hunger, aber vor allem ihr Durst über das Maß, das sie bisher in ihrem Leben kennengelernt hatte, und selbst ihre Zunge klebte derart fest an ihrem ausgetrockneten Gaumen, dass sie glaubte, bald verdursten zu müssen.

Dann, ohne vorherige Ankündigung eines Geräusches, ging das Licht an und die Tür wurde ruckartig geöffnet, sodass Tanja für einen kurzen Augenblick hoffte, dass die Polizei sie gefunden habe, doch ehe sie ihre Augen an das grelle Licht gewöhnen konnte, hatte sie bereits eine Maske über dem Gesicht und selbst der Schrei, zu dem sie noch fähig gewesen war, erstarb kurze Zeit später, denn sie bekam eine Flasche an den Mund gesetzt, in der sich Wasser befand. Gierig, als gäbe es nie wieder die Gelegenheit, trank sie so viel Wasser, wie es nur ging, schluckte ein um den anderen Schluck, ehe sie Luft holen musste. Prustend wurde ihr die Flasche weggenommen und das kalte Nass lief ihr über das Gesicht, das Kinn hinab. Ohne Unterbrechung stopfte ihr jemand, von dem sie bisher keine Ahnung hatte, wie er aussah oder wer er war, ein Stück Sandwichtoast in den Mund, und da Tanja wusste, dass Essen und Trinken ihre einzige Möglichkeit waren, irgendwann einmal gerettet zu werden, kaute sie nur ein paar Mal und schluckte die großen Brocken trotz der Schmerzen in ihrem Rachen und ihrer Speiseröhre hinunter, um mehr zu bekommen. Als sie die Reste des Sandwichs in den Mund gestopft bekam, machte sie sich bereit, irgendetwas zu unternehmen, und sei es nur, ruckartig zur Seite zu rollen, doch kaum, dass sie alles in ihrem Mund hatte, lief ihr Nahrungsbringer aus dem Raum und fast zeitgleich, als die Tür zurück ins Schloss fiel, ging auch wieder das Licht aus, und Tanja lag in demselben Zustand wie zuvor in dem Raum, den sie genauso wenig wie zuvor kannte. Alles war gleich, außer dass sie jetzt weder Hunger noch Durst hatte, nur ein paar Schmerzen, vor allem im Bereich des Bauches, hervorgerufen von dem allzu schnellen Herunterschlingen des Essens. Doch die Schmerzen störten sie nicht, denn sie

waren die Hoffnung, die für sie bestätigt wurde, dass sie eine Geisel war und kein Opfer eines perfiden Irren, der sehen wollte, wie sie im Todeskampf bis zu ihrem bitteren Ende litt.

16. Kapitel

„Ich muss noch so lange vor deinem Haus warten, bis du dich das erste Mal auf der Wache gemeldet hast. Die sagen mir dann Bescheid, dass ich abziehen kann!“, erklärte Markus die geplante Vorgehensweise, und Günther wunderte sich nicht ernsthaft, da er von Franke nichts anderes gewohnt war.

„Ist kein Problem! Soll ich dir was rausbringen? Einen Kaffee, was zu trinken?“

„Nein, danke, Günther. Schau, dass du reinkommst, und ruf gerade auf der Wache an. Dann kann ich abziehen, denn ich habe noch was auf meinem Schreibtisch liegen, ehe ich nach Hause kann.“

„Alles klar! Danke fürs Fahren!“, sagte Günther und er spürte, als er ausstieg, dass mit seinem Körper nicht alles in Ordnung war, doch noch wirkten die Schmerzmittel.

Die Autotür ins Schloss werfend, hob Günther seine Hand zur Verabschiedung und ging die Einfahrt zu seiner Tür hoch, suchte in seiner Hosentasche den Haustürschlüssel, doch er fühlte sich mit einem Mal zu schwach, um seine ganzen Taschen abzusuchen. So drückte er die Klingel, hörte das Schellen und bekam von einer furienhaft wirkenden Ex-Frau die Tür geöffnet.

„Wo bist du gewesen? Ich habe...!“, schrie Annemarie los, ehe sie die Verletzungen in Günthers Gesicht sah. „Was um Himmels willen ist passiert?“

„Darf ich erstmal reinkommen?“, fragte Günther, ohne auf die Aggressionen seiner Ex-Frau einzugehen.

Indem Günther in seine schattige Einliegerwohnung trat und hörte, wie Annemarie die Tür schloss, nahm er das Telefon, suchte im Telefonbuch die Nummer der Wache, rief an und meldete sich das erste Mal von zu Hause.

„Es ist jetzt Viertel nach zwölf!“, sagte der unbekannte Kollege. „Da ich strikte Anweisungen von Herrn Franke habe, soll ich mitteilen, dass der nächste Anruf um Viertel nach eins stattfinden soll. Sollte kein Anruf bis um Punkt halb zwei eingehen, verständige ich dann die Kollegen, die dann vorbeikommen und...“

„Alles klar. Hab's verstanden!“, unterbrach Günther die Erklärung und legte ohne weiteren Kommentar auf.

„Kannst du mir mal sagen, was los ist?“, fragte nun eine völlig entnervte Annemarie, doch nach ihrer Show gestern in seine Richtung wollte Günther sie noch ein wenig zappeln lassen.

„Gleich!“, sagte er ihr kurz und knapp, ehe er sich ans Fenster setzte, die Gardine zur Seite schob und darauf wartete, dass Markus, sein Kollege, von seinem Posten abzog.

Jetzt erst nahm sich Günther die Zeit und erzählte Annemarie in groben Umrissen, was geschehen war, und betonte den Befehl Frankes, dass er sich jede Stunde melden müsse – außer zwischen elf Uhr abends und sieben Uhr morgens.

„Das heißt, wir sitzen jetzt hier fest und warten darauf, dass irgendetwas passiert?“, fragte sie verwundert und schien für einen Moment völlig ratlos zu sein.

„So sieht es im Moment aus. Ich kann mich zwar noch ein wenig bewegen, aber ich werde jede Stunde anrufen müssen, wenn ich nicht will, dass mich jemand abholt und aus irgendeinem fadenscheinigen Grund verhaftet.“

Doch anstatt einen weiteren Kommentar zu geben, schüttelte Annemarie ihren Kopf und ließ sich auf das Sofa fallen, wo sie die nächsten Minuten schweigend saß.

„Ich habe versucht, dich mehrfach zu erreichen! Warum bist du nicht an dein Handy gegangen?“, fragte sie nach einer Weile.

„Weil ich es im Wald verloren habe!“, antwortete er, doch als er versuchte, den genauen Ort noch mal in seinen Erinnerungen zu rekonstruieren, fiel ihm eine weitere Möglichkeit ein, die er aber für sich behielt. „Was, wenn ich das Handy nicht verloren habe, sondern es mir abgenommen wurde?“, fragte er sich und spielte die Möglichkeiten durch, die dieser nicht unwahrscheinliche Umstand bereithielt – doch für den Augenblick schien es keine gute Idee zu sein, auf seinem Handy testweise anzurufen.

„Ich kann das Warten nicht mehr ertragen!“, sagte Annemarie erneut nach einer langen Zeit des gegenseitigen Schweigens.

„Daran kann ich leider nichts ändern! Aber du kannst dich frei bewegen! Vielleicht willst du irgendwo hinfahren oder...“

„Ich will nirgendwo hinfahren!“, blaffte sie zurück. „Aber ich muss irgendetwas machen, sonst drehe ich noch durch! Ich glaube, ich koche was. Dabei vergeht sicherlich besser die Zeit, als wenn ich darauf warte, dass du mit mir redest. Willst du auch was essen?“

Kaum, dass Annemarie vom Essen sprach, kamen Günther die Gedanken an sein Erbrechen wieder hoch, doch es sprach nichts dagegen, dass er seinen flauen Magen mit etwas Essbarem versorgte, denn etwas anderes wollte ihm in diesem Augenblick auch nicht einfallen.

„Ja, gerne“, sagte er und ärgerte sich, dass dieser Satz viel zu freundlich über seine Lippen kam, obwohl er innerlich einen mächtigen Hass auf seine Ex-Frau schob, dessen Ursprung ihm allerdings nicht ganz klar war.

Während Annemarie in die Küche verschwand, trat Günther in sein Schlafzimmer, das von seiner Ex-Frau in Beschlag genommen worden war, fand erst auf den zweiten Blick seine Hose, die von dem eigentlichen Kleiderstuhl weggeräumt worden war, tastete nach dem Autoschlüssel und fand diesen und steckte ihn ein. Jetzt, wo er so in seinem Schlafzimmer stand und die ordentlich

zusammengelegte Wäsche und Bettwäsche sah, drang ein Duft in seine Nase, der eindeutig seiner Frau gehörte, ein Duft, den er das letzte Mal vor dreizehn Jahren gerochen hatte und der bereits nach einer Nacht in sein Schlafzimmer zurückgekehrt war.

„Suchst du nach irgendwas?“, sagte Annemarie mit einem Mal hinter seinem Rücken und Günther schreckte herum.

„Nur meinen Schlüssel. Der war noch in meiner Hosentasche, und ich wollte dich heute Morgen nicht wecken!“, sagte er und hielt zum Beweis seine Hose nach oben, die er weiterhin in der Hand hielt.

„Das war auch besser so, denn ich konnte erst heute Morgen irgendwann gegen drei Uhr einschlafen!“

„Das habe ich mir schon gedacht – deshalb habe ich dich nicht wecken wollen.“

„Suchst du sonst noch was?“, fragte sie und schien nicht glücklich damit zu sein, dass er in ihrem vorübergehenden Zimmer stand.

„Nur ein paar saubere Klamotten. Damit ich duschen kann!“, log er, fand aber, dass es das Beste war, sich mit irgendwelchen Tätigkeiten zu beschäftigen.

„Dann pass aber mit deinem Gesicht auf! Ich bin mir sicher, dass man Wunden dieser Art nicht zu viel nässen soll!“, sagte sie und verschwand kurz aus dem Zimmer, ehe sie direkt umkehrte und wiederkam. „Außerdem ist gleich die erste Stunde vorbei. Du solltest also vor dem Duschen noch anrufen.“

„Danke.“

„Und einen Wecker stellen. Denn sonst vergisst du es sowieso oder schläfst ein.“

„Du hast recht.“

„Wie gestern Abend!“, sagte sie und war schon aus dem Zimmer, als Günther verstand, dass dieser Satz als Affront gemeint war, nämlich, dass er schlafen konnte, obwohl seine Tochter entführt worden war. Doch ehe er reagieren konnte, war sie bereits aus dem Zimmer, und er überlegte sich, welchen Wert es hatte, wenn er über diesen Satz jetzt mit seiner Ex-Frau diskutierte, deren Meinung er sowieso nicht mehr ändern würde.

Also suchte sich Günther die frischen Kleidungsstücke zusammen, ging zurück ins Wohnzimmer, meldete sich äußerst knapp auf der Wache und ging duschen. Dabei schloss er extra die Tür nicht ab, in der vagen Hoffnung, dass sie vielleicht hereinkam, doch dann fragte er sich, wie er auf die Idee kam, in dieser Situation solche Gedanken zu haben. Er konnte sich selbst nicht verleugnen, dass er Annemarie auch nach dreizehn Jahren Trennung immer noch zurücknehmen würde, wenn sie es denn wollte, doch er wusste auch, dass es, realistisch gesehen, kein Zurück mehr gab.

Darauf aufpassend, dass die Wunden auf seiner rechten Gesichtshälfte nicht nass wurden, ließ er den Wasserstrahl über seine Schulter laufen und sah, dass seine linke Schulter inzwischen grün und

blau geworden war – mit einigen rot unterlaufenen Schrammen, doch auch bei dieser Verletzung hatte ihm der Arzt gesagt, dass so viel mehr hätte passieren können und wie viel Glück er gehabt hätte. Doch von Glück konnte Günther kaum sprechen, denn außer, dass er herausgefunden hatte, dass ihn zwei bisher Unbekannte verfolgt hatten, die er daraufhin verfolgt hatte, war er bewusstlos geschlagen worden, hatte sich mit Mühe und Not nach Adenau auf die Wache geschleppt und war vom Ermittlungsleiter unter Arrest gestellt worden – weniger Glück als Günther in dieser Situation konnte man kaum haben. Alles in allem war es seit der Ankunft auf dem Bauernhof nur schlecht für ihn gelaufen, befand er.

Mit diesem Gefühl stellte er das Wasser ab, trat mit einigen schonenden Verrenkungen aus der Badewanne und begann sich abzutrocknen, als er in Gedanken seine verbliebenen Möglichkeiten durchging. Da er unter Arrest stand und sich jede Stunde melden musste, blieb im Grunde nur Antweiler und die nähere Umgebung übrig, wenn er kein Risiko eingehen wollte.

„Kann ich vielleicht mein Telefon so umstellen, dass ich eine Weiterleitung damit generiere?“, fragte er sich und konstruierte eine Lösung, die er ausprobieren wollte, doch dann fiel ihm ein, dass sein Handy verschwunden war, und ob ihm Annemarie ihres gab, mochte er bezweifeln – schon gar nicht für eine solch halsbrecherische Tat, die dann auch noch entdeckt werden konnte, wenn es schlecht lief. Und an ein neues Handy inklusive Vertrag war an diesem Samstagnachmittag kaum zu denken, sodass er von dieser Idee schnell wieder Abstand nahm, sich nach und nach abtrocknete und in frische Klamotten schlüpfte, von einer Rasur aufgrund der Wunden Abstand nahm, und als er aus dem Badezimmer trat, roch es in der ganzen Wohnung so verführerisch, dass er glaubte, in der Zeit zurückgereist zu sein, in jene Zeit, in der Annemarie noch Teil seines Lebens gewesen war.

„Essen ist fertig. Wenn du was willst, bedien’ dich. Die Pfanne steht auf dem Herd!“, holte sie ihn aus seinen Tagträumen eines besseren Lebens zurück in die Wirklichkeit und wanderte mit einer Schüssel voll Essen ins Wohnzimmer, wo sie sich auf die Couch setzte und den Fernseher anstellte. Da ihm keine passende Antwort darauf einfiel, ging er in die Küche, füllte sich einen tiefen Teller mit Essen, nahm sich eine Gabel und setzte sich ebenfalls auf das Sofa, nur an das andere Ende. Das unspannende Programm im Fernseher, im Verbund mit dem frisch zubereiteten, warmen Essen, halfen ein wenig, die Spannungen im Raum abzubauen, und Günther sehnte sich bereits beim ersten Bissen in die Zeit zurück, als er jeden Tag von den guten Kochkünsten seiner Frau kosten durfte.

Dies war einer der markanten Eckpunkte ihrer Beziehung gewesen, denn so gerne Annemarie für andere Menschen kochte und backte, so gerne hatte Günther alles verspeist, was sie in der Küche zauberte, und in seinen Erinnerungen traten die alten Bilder wieder hervor; die Erinnerungen an Abende, an denen befreundete Ehepaare mit oder ohne ihre Kinder vorbeikamen, Abende zu zweit oder zu viert, Momente im Wintergarten ihres kleinen Häuschens im Koblenzer Vorort, wo sie zu

zweit auf der kleinen Schaukel saßen und ein Glas Wein tranken, Arm in Arm, verbunden bis zum Rest ihres Lebens. Und dann änderte sich alles. Was geschehen war, konnte Günther nicht mehr rückgängig machen – das wusste er –, aber die extreme Ablehnung Annemaries, der er nie etwas Schlimmes angetan hatte, war für ihn die größte persönliche Niederlage, viel größer als die erzwungene Versetzung nach Adenau, die letztendlich der ausschlaggebende Punkt gewesen war, warum sie sich von ihm getrennt hatte. Trotz dessen, dass Annemarie ihm immer beigepflichtet hatte, dass sie nicht glaube, dass Günther an dem Desaster, das auf die eigene Familie so große Auswirkungen hatte, Schuld trug, war die Schuld an dem Verschwinden der gemeinsamen Tochter derart spürbar, dass sie auch in persona zwischen ihnen auf der Couch sitzen konnte. Für Günther hätte Annemarie in diesem Moment auch in der Mongolei sein können – größer konnte die Distanz zwischen ihnen beiden nicht sein.

Das Essen schmeckte hervorragend, und als Günther seinen Teller leer hatte, fragte er kurz, ob sie noch einen Nachschlag wollte, doch da sie ablehnte, nahm er ihre Schüssel mit, stellte sie auf die Spüle und schaufelte sich eine zweite Portion auf den Teller. Kaum, dass er wieder ins Wohnzimmer zurückgehen wollte, merkte er, wie sich seine Augen mit Tränen füllten, sodass er den Teller abstellte, sich mit dem rechten, unversehrten Arm auf die Fensterbank abstützte und still weinte. Dabei versank er derart in seiner Traurigkeit, dass er nicht mitbekam, wie Annemarie in die Küche kam und sich hinter ihn stellte.

„Du weißt, dass ich dich mein ganzes Leben lang hassen werde, wenn Tanja etwas zustößt!“, sagte sie, jedoch ohne eine Spitze in ihrer Stimme. „Auch wenn ich weiß, dass es unfair dir gegenüber ist, aber so reagieren Mütter nun mal. Damit musst du dich abfinden. Nichtsdestotrotz empfinde ich natürlich ein gewisses Mitleid mit deiner Situation, denn ich sehe ja, dass du alles versuchst, um unsere Tochter wiederzufinden.“

„Aber was hat das alles für einen Wert?“, presste er zwischen den Tränen hervor. „Schau dir mein Leben an! Meine Familie ist von mir weggezogen, mein Job findet auf dem Land statt, wo normalerweise der Hund begraben ist, und jetzt kann es sein, dass meine Tochter vielleicht bei einem Fall das Opfer ist, obwohl sie rein gar nichts damit zu tun hat, außer dass ihr Vater Polizist ist! Das ist doch alles Scheiße!“

„Du hast dich damals gegen den Kampf gegen Franke und deine Versetzung entschieden und musst heute mit dieser Entscheidung und ihren Konsequenzen leben! Das wussten wir beide damals, als wir darüber sprachen, dass wir es in der Eifel zwar mal versuchen, ich dir aber keine Garantie geben wollte, ob das funktioniert, wie wir uns das vorstellen! Du erinnerst dich, oder?“

„Schon! Aber welche Chance hätte ich denn gehabt?“, wehrte sich Günther, obwohl er diese Frage schon so oft gestellt hatte und immer die gleiche Antwort erhalten hatte. So auch dieses Mal.

„Manchmal bekommt man halt keine Chance geboten, sondern muss sich mit dem Schicksal abfinden!“, sagte Annemarie, strich ihrem Ex-Mann über die gesunde Schulter und ging aus der Küche, ohne eine weitere Nähe zuzulassen. Derweil drehte sich Günther erneut Richtung Fenster und blickte durch seine feuchtnassen Augen nach draußen, wo er auf der Straße einen Mann sah, der ein Geschenk mit sich trug. Wie ein Blitz schoss ihm die Erinnerung an den sechzigsten Geburtstag seiner Vermieterin durch den Kopf, den sie in dem Dorffrestaurant begehen wollte, und als er über seine verbliebenen Möglichkeiten nachdachte, fiel ihm erneut seine Frage ein, ob er wirklich daran glaubte, dass Martin so unschuldig war, wie es vorgegeben hatte.

17. Kapitel

Bevor Günther seine Wohnung verlassen konnte, musste er sich jedoch auf der Wache melden, doch es waren noch knappe fünfzehn Minuten bis zur vereinbarten Zeit, sodass er ungeduldig in der Küche auf und ab ging, zwischendurch ein paar Bissen in den Mund schob und darüber nachdachte, was er Martin auf welche Art und Weise fragen wollte. Er ahnte, dass er den Jungen nur sprechen wollte, weil ihm die Fäden aus der Hand glitten und er offensichtlich keine Ahnung hatte, wie er Herr dieses Falles und der Entführung seiner Tochter werden konnte, ohne sich blindlings auf Franke und dessen Team verlassen zu müssen.

„Wahrscheinlich wäre es besser, wenn ich endlich preisgebe, was ich von Martin weiß! Auch wenn ich damit die Gefahr eingehe, dass er in das Fadenkreuz von Thomalla und seiner Brut gerät – nicht zu vergessen, dass Franke mir den Kopf abreißt, um mich dann wegen Zurückhaltens von Informationen vor einer Disziplinarkommission endgültig fertigzumachen!“

Aber je länger die Entführung seiner Tochter dauerte, desto mehr war Günther inzwischen bereit, seine Zukunft und sein Schicksal zu vergessen.

„Soll er mich doch fertigmachen!“, sagte er sich wütend und nahm sich vor, um ein Gespräch mit Franke und Kossowsky zu bitten – aber erst, nachdem er erneut und vor allem alleine mit Martin gesprochen hatte.

Indem er ins Wohnzimmer zurückging, bemerkte er Annemaries Abwesenheit, und da er nicht durch seine Wohnung nach ihr rufen wollte, nahm er den Hörer seines Telefons ab, wählte die Nummer der Wache, hörte das Tuten und bekam sonderbarerweise Gerd zu sprechen, der ganz außer Atem war.

„Es ist was passiert!“, sagte dieser und bei Günther stellten sich sogleich alle Nackenhaare auf. „Ruf bitte noch mal in fünf Minuten an!“, meinte Gerd nur und legte, ohne eine Rückmeldung abzuwarten, einfach auf.

Günther schaute auf seine Uhr und musste zweimal nachrechnen, um die einfache Addition um fünf Minuten hinzubekommen, da seine Gedanken in alle möglichen Richtungen schossen. Was

war passiert? Hatte es etwas mit seiner Tochter zu tun? Oder mit Thomas? Konnte er sich vielleicht doch an was erinnern? Oder mit... Günthers Gedankenwelt war mit einem Mal überlastet, und als Annemarie aus dem Badezimmer zurück ins Wohnzimmer kam, sah sie ihren Ex-Mann aschfahl und nervös im Raum umhergehen, sodass auch sie sofort einen Kloß im Hals verspürte.

„Was ist passiert?“, fragte sie ihn.

„Keine Ahnung! Irgendwas! Ich soll in fünf Minuten noch mal anrufen!“, erwiderte Günther, schaute auf seine Uhr und wusste nicht mehr, welche Uhrzeit er sich gemerkt hatte. „Ach, egal! Ich versuche es jetzt!“

Während er zum Hörer griff und die Nummer erneut eingab, da er nicht wusste, wie man die Wahl wiederholte, sah er im Augenwinkel, wie Annemarie sich auf die Couch hinsetzte, aber so gespannt, dass sie den Rücken vollständig durchdrückte.

„Hallo Gerd! Was, verdammt nochmal, ist los?“, sagte Günther, als er seinen Kollegen in der Leitung hatte, und bekam von diesem erzählt, wie sie einen Zeugen gefunden hatten, der zufällig in den Morgenstunden mit seinem Hund vor der Haustür war, als ein Wagen mit deutlich erhöhter Geschwindigkeit aus Adenau rausfuhr. Die Zeit passt genau mit der vom Anschlag auf Thomas zusammen, sodass wir glauben, dass wir eine Spur haben.“

„Ihr habt also das Kennzeichen!“

„Ja! Ist aber nicht von hier!“

„Nicht von hier? Woher denn dann?“

„BOR! Aus Borken.“

„Das ist ganz schön weit weg!“

„Wir haben auch noch keine Spur, die dahin führt. Die Kollegen versuchen gerade, den Verfassungsschutz aus Nordrhein-Westfalen zu aktivieren, aber du weißt ja, wie das an einem Samstag ist. Da sind dann halt keine zwanzig Leute, sondern nur zwei, die Wache schieben, und die müssen erst einmal alle Abfragen starten. Jetzt haben wir eben gehört, dass der Wagen...“

Plötzlich hörte Gerd auf zu sprechen, und Günther hörte, wie der Hörer weggelegt wurde. Da dieser jedoch mit der Muschel in den Raum hineinlag, konnte er ganz gut mithören, was gerade gesprochen wurde. So bekam Günther mit, dass sich offensichtlich ein Vertrauter Frankes in Gerts Rücken angeschlichen haben musste, um gerade genug mitzubekommen, dass Gerd mit seinem Kollegen über Details sprach, die Günther eigentlich gar nicht erfahren durfte, da er weder im Dienst noch Teil der Ermittlung, sondern beurlaubt war. Das Wortgefecht zwischen den beiden Polizisten war kurz und heftig und endete damit, dass Gerd den Hörer aufnahm, kurz sagte, dass er notieren werde, dass Günther angerufen habe, ehe er ohne eine weitere Erklärung auflegte. Günther wusste, dass dem älteren Kollegen nun ein schwerer Gang zum Ermittlungsleiter

bevorstand, sicherlich ohne Rückendeckung von Kossowsky. Es konnte also passieren, dass Gerd die geballte Wut Frankes abbekam.

„Hoffen wir das Beste für dich, alter Kollege!“, sagte Günther und legte den Hörer weg. Erst in diesem Augenblick wurde ihm bewusst, dass er den Satz eben tatsächlich gesagt hatte und nun in nervös wartende Augen blickte.

„Mein Kollege wird gerade von Franke in die Mangel genommen, weil er mir die neuesten Ermittlungsergebnisse erzählt hat, obwohl ich beurlaubt bin!“, erklärte er sogleich.

„Hat es irgendwas mit Tanja zu tun?“

„Nein. Nicht direkt zumindest! Aber ich kann dir nicht sagen, wie das am Ende alles zusammenhängt! Es wirkt auf mich fast so, als wüsste ich alles und doch gar nichts!“, sagte er und versuchte dem Blick seiner Ex-Frau standzuhalten, doch nach einigen Momenten musste er weg und nach draußen schauen. Dabei fiel ihm ein, dass er jetzt die Stunde bis zum nächsten Anruf nutzen wollte, um mit Martin zu sprechen, der wahrscheinlich im Dorf auf der Geburtstagsfeier seiner Mutter war.

„Hör zu! Ich muss mal kurz weg! Ich bin aber...“

„Wo willst du denn hin? Du musst dich jede Stunde melden! Und wie...“

„Das ist mir schon klar! Aber ich muss ein paar Gespräche führen und bin auch in spätestens einer Stunde wieder hier.“

„Ich komme mit!“, sagte Annemarie mit einem Mal und stand bereits, als Günther klar wurde, dass er das auf keinen Fall zulassen durfte.

„Das geht nicht, Annemarie!“, versuchte er so kategorisch zu klingen, wie es ihm möglich war.

„Warum nicht?“

„Erstens kennst du die Menschen nicht, mit denen ich sprechen will, und zweitens sind die hier auf dem Dorf etwas voreingenommen gegen Auswärtige.“

„Du meinst gegen Leute, die nicht aus dem Dorf sind?“

„So ähnlich. Aber das ist jetzt nicht so wichtig! Ich muss ein paar Gespräche führen und muss dabei vorsichtig vorgehen. Wenn ich Glück habe, stoße ich auf etwas, was uns unsere Tochter wiederbringen kann!“, spielte er seine letzte Trumpfkarte, die auch zum Glück stach.

„Na, von mir aus! Aber ich werde dich suchen, wenn du nicht nach einer Stunde wieder hier bist!“, drohte sie, und Günther sah kurz auf die Uhr. Erneut fiel es ihm schwer, sich die Uhrzeit zu merken, wann er wieder anrufen musste, doch das wollte er seiner Ex-Frau auf keinen Fall sagen. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, suchte er ein paar Sachen zusammen und verließ die Einliegerwohnung. Die Sonne brannte unerbittlich vom Himmel und sogleich, als Günther aus dem Schatten in die Sonne trat, bekam er Kopfschmerzen, jenes dumpfe Pochen, das andeutete, dass der Körper Schwierigkeiten hatte, genügend Blut in den Kopf zu bekommen. Eine Hand über

die Augen haltend, ärgerte er sich, dass er seine Sonnenbrille im Auto hatte, während der Autoschlüssel in der Wohnung lag. Zurückgehen wollte er nicht, als ihm auffiel, dass sein Auto noch auf der Wache stand, da Markus ihn mit dem Dienstwagen gefahren hatte, und so entfernte er sich mit schnellen Schritten von seiner Wohnung Richtung Dorfmitte.

Um diese Uhrzeit kam so gut wie nie ein Auto durch den Ort, und es schien, als läge er in völliger Ruhe da, doch kaum, dass er die Reihe an parkenden Autos sah, wusste Günther, in welchem Restaurant Marias Feier stattfand. Erst in diesem Augenblick fiel ihm ein, dass er gar kein Geschenk und nicht einmal einen Blumenstrauß mitgebracht hatte, doch für eine Besorgung blieb ihm jetzt keine Gelegenheit mehr – vor allem nicht unter dem Zeitdruck, unter dem er stand.

Die Klinke der Eingangstür umgreifend, um diese nach unten zu drücken, spürte er, dass sie von innen ebenfalls nach unten gedrückt wurde, und ehe er reagieren konnte, wurde sie nach außen aufgedrückt und prallte gegen seine bereits lädierte Schulter, die sogleich von einem stechenden Schmerz durchfahren wurde.

„Ach du meine Güte! Entschuldigung!“, sagte eine Frau, die Günther noch nie gesehen hatte.

Erst in diesem Moment, als der Polizist einige Schritte nach hinten taumelte und sich seine Schulter hielt, sah die ihm unbekannte Frau die Wunden in Günthers Gesicht und musterte ihn eindringlich.

„Ist nicht so schlimm!“, presste Günther zwischen den Lippen hervor und hielt sich weiter die Schulter. Beide blieben in ihrer Position verharret, und er merkte, wie sie sein zugerichtetes Gesicht nicht aus den Augen lassen konnte. „Ich würde gerne Maria zum Geburtstag gratulieren!“, sagte er und hoffte, dass die Frau Platz machen würde, doch diese schien wie versteinert. Erst, als ein Mann aus dem Dunkel dahinter auftauchte und Günther sah, konnte die Situation aufgelöst werden.

„Meine Güte, Günther! Was ist denn mit deinem Gesicht passiert?“, fragte ein Bekannter aus dem Dorf, mit dem der Polizist bereits des Öfteren beim Dorffest zusammen das Zelt aufgebaut hatte.

„Das ist eine lange Geschichte, die ich dir irgendwann mal bei einem Bier erzähle, Peter! Sag mal, ist Martin irgendwo?“

„Eben wollten Sie noch zu Maria!“, sagte die Frau mit einem Mal abschätzig.

„Natürlich möchte ich zu Maria. Immerhin hat sie heute Geburtstag! Aber ich muss auch mit Martin sprechen!“

„Warum? Was hat er denn angestellt?“, fragte sie weiter.

„Ist schon gut, Erna!“, sagte Günthers Bekannte. „Der Mann ist Polizist und wohnt hier im Dorf. Vor dem brauchst du dir keine Sorgen zu machen!“

Nur mühsam und langsam ließ sich die Unbekannte von ihrer Position wegschieben – wieder nach innen, obwohl sie nach draußen wollte. Doch in diesem Moment schien ihr die Feier wieder wichtiger zu sein, als von ihr fortzugehen. Vielleicht wollte sie ihn aber auch nur einfach im Auge

behalten. Auf dem Dorf konnten solche wichtigen Ereignisse Stoff für viele Wochen Tratsch sein – das durfte sich Erna auf keinen Fall entgehen lassen.

Als Günther in das Dunkel des Restaurants trat, dachte er bei sich, dass es wohl kaum einen besseren Start geben konnte, denn nun würde er zumindest von einem Augenpaar beobachtet, wenn er sich mit Martin unterhielt.

„Ach, du liebes Lieschen! Was ist denn mit deinem Gesicht passiert?“, fragte auch sogleich Maria, als sie ihren Mieter entdeckte.

„Herzlichen Glückwunsch zu Deinem Geburtstag!“, sagte Günther und umarmte Maria herzlich, wobei ihm aber auffiel, dass sie versuchte, so zartfühlend wie möglich zu sein. „Ich muss mich dafür entschuldigen, dass ich kein Geschenk dabei habe, denn das hier verhinderte, dass ich rechtzeitig ins Blumengeschäft kam!“, zeigte Günther lügend in Richtung seines Gesichtes und hoffte auf einen wohlwollenden Ausgang.

„Ist vielleicht auch besser, denn ich habe so viele Blumensträuße bekommen, dass ich in jedes Zimmer bestimmt zwei stellen kann!“, sagte sie ohne einen Moment des Ärgernisses, und Günther dachte bei sich, dass sie mit sechzig sowieso kaum noch Wünsche offen hatte, die sie sich nicht selbst erfüllen konnte. Dasselbe hatte er auch bei seinen Geburtstagen seit seinem vierzigsten erlebt und sich gewundert, wie wenig kreativ die Menschen waren, wenn sie von vorneherein wussten, dass der Beschenkte mehr Wert auf die Anwesenheit auf der Feier legte als auf irgendwelche Geschenke. „Wenn du an der Theke fragst, bekommst du bestimmt noch was zu essen!“

„Vielleicht später!“, sagte Günther lächelnd und unterließ es, zu erwähnen, dass er mit Martin sprechen wollte, denn er wusste, dass seine Mutter ähnlich neugierig sein würde wie jene Unbekannte, deren Augenpaar ihm tatsächlich folgte.

Als sich das Geburtstagskind wieder zu seinen anderen Gästen wandte, spähte Günther im Raum umher und fand nach einigem Suchen Martin an einem Tisch, etwas abseits von den anderen sitzend, sein Blick Richtung Tischoberfläche.

„Hallo Martin!“, sagte Günther und wartete die Reaktion des Jungen nicht ab, sondern setzte sich ihm einfach gegenüber. Ein kurzer Blick zur Seite und er sah, dass dort nur Bekannte aus dem Dorf saßen, die ihn grüßten, ehe sie sich wieder ihren eigenen Erzählungen widmeten. In dieser ganzen Zeit hatte Martin kein einziges Wort gesagt, sondern Günther mit einem unsicheren Blick fixiert.

„Du siehst nicht aus, als würde dir das hier richtig Spaß machen!“, versuchte er, das Gespräch ohne Druck einzuleiten.

„Schau dich um! Es gibt hier nicht einen, der in meinem Alter ist! Und mit den Kleinen zu spielen, ist jetzt nicht gerade prickelnd, oder?“, sagte Martin und sah die Wunden in Günthers Gesicht, ohne ihn darauf anzusprechen.

„Nein, das glaube ich dir!“, sagte Günther und versuchte, unaufgeregt zu wirken. „Kann ich kurz mit dir reden?“

„Worüber willst du denn mit mir reden?“

„Über den Bauernhof in Honerath! Aber unter vier Augen!“, sagte Günther und merkte, dass Martin mit diesem Thema ein Problem hatte. Ganz offensichtlich, denn mit einem Mal rutschte er nervös auf seinem Stuhl hin und her.

„Ich habe dir doch schon alles erzählt!“

„Ich habe auch dazu keine Fragen mehr zu deiner Anwesenheit, sondern mehr allgemeiner Natur. Wie sieht er aus, was ist in der Scheune und so!“

„Das weiß ich nicht!“, blaffte der Junge hervor, und Günther merkte, dass das kurze Gespräch schon auf der Kippe stand. „Außerdem finde ich es beschissen, dass du auf die Geburtstagsfeier meiner Mutter kommst, um mich mit diesem Thema zu löchern!“, sagte er erregt.

„Ich möchte das ja auch nicht hier besprechen, sondern draußen! Sollen wir ein paar Meter gehen?“, fragte Günther und schaute aus den Augenwinkeln zur Seite, denn er hatte das Gefühl, dass nun mehr als nur Martins Ohren zuhörten.

„Ich weiß nichts und werde dir auch nichts mehr dazu sagen!“, wurde Martin plötzlich laut, schob den Stuhl mit seinen Beinen quietschend nach hinten, stand auf und verließ den Tisch, sodass Günther nicht – ohne im ganzen Restaurant Aufmerksamkeit hervorzurufen – umgehend reagieren konnte. Indem er sitzenblieb und den Jungen ziehen ließ, wandte er sich zu seinen Tischnachbarn, die ihn nun allesamt ansahen.

„Alles in Ordnung bei dir, Günther? Du siehst nicht gerade gut aus, wenn ich das mal so ausdrücken darf!“, sagte Hans-Jürgen, einer seiner Nachbarn, drei Häuser weiter die Straße hinauf.

„Nein, ist alles in Ordnung. Na ja, fast alles!“, antwortete Günther und zeigte auf sein Gesicht.

„Außer, dass ich mir im Wald das halbe Gesicht aufgeschnitten habe, weil ich nicht aufgepasst habe!“

„Ja, die Wälder können schon tückisch sein!“, war die einhellige Meinung der vier zusammensitzenden Männer, die allesamt ein frisch gezapftes Bier vor sich stehen hatten, das mit fast vollkommener Sicherheit nicht ihr erstes oder zweites war.

„Was wolltest du denn eben von Martin wissen?“, fragte plötzlich derjenige, der Martin am nächsten gesessen hatte, und Günther fiel ein, dass dieser ebenfalls einen Bauernhof betrieb.

„Ach, nichts Wichtiges! Martin war ein paar Mal auf einem Bauernhof bei Honerath, und ich wollte nur was darüber wissen“, erklärte Günther und hoffte inständig, dass die vier nicht auf die Idee kamen nachzufragen, warum er etwas über den Bauernhof wissen wollte. Doch der Alkohol ließ die vier kaum merken, dass Günther eigentlich keinen Grund haben konnte.

„Welchen meinst du denn?“, fragte einer der vier und Günther erklärte, welchen Bauernhof er meinte.

„Ach den! Ist der nicht letztes oder vorletztes Jahr verkauft worden? Nachdem er über Jahre leerstand und nicht bewirtschaftet worden war?“

„Ja, nachdem der alte Meier gestorben ist, stand der zum Verkauf!“, erklärte der Bauernhofbesitzer.

„Der ist verkauft worden, letztes Jahr oder das Jahr davor. Aber an wen – keine Ahnung!“

„Wer weiß denn mehr über diesen Bauernhof?“, fragte Günther, auf einmal interessiert, weiter.

„Gute Frage! Vielleicht fragst du mal...“

„Weiß Peter nicht davon?“

„Welcher Peter?“

„Schneiders Peter! Hat der nicht früher was mit Bernsheim Kurt zu tun gehabt?“

„Ja, jetzt wo du es sagst!“

„Der müsste doch was wissen. So wie die beiden immer miteinander in Müsch in der Kneipe saßen!“

Günther hatte das Zwiegespräch der vier mit Interesse verfolgt und wollte sie nicht unterbrechen; außerdem gewann er so langsam das Gefühl, dass dieses Thema nur ein weiteres Gesprächsthema unter den Bekannten war, wobei völlig unwichtig war, wer das Thema aufgebracht hatte. Erst nach einiger Zeit des Hin und Her sagte der Bauernhofbesitzer, dass Günther mal Schneiders Peter fragen solle.

„Und wo finde ich den?“

„Der müsste an der Theke sitzen! Dort sitzt der samstags immer!“

„Hier an der Theke?“

„Wahrscheinlich! Aber meistens an dem anderen Ende! Da sitzt er meistens in seiner Nische und zischt ein Bierchen nach dem anderen!“, meinte einer der vier etwas vorwurfsvoll, ehe er sein halbvolles Glas ansetzte und in einem Zug leerte. Günther beobachtete, wie der Bierschaum vom Rand des Glases langsam nach unten zurückfloss, ehe er sich bei den Vieren bedankte, aufstand und ohne Eile Richtung Theke ging. Auch dieses Mal verfolgte ihn das Augenpaar der Fremden, und als er auf seine Uhr blickte, meinte er, noch ein wenig mehr als eine halbe Stunde Zeit zu haben – aber ganz sicher war er sich dabei nicht.

Jetzt, da Günther wusste, wo er suchen musste, entdeckte er die Nische direkt neben der Theke und fand darin tatsächlich einen älteren Mann vor einem fast leeren Bierglas sitzend, dessen Blick auf den Tisch gerichtet war – leer und ohne jeglichen Ausdruck.

„Herr Schneider?“, fragte Günther, als er sich dem Mann so weit genähert hatte, dass dieser ihn eigentlich bemerken musste.

„Wer will das wissen?“, kam es von ihm zurück, ohne den Fragenden anzuschauen.

„Ich heiÙe Günther Reusch und...“

„Der Bulle aus dem Ort?“

Jetzt schien das Leben in ihn zurückzukehren und er hob sogar seinen Blick, ohne Günther richtig anzublicken. Dabei fiel Günther das verquollene Gesicht mit den geplatzten Äderchen, vor allem um die Nase, auf, ein untrügliches Zeichen, dass dieser Platz recht regelmäßig von ihm besetzt war.

„Ich würde gerne etwas über einen Bauernhof in Honerath erfahren!“, ignorierte Günther den Affront und überlegte sich, ob er als Polizist oder als Privatmann fragen sollte. Das eine wie das andere konnte falsch sein.

„Warum wollen Sie das denn wissen?“

„Darf ich mich setzen?“ Nur ein kurzes Kopfnicken. „Eigentlich ist die Sache ziemlich banal. Letztes Jahr wurde in Honerath ein Bauernhof von Kurt Bernsheim verkauft, an dem ich jetzt selbst interessiert bin.“

„Der wurde nicht von Kurt verkauft!“, gab Peter zurück und mit einem Mal schien das Leben vollständig in ihn zurückgekehrt zu sein; mit einem durchdringenden Blick musterte er Günther.

„Was wollen Sie denn mit einem Bauernhof?“

„Ich möchte mein eigener kleiner Landwirt werden!“, log Günther und merkte, dass ihm diese Lüge nicht gut gelang.

„So ein Quatsch! Ein Städter wie Sie wird niemals einen Bauernhof bewirtschaften wollen. Sie weinen doch gleich bei der ersten Schwiele an der Hand. Also?“

„Sie haben recht!“, gab Günther zu, als ihm ein Gedanke durch den Kopf schoss, der diese Situation vielleicht noch retten konnte. „Ein Kumpel von mir hat diese Idee. Jetzt habe ich ihm gesagt, dass das Schwachsinn ist, aber er besteht darauf, in der Eifel – am besten in meiner Nähe – einen Bauernhof zu kaufen, und er hofft, dass ich dann mit ihm das Land bestelle.“

Erneut musterte ihn sein Gegenüber und wundersamerweise schien er dieses Mal die Erklärung anzunehmen.

„Wie gesagt, der Hof ist nicht von Kurt verkauft worden. Als der alte Meier starb und keine Kinder hatte, die den Hof fortführten, erbten seine beiden Neffen, die aber beide in der Stadt wohnen. Die sind so weich wie Sie, wenn Sie verstehen! Kurt hat den Bauernhof ein wenig in Schuss gehalten und herumgefragt, falls ihn einer kaufen möchte.“

„Aber?“ Irgendwie war es Günther nach einem Aber.

„Der Preis war viel zu hoch. So einen Hof kauft doch keiner, um sich bis zum Sankt Nimmerleinstag zu verschulden! Das konnte nicht gutgehen! Kaum zu glauben, dass er dann doch verkauft wurde! Seitdem hat Kurt auch nichts mehr mit dem Bauernhof zu tun! Und der steht jetzt wieder zum Verkauf?“

„Ich habe ihn angeboten bekommen!“, log Günther.

„Für wie viel?“

„Über den Preis haben wir noch nicht verhandelt. Ich wollte erst einmal mehr darüber herausfinden, bevor ich mich blindlings in etwas stürze, was ich nachher bereue!“

„Ist besser so!“, sagte Peter, und es wirkte auf Günther fast, als würde er wieder in seine eigene Innenwelt abdriften.

„Wo finde ich denn diesen Kurt Bernsheim?“

„Kurt wohnt in Müsch! Kennen Sie den Hof, wenn Sie von hier aus über die Straße fahren, dann über die Brücke, nach rechts. Das letzte Haus auf der linken Seite. Können Sie eigentlich nicht verfehlen!“

„Danke für die Hilfe!“, sagte Günther, doch er merkte, dass Peters Interesse schlagartig auf null zurückgegangen war. Wie eine Sphinx saß er auf der Bank und schaute auf den Tisch hinab. Indem Günther den Platz verließ und nach draußen gehen wollte, suchte er den Blickkontakt zu den vier, die ihm den Tipp gegeben hatten, doch die bekamen gerade eine neue Runde auf Marias Kosten. Nur ein bestimmtes Augenpaar der älteren Frau folgte ihm unentwegt.

„Wäre nicht verwunderlich, wenn sie mir auch noch durch das Dorf folgt!“, dachte sich Günther, entschied sich gegen eine Verabschiedung von Maria und verließ das Restaurant.

18. Kapitel

Doch niemand folgte Günther durch die Dorfmitte, die er versuchte, zügig hinter sich zu lassen – einerseits wegen der großen Hitze unterhalb der knallenden Sonne und andererseits, weil er sich nicht mehr einhundertprozentig sicher war, wie viel Zeit ihm noch blieb, bis er den nächsten Anruf tätigen musste.

Auf dem Hinweg zum Restaurant war es bergab gegangen, doch zurück nach Hause ging es nun bergan, sodass er zu schwitzen begann, der dann über seine Stirn und die pochenden Schläfen nach unten floss, in Richtung seiner Wunden, und als diese mit dem Schweiß in Berührung kamen, brannten sie, als hätte jemand ein Feuerzeug darangehalten.

Günther eilte trotz der Schmerzen nach Hause, und als er dort ankam, missachtete er zunächst seine Ex-Frau, stürmte ins Badezimmer und wusch sich mit kaltem Wasser das Gesicht, aber vor allem die Wunden, die ein weiteres Mal brannten, was sich jedoch bald legte und zu dem bereits als normal gefühlten Pochen wurde. Jetzt, in seiner Wohnung, spürte er auch wieder die ansteigenden Kopfschmerzen, die in den vergangenen Minuten vom Adrenalin überlagert worden waren.

„Du hast noch drei Minuten!“, sagte Annemarie, als er aus dem Badezimmer zurück ins Wohnzimmer trat.

„Danke!“

„Und – hast du was Neues herausgefunden?“

„Nichts Weltbewegendes. Habe aber einen Tipp bekommen, dem ich nachgehen werde. Deswegen muss ich gleich auch mal fort!“

„Wohin willst du denn? Denk dran, dass du dich jede Stunde melden musst!“

„Ich weiß! Ich fahre ja auch nur in den Nachbarort, um einen Bauern was zu fragen. Ist wahrscheinlich sowieso eine Sackgasse!“, versuchte Günther, sich nichts von seiner Spannung anmerken zu lassen, hob unbedacht den Hörer mit der falschen Hand hoch und fuhr zusammen, als der Schmerz in seine lädierte linke Schulter schoss.

„So ein Mist!“, presste er hervor, biss er sich auf die Lippen und schüttelte seinen Arm, um den Schmerz zu vertreiben, packte den Hörer mit der anderen Hand zwischen Schulter und Gesicht, ehe er mit seiner rechten Hand die Nummer der Wache wählte. Es dauerte kaum mehr als ein Tuten, als auch schon bereits abgehoben wurde – dieses Mal war es nicht Gerd, sondern irgendein auswärtiger Kollege, bei dem sich Günther meldete, diesem den Umstand seines Anrufs erklärte und darauf bestand, dass dieser ihm seinen Namen gab – um auf Nummer sicher zu gehen, dass Franke ihm keinen Strick daraus drehen konnte, wenn der Kollege den Anruf nicht dokumentierte. Den Hörer zurücklegend, sah er Annemarie an, doch sie starrte in den Raum hinein, sodass sich Günther seinen Autoschlüssel schnappte, ohne etwas zu sagen aus der Wohnung verabschiedete, und erst draußen merkte, dass sein Wagen noch bei der Wache stand. Schnell lief er nach drinnen, erhielt nach einer kurzen Diskussion mit Annemarie den Schlüssel von ihrem Wagen, lief zurück auf die Straße und schloss den Wagen auf, setzte sich hinein, und sogleich dachte er, dass die Hölle kaum heißer sein konnte. Das Lenkrad lag zum Glück nicht in der prallen Sonne, sodass es zwar heiß, aber nicht glühend heiß war, und indem Günther alle Fenster ganz herunterfahren ließ, legte er den Rückwärtsgang ein, setzte zurück und bog an der nächsten Kreuzung auf die Hauptstraße Richtung Müsch. An dem Restaurant vorbeifahrend, hielt er Ausschau nach bekannten Gesichtern und vor allem nach Martin, den er beim Herausgehen aus dem Restaurant nirgendwo entdeckt hatte.

Die Verkehrsregeln missachtend, beschleunigte Günther seinen Wagen auf der langen Geraden den Ort hinaus bis zum Ortsschild auf knappe einhundertzwanzig Stundenkilometer und raste nicht minder schnell Richtung Müsch, um bloß keine Zeit mit Autofahren zu verlieren. Erst spät im nächsten Ort auf die Bremse tretend, musste er scharf abbremsen, um eine Fußgängerin über die Straße zu lassen, und holperte über die steinerne Brücke, bog nach rechts ab und fuhr nach Peters Erklärung bis zum Ende der Straße, wo tatsächlich ein riesiger Bauernhof auf der linken Straßenseite lag. Dort einfach quer in der riesigen Hoffläche parkend, stellte er seinen Wagen ab, stieg aus und versuchte auf dem Gelände eine Bewegung auszumachen, doch nicht einmal ein Lüftchen regte sich auf diesem Hof. Als er ausmachte, wo der Eingang zu dem Haupthaus war,

ging er dorthin, klingelte und hoffte auf ein Aufmachen, doch niemand öffnete ihm. Langsam unruhig werdend, suchte Günther nach weiteren Möglichkeiten, ging zwischen der großen Scheune und dem Haupthaus in Richtung Hinterhof, doch auch als er um die Ecke kam und eine weit ausgebreitete Wiese vor sich hatte, auf der einige Gänse, zwei Ziegen und ein paar Kaninchen in eingezäunten Gehegen herumliefen, sah er keinen einzigen Menschen. Zu seinem Auto zurückgehend, sah er mit einem Mal auf dem Nachbargrundstück einen Mann, der gerade beginnen wollte, im Schatten eines riesigen Baumes sein Auto zu waschen.

„Entschuldigen Sie! Sie wissen nicht zufällig, wo ich Herrn Bernsheim finde? Ich habe eben mit Schneiders Peter in Antweiler gesprochen – es geht um einen Hof, den er kennen soll!“, fragte Günther über den Zaun hinweg.

„Der ist wahrscheinlich im Wald! Ist der am Samstag meistens!“, antwortete der Nachbar, nachdem die Nennung des anderen Namens für ausreichend Vertrauen gesorgt hatte, und sah an dem fragenden Gesichtsausdruck, dass der Fremde keine Ahnung hatte, wo der Wald lag. „Sie fahren am besten einfach den Weg weiter. Irgendwann kommt eine Kreuzung, auf der links ein kleines Gebetshäuschen steht. Dort fahren Sie in den Wald hinein. Ist Schotter, keine Angst. Dann geht es irgendwann nach einiger Zeit um eine leichte Linkskurve, dann folgt eine kleine Brücke. Über die drüber, dann direkt nach rechts. Dort kommen Sie allerdings nicht mit dem Wagen weiter. Am besten stellen Sie ihn dort ab und gehen den Weg nach rechts hinein. Da beginnt sein Wald. Ist ein kleines Wäldchen mit acht Hektar. Dort schlägt er meistens sein Holz!“

„Besten Dank!“, meinte Günther und wog für sich ab, ob er das Risiko eingehen sollte, im Wald nach diesem Kurt zu suchen, während die Zeit gegen ihn lief. In einer knappen Dreiviertelstunde musste er erneut zu Hause sein, um den nächsten Anruf zu tätigen. Indem er auf seine Uhr sah, ohne sich die Uhrzeit genau anzuschauen, entschied er sich, seinem Instinkt zu folgen, setzte sich ins Auto, startete den Motor und gab ordentlich Gas, als er den beschriebenen Weg nachfolgte, am Gebetshäuschen abbog, der Kurve folgte, die Brücke fand, das Auto vorsorglich schon mal drehte, ehe er es so an die Seite stellte, dass auch noch ein mittelgroßer Traktor an ihm vorbeikam.

Kaum, dass er den Weg am Rand des kleinen Wäldchens entlangging und um eine leichte Kurve kam, sah er den Traktor, der höchstwahrscheinlich Kurt Bernsheim gehörte, am Rande unter den vordersten Bäumen stehen – doch von dem Bauern selbst fehlte jedes Zeichen.

„Herr Bernsheim!“, rief Günther daher und hoffte auf eine Antwort, doch es wollte keine folgen. Erneut rief er nach dem Besitzer, als er an dessen Traktor trat, und wiederum kam keine Antwort zurück. Nun entschied sich Günther, sich in den Wald zu wagen, und just in dem Moment, als er ein weiteres Mal rief, kam aus seinem Rücken die Antwort, wer denn was von ihm wissen wolle.

Günther trat aus dem Wald zurück auf den Weg, ärgerte sich ein wenig über den Gesuchten, da dieser es nicht für nötig gehalten hatte, direkt zu antworten, doch er schluckte seinen Ärger hinunter und hielt auf den für ihn bisher Fremden zu.

„Hallo! Ich bin Günther Reusch und bin Polizist, wohne in Antweiler und...“

„Polizist?“, fragte Kurt, und Günther merkte sofort, dass das Misstrauen auf der anderen Seite gegen seinen Berufsstand nicht gerade klein war.

„Ich bin aber nicht im Dienst. Keine Sorge! Ich bin wegen einer privaten Sache hier. Ihr Nachbar sagte, dass Sie wahrscheinlich im Wald sind!“

„Da hat er recht gehabt, wie Sie richtig ermittelt haben!“, erwiderte Kurt und nahm Günther wie auch immer den Wind aus den Segeln. Für einen Moment schwiegen die beiden, und der Polizist hatte das Gefühl, sein Gegenüber würde ihn wie eine sprungbereite Katze belauern. In diesem Bild fehlte nur noch der Schraubenschlüssel, den Kurt hinter seinem Rücken vom Traktor nahm, um damit auf seinen Gegner loszugehen.

„Peter Schneider erzählte mir, dass Sie den Bauernhof des alten Meier in Honerath verwaltet haben, bis dieser verkauft wurde!“, sagte Günther und sogleich lockerte sich die Haltung des Befragten etwas.

„Stimmt! Aber warum hat Ihnen das Peter erzählt?“

„Ich spiele mit dem Gedanken, den Bauernhof zu kaufen. Er ist mir sozusagen angeboten worden. Ein Freund von mir will aufs Land ziehen, und ich kann mir vorstellen, dass ich da mitmache.“

„Und der Bauernhof steht schon wieder zum Verkauf?“, wunderte es Kurt, sodass Günther merkte, dass auch er die Geschichte um den erfundenen Freund akzeptiert hatte.

„Anscheinend! Ich habe auch erst heute erfahren, dass der Bauernhof erst letztes Jahr verkauft wurde.“

„Kann mich noch gut daran erinnern! Wollte den ja nicht verscherbelt sehen, aber er gehört nicht mir! Ich sollte den nur in Ordnung halten. Das habe ich gemacht! Was die Erben dann mit dem Hof machen, ist mir eigentlich egal!“

„Aber es ist Ihnen dann doch nicht egal?“, fragte Günther und innerlich spürte er ein leichtes Kribbeln, denn die folgenden Informationen konnten durchaus hilfreich sein.

„Die Typen – es war eine ganze Gruppe –, die den Bauernhof gekauft haben, wirkten auf mich irgendwie seltsam. So junge Burschen, dass ich mir kaum vorstellen konnte, dass sie was mit dem Bauernhof anfangen können.“

„Vielleicht ist es eine Art Sekte?“, riskierte Günther.

„Keine Ahnung! Ich habe mich nicht länger mit denen unterhalten. Die wollten das auch gar nicht. Haben den Bauernhof einfach so übernommen, wie er war. Ich habe ihnen alles gezeigt, danach haben wir nicht mehr miteinander gesprochen. Aber wenn ich sehe, in welchem Zustand die Felder

und Wiesen sind – ganz zu schweigen von dem Waldstück in der Nähe –, dann wundert es mich nicht, dass die den Hof wieder verkaufen wollen.“

„Haben die nichts gemacht in den letzten Monaten?“

„Zumindest habe ich das Gefühl! Der Hof wirkt in einem noch schlimmeren Zustand als zu dem Zeitpunkt, als ich ihn übergeben habe. Immerhin habe ich ihn in Ordnung gehalten, aber pflegen konnte ich ihn beileibe nicht. Außerdem – ohne irgendwas zu erwirtschaften, machte das auch keinen Sinn.“

„Was meinen Sie? Sollte ich den Bauernhof erwerben, wenn der Preis stimmt?“

„Wie hoch ist denn der Preis?“

„Darüber haben wir noch nicht gesprochen. Ich habe bisher nur gehört, dass er zum Verkauf steht! Ich meine das eher in dem Zusammenhang, ob die Felder, Wiesen und Wälder guter Grund sind.“

„Ist nichts Besonderes. Ist aber auch nicht schlecht. Als der alte Meier starb, habe ich versucht, die besseren Stücke zu kaufen, aber die Erben wollten entweder alles oder nichts verkaufen. Und einen zweiten Hof brauche ich nicht – kann ich auch gar nicht bewirtschaften. Der eine macht ja schon Arbeit genug. Also musste ich das sein lassen. Aber wenn Sie ein wenig Arbeit reinstecken, könnte das schon was werden.“

„Gibt es dort irgendwelche Besonderheiten? Ich meine, wie sind die Gebäude gebaut? Gibt es irgendwas, was ich wissen müsste, falls ich mir den Hof mal ansehe?“

„Sie scheinen ein richtiges Interesse zu haben, obwohl Sie von der Bullerei sind!“, sagte der Bauer und lehnte sich an seinen Traktor, darüber nachdenkend, was er dem Polizisten als Antwort geben konnte.

Dann begann der Bauer, über den Bauernhof im Allgemeinen und über die einzelnen Gebäude im Speziellen zu sprechen, erwähnte Räume und Einrichtungsgegenstände, an die sich Günther von seiner Durchsuchung erinnern konnte, und es schien, als ob er tatsächlich nichts Neues zu erfahren vermochte. Doch dann kam es, worauf Günther die ganze Zeit gehofft und gewartet hatte.

„Eine Besonderheit gibt es allerdings!“, sagte der Bauer. „Seltsam, dass ich nicht früher daran dachte! Das hat allerdings nichts mit den Gebäuden zu tun, sondern mit dem Grundstück, denn unter dem Wald, der direkt an das Grundstück anschließt, liegt ein Bunker.“

„Ein Bunker?“, fragte Günther und ohne dass er seine Gedanken kontrollieren konnte, schossen die wildesten Phantasien durch seinen Kopf. Mit einem Mal verbanden sich lose Enden in seinen Gedanken, und er musste sich ziemlich zusammenreißen, um Kurts Ausführungen weiter zu folgen.

„Irgendwann in den Fünfzigern oder Anfang der Sechziger hat der alte Meier unterhalb seines Waldes einen Bunker errichten lassen. Den Wald hat er gerodet, deswegen stehen dort auch nur junge Fichten, die kaum älter als dreißig oder vierzig Jahre alt sind. Der Alte hatte immer Angst,

dass die Russen irgendwann in Westdeutschland einmarschieren oder irgendwelche Bomben auf uns werfen. Deswegen hat er sich einen Bunker errichtet.“

„Da ist ein Bunker unter dem Wald? Das kann ich gar nicht fassen!“, sagte Günther und brauchte seine Verwunderung nicht zu spielen, denn er war es eindeutig.

„Ja! Die Käufer schienen das auch zu wissen, denn sie haben mich fast mehr über den Bunker gefragt als über das Gebäude an sich.“

„Wissen Sie, warum?“

„Keine Ahnung! Ehrlich gesagt war es mir auch egal. Die Burschen haben den Hof rechtens gekauft und mir wurde der Anteil für die Pflege überwiesen. Pünktlich. Damit war das Kapitel für mich beendet. Sollen die doch machen, was sie wollen. Aber was die mit dem Bunker wollten – keine Ahnung! Warum fragen Sie?“

„Ehrlich gesagt – ich habe wie Sie keine Ahnung!“, log Günther. „Ich wundere mich über den Bunker und frage mich, was man damit anfangen will. Klar, man kann seine Ernte dort lichtgeschützt lagern, aber wie viel will man ernten, um einen Bunker voll zu machen.“

„Besonders bei der Größe! Da passen locker zwanzig, wenn nicht sogar dreißig Mann rein.“

„So groß ist der?“

„Der ist schon nicht klein. Da gibt es einige Räume. Der alte Meier hat den ausgebaut, um darin ein paar Jahre leben zu können. Es ist wie eine kleine Wohnung im Wald – nur in der Erde und ohne Fenster! Natürlich!“

„Natürlich!“, wiederholte Günther und überlegte sich, wie er am unauffälligsten aus dem Gespräch herauskam. „Ich will Sie nicht weiter belästigen. Darf ich Sie, wenn ich weitere Fragen habe, noch mal besuchen kommen? Ich verspreche auch, dass das nicht ausartet mit meinen Fragen!“

„Wegen mir! Aber kommen Sie besser früh morgens oder abends! Und wenn die Ernte bald losgeht, besser nur spät abends. Ansonsten finden Sie mich nicht auf dem Hof!“

„Geht klar! Vielen Dank für die Infos!“

Indem sich der Bauer von seinem Traktor abstieß und in den Wald zurückging, blickte Günther auf seine Uhr, bekam einen Schrecken, denn dieses Mal hatte er sich die Zeit einigermaßen merken können, und sah, dass er noch genau sieben Minuten hatte, um nach Hause zu fahren und den nächsten Anruf zu tätigen. Um nicht auffällig zu sein, ging er zügig um die leichte Kurve, doch als er außer Sichtweite des Traktors war, blickte er zurück, fand nur den Wald und begann zu laufen, so schnell er konnte. Den Wagen seiner Ex-Frau außer Atem erreichend, fand er zunächst den Schlüssel nicht, hatte dann Probleme, den Schlüssel ins Zündschloss zu stecken, und hätte den Wagen beinahe abgewürgt, ließ diesen jedoch dann über die Brücke und den Weg schießen, rutschte ein wenig auf dem Schotter, als er in die Kreuzung bremste, schlitterte in Rallyemanier nach rechts, bekam die Kontrolle wieder vollständig zurück und fuhr mit einer viel zu hohen

Geschwindigkeit an Kurts Haus vorbei, sah den Nachbarn, der ihm kopfschüttelnd hinterherblickte, jagte über die Brücke, merkte, wie der Wagen kurz aufsetzte, doch das war ihm alles bis auf die schmerzhafteste Rückmeldung seiner Schulter egal. Die Unbarmherzige im Auto mahnte ihn, dass er noch eine Minute habe, und da Günther wusste, dass er von Müsch bis zu sich nach Hause wenigstens fünf brauchte, ahnte er, dass er auf jeden Fall zu spät anrufen würde – die Frage war jetzt nur, wie tolerant mit seiner Verspätung umgegangen wurde und ob die fünfzehn Minuten Karenzzeit tatsächlich galten. Jegliche Verkehrsvorschrift innerorts brechend, schoss sein Wagen mit weit über einhundert durch den Ort, und zu seinem Glück war kein Hindernis auf der Straße, sodass er nach Antweiler hineinfuhr, ohne einen Unfall verursacht zu haben.

19. Kapitel

Den Wagen ohne großes Nachdenken in der Einfahrt parkend, zog er die Handbremse an, ließ den Schlüssel stecken und die Tür offen, sprintete zur Eingangstür, die Annemarie wohlweislich bereits geöffnet hatte, sprang zum Telefon, sah, dass seine Ex-Frau auch bereits die Nummer eingetippt hatte, doch als er gerade auf Wählen drücken wollte, verschwand die Nummer und das Wählen verlor sich im Nichts. Fluchend tippte er die Nummer erneut, doch sein Puls war so hoch, dass er sich zweimal vertippte, ehe ihm Annemarie das Telefon aus der Hand riss, die Nummer selbst eintippte und auf Wählen drückte, Günther das Telefon hinhielt, der sich den Schweiß mit seiner Hand aus dem Gesicht wischte und darauf wartete, dass jemand abhob. Erst beim dritten Klingeln wurde abgehoben und der Kollege, der vor einer Stunde bereits am Telefon gewesen war, nahm ab.

„Ich rufe jetzt schon zum dritten Mal an!“, echauffierte sich Günther am Telefon, in der Hoffnung, dass ihm das einer abkauft. Und tatsächlich – der Kollege am Telefon entschuldigte sich dafür, dass sie alle in einem Meeting wären, da müssen die Anrufe wohl durchgerutscht sein. „Ist ja nicht so tragisch! Schreiben Sie einfach die Zeit auf, die genau eine Stunde nach dem letzten Anruf ist, und ich melde mich dann in knapp fünfzig Minuten nochmal. Dann fällt es keinem auf.“ Der Kollege bejahte diesen Vorschlag, und als Günther auflegte und den schweißnassen Hörer von seinem Ohr nahm, realisierte er erst, dass er seit dem Wald gar nicht über die neuen Informationen nachgedacht hatte.

„Ein Bunker unter dem Waldboden! Das ist ja äußerst interessant. Das erklärt auch, warum der eine im Wald einfach so verschwunden ist, als ich darauf gewartet habe, dass er vorbeikommt. Und vor allem – ein Bunker wäre das absolut perfekte Versteck für Tanja! Ich wette alles darauf, dass Tanja dort ist!“, überlegte er sich und versuchte dabei, nicht zu unruhig zu wirken.

Inzwischen hatte er das Telefon weggelegt und sah der wartenden Annemarie an, dass sie ahnte, dass er etwas Neues wusste. Doch wie sollte er es ihr beibringen?

„Ich mache gerade mal das Auto zu und erzähle es dir gleich!“, sagte er, trat, ohne eine Widerrede zu erhalten, aus der Wohnung, parkte das Auto besser an der Seite, schloss es ab, überlegte sich, was er seiner Ex-Frau alles erzählen wollte, und kam in die Wohnung zurück, in der Annemarie auf dem Sofa saß und gebannt zu Günther blickte.

„Ich habe einen Mann ausfindig gemacht, der mir etwas über den Bauernhof erzählen konnte.“

„Du meinst, Tanja ist auf dem Bauernhof gefangen?“

„Kann sein, kann aber auch nicht sein. Um das herauszufinden, werde ich mich diese Nacht an den Bauernhof heranschleichen, in der Dunkelheit und getarnt, und herausfinden, ob es etwas zum Herausfinden gibt.“

„Und deine Anrufe?“

„Zwischen dreiundzwanzig und sieben Uhr morgens muss ich mich nicht melden. Das heißt, dass ich nach dreiundzwanzig Uhr losziehe und irgendwann in der Nacht zurückkommen werde. Das Wichtige dabei wird sein, dass du bitte mit darauf achtest, dass ich morgen früh um sieben wach bin, um den Anruf zu tätigen.“

„Kein Problem!“, sagte Annemarie und schien auf Günther nicht den Eindruck zu machen, als zweifelte sie daran, dass ihr nicht alles erzählt worden war.

Aber für Günther war das Schlimmste, als er auf die Uhr sah und feststellte, dass es noch früher Abend war und noch einige Stunden waren, bis er sich das letzte Mal melden musste. Er ahnte, dass diese Wartereie, das Nichtstun weitaus schlimmer werden würde, als der Kampf im Wald, der ihm die lädierte Schulter und den langen Riss in seinem Gesicht eingebracht hatte.

Die erste Stunde war zu seiner Überraschung keine große Hürde, doch in dieser hatte er auch noch genug zu tun: Er ging ein weiteres Mal duschen, wusch sich den Schweiß der letzten Ereignisse von seiner Haut und aß eine Kleinigkeit. Danach zog er sich frische Kleidung an und setzte sich ins Wohnzimmer, zu Annemarie, die, wie er auch, die ganze Zeit über schwieg. Daher war es kein Wunder, dass die Stimmung gereizter und gereizter wurde, und als Günther Annemarie etwas Belangloses fragte, in der Hoffnung, dass sich ein Gespräch entspinnen würde, blaffte sie zurück, was er denn denke, jetzt über dieses sinnlose Thema zu reden, und nur wenige Sätze weiter hatten sie sich in den Haaren.

„Lass uns aufhören zu streiten!“, schlug Annemarie nach einigen Momenten vor. „Das bringt doch alles nichts – und am wenigsten bringt es unsere Tochter wieder, wenn wir uns beide streiten!“

„Du hast recht, Annemarie!“, gab Günther zu und fragte sich, wie er es zu diesem Streit wieder einmal hatte kommen lassen. Trotz der räumlichen Distanz nach Mainz und der zeitlichen Distanz von dreizehn Jahren schien er nichts dazugelernt zu haben.

„Weißt du was!? Vielleicht solltest du alles einmal aufschreiben!“, sagte Annemarie. „Früher hast du bei deinen Fällen auch immer alles aufgeschrieben, damit du die Fakten aus deinem Kopf aufs

Papier gebracht hast – vielleicht findest du da ja eine Linie oder eine Erkenntnis, die dich weiterbringt!“

„Das ist eine sehr gute Idee!“, meinte Günther und erhob sich, um etwas zu schreiben zu holen, doch mehr, um sich zu beschäftigen, als um sich irgendwelche Fragen zu beantworten, denn seiner Meinung nach musste er vor allem das Geheimnis um den Bunker lösen, um in diesem Fall weiterzukommen. Wenn dieser Bunker nicht das ideale Versteck für seine Tochter war, dann wollte er sich nicht mehr Polizist nennen!

Mit nur geringem Interesse schaute Annemarie auf die Blätter, die Günther zu füllen begann, und je mehr er schrieb, merkte er, wie viel er bereits wusste – und wie wenig in Bezug auf seine Tochter. „Das läuft nicht normal ab!“, entschied er für sich. „Denn es gab bisher keinen einzigen Anruf, keine Drohung, keine eindeutige Aussage, dass man sie entführt hat. Aber dass sie von einer anderen Gruppe entführt wurde, halte ich für ausgeschlossen. Die Frage ist jetzt nur, ob es irgendwelche Auswärtigen sind oder doch irgendwelche Typen von dieser Gruppe, die wir bisher nicht kennen – aus welchen Gründen auch immer.“

Er zeichnete einige Verbindungen auf die Blätter, wagte Konstruktionen, verwarf die meisten, und nach einigen Minuten des Nachdenkens erkannte er, dass er nur das sah, was er bereits in seinem Kopf zusammengesetzt hatte; nichts Neues, keine neue Erkenntnis wollte sich in seinem Kopf breitmachen, und je länger er schrieb, malte und Verbindungen konstruierte, desto müder wurde er, und beinahe hätte er in seinem Trott seinen nächsten Anruf verpasst.

Als er einen Kollegen aus Adenau in die Leitung bekam, notierte sich dieser die Zeit des Anrufs, und als Günther bereits auflegen wollte, bat ihn der Kollege, kurz zu warten – Kossowsky würde ihn sprechen wollen.

„Weswegen will er mich wohl sprechen wollen?“, fragte sich Günther, und sogleich schossen ihm viele Möglichkeiten durch den Kopf; jetzt, da er sich alles aufgemalt hatte, war seine Phantasie sehr rege, doch mit dieser Nachricht hätte er niemals gerechnet.

„Günther?“, hörte der beurlaubte Polizist den Kollegen aus Mainz nach einigen Augenblicken im Hörer.

„Ja, Marc! Was gibt’s denn so Wichtiges?“

„Normalerweise kann ich dir eine solche Information nicht geben – du weißt schon –, aber in diesem Fall muss ich es tun, denn als ich das eben auf dem Bildschirm sah, bin selbst ich, der schon viel gesehen hat, zusammengezuckt.“

Von dem einen auf den anderen Moment spürte Günther eine unfassbare Nervosität in seinem Körper, eine Unsicherheit, die ihn fast zum Wanken brachte.

„Wir haben einen Jungen aufgegriffen, der über einen Umweg zum Bauernhof wollte. Zum Glück für uns haben die Kollegen gerade einen Rundgang gemacht und sich von ihrer Position gelöst, sodass sie ihn daran hindern konnten.“

„Martin!“, fiel es wie Schuppen von Günthers Augen. „Deswegen habe ich ihn nicht mehr gesehen, nachdem er die Geburtstagsfeier verlassen hat. Er ist doch nicht so unschuldig, wie ich anfangs dachte! Aber mein Gefühl hat mich nicht getrogen! Ich war mir sicher gewesen, dass er nicht die ganze Wahrheit gesagt hat. Jetzt muss ich...“

„Günther, bist du noch dran?“, fragte Marc.

„Ja klar! Ich bin nur sehr müde und bin gerade mit meinen Gedanken abgedriftet. Ich dachte, es hat was mit Tanja zu tun...“

„Das finden wir gerade heraus. Aber der Grund, warum ich eigentlich anrufe, ist, dass der aufgegriffene Junge dieselbe Adresse angibt, unter der du wohnst!“

Jetzt wusste Günther, dass er den Überraschten spielen musste, um Marc keinen Hinweis darauf zu geben, dass er von der Mittäterschaft seit längerem wusste.

„Martin?!“, sagte er nach einer kurzen Pause. „Das meinst du nicht im Ernst, oder?“

„Doch, leider. Er sagte auch, dass er dich kennt.“

„Natürlich kennen wir uns. Er ist so was wie ein Sohn, den ich nie hatte! Was hat er denn mit den Typen auf dem Bauernhof zu tun?“

„Das finden wir gerade heraus. Noch sagt er nicht viel, außer dass er dort auf dem Bauernhof ab und zu war, um mit den Jungs ein oder zwei Bier zu trinken. Und dass er eher zufällig zu der Gruppe gestoßen sei. Aber bisher kaum etwas von Wert!“

Günther dachte darüber nach, wie sehr ihn Martin in die Bedrängnis bringen konnte, doch bisher schien es, dass er nichts über das erste Verhör durch Günther gesagt hatte – oder Marc war ein verdammt guter Spieler, wobei das über das Telefon immer einfacher war als von Angesicht zu Angesicht.

„Du scheinst mit deinen Gedanken wirklich nicht voll da zu sein!“, mahnte ihn Kossowsky erneut.

„Entschuldige, Marc, aber das ist alles ein wenig viel für mich. Zuerst meine Tochter, jetzt Martin. Was kommt denn als Nächstes?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht, dass wir deine Tochter wohlauf finden! Was hältst du davon?“

„Gute Idee! Danke, Marc!“, meinte Günther nach einem Seufzer.

„Wofür?“

„Dafür, dass du mich warnst und mich nicht wie einen Idioten behandelst, denn auch wenn ich im Dienst vielleicht einer war, so ist es immer noch meine Tochter, die entführt wurde. Dafür, dass du das nicht vergisst! Danke!“

„Keine Ursache! Lass uns später oder morgen früh mal ausgiebig reden“, schlug Kossowsky vor, und Günther sagte in dem Wissen zu, dass am nächsten Morgen durchaus alles anders sein konnte. Beide legten auf, und als sich Günther gerade zu Annemarie setzen wollte, um ihr von dem Gespräch zu erzählen, klingelte das Telefon. Sogleich verspürten beide eine unglaubliche Anspannung, denn es konnte durchaus sein, dass dieser Anruf von den Entführern kam. Günther merkte, wie seine Handflächen nass wurden, und er rieb sie an seiner Hose ab, ehe er den Hörer aufnahm und seinen Namen mit sicherer, aber keineswegs ruhiger Stimme sagte.

„Ich bin's noch mal! Marc!“, meldete sich der Mainzer Kollege erneut, und als Günther ins Display des Telefons blickte, erkannte er die Nummer der Dienststelle – die ganze Aufregung war umsonst gewesen. „Ich hatte ganz vergessen zu fragen, ob dir nichts aufgefallen ist. Ich meine – hat sich Martin irgendwie in letzter Zeit verändert, oder...“

„Ich weiß, was du meinst, Marc, aber nein, darüber habe ich eben auch schon nachgedacht. Vor ein paar Tagen habe ich ihn vom Krankenhaus mit nach Hause genommen, und da haben wir wie immer über die Schule, die anstehende Ausbildung und die anderen Themen gesprochen, ohne dass mir was aufgefallen wäre. Aber der Junge ist ja auch in der Pubertät – da weiß man nie, wie er denn jetzt wirklich ist, oder?“

„Das kann schon sein! Ich wollte nur sichergehen, dass ich keine Information verpasse, die ich auf einfachem Weg haben kann!“

„Nein, tut mir leid, dass ich dir nichts Neues liefern kann!“, meinte Günther, und je länger der Fall dauerte, desto vertrauter fühlte er sich mit Marc, der sich ernsthaft um seine Tochter, Annemarie und ihn kümmerte, was jedoch dazu führte, dass das Anlügen und Unterschlagen von Informationen im selben Atemzug ungleich schwerer wirkte. Auch jetzt überlegte er kurz, ob er nicht seine Erkenntnisse mit Marc teilen sollte, doch dann würde sein nächtlicher Ausflug ausfallen, und wenn er sich vorstellte, wie Franke mit seiner Mannschaft den Bauernhof überfiel, um den Bunker zu suchen – da konnte alles und nichts passieren, doch dieses Risiko wollte Günther auf keinen Fall eingehen. Nicht, wenn er es selber in der Hand hatte!

„Nein, ich muss alleine gehen!“, sagte er sich, verabschiedete sich ein zweites Mal von Kossowsky, legte den Hörer auf, setzte sich zu Annemarie und erzählte ihr das Vorgefallene, zeigte ihr auf den Blättern, wo er Martin eingeordnet hatte, aber Günther spürte, dass es Annemarie immer weniger interessierte, wie der Fall stand, denn auch sie wusste aus dem jahrelangen Zusammenleben, dass jeder Tag, jede einzelne Stunde, die ohne Meldung von ihrer Tochter oder den Entführern verging, ein Tag oder eine Stunde zu viel sein konnte. Sie hatte die Zeitintervalle immer noch vor Augen, in denen die Wahrscheinlichkeit, die entführten Personen lebend und gesund wiederzufinden, rapide sank – und nach der kriminalistischen Lehre standen die Chancen in diesem Fall bereits mehr schlecht als recht.

20. Kapitel

Mit gefülltem Magen und etwas mehr Ruhe und Sicherheit hatte sich Tanja einige Gedanken darüber machen können, was vorgefallen sein musste. Dass sie das zufällige Opfer einer Entführerbande war, schloss sie aus, da sie bereits früher von ihrem Vater darauf geschult worden war, verdächtige Personen auszumachen, die sich in ihrer Umgebung bewegten. Nicht, dass irgendwer gedacht hätte, dass das einmal Wirklichkeit würde, doch jetzt ahnte Tanja, dass sie dafür büßen musste, weil ihr Vater Polizist war und seiner Arbeit nachging.

„Das ist es ganz sicher!“, sagte sie sich und versuchte nicht mehr, gegen die Fesselung anzukämpfen, da sie gemerkt hatte, dass das ihr außer Schmerzen nichts einbrachte – dafür waren diese einfach zu fest geknotet.

Jedoch hatte sie sich entschlossen, dass sie sich beim nächsten Mal, wenn sie erneut gefüttert wurde, mehr wehren würde; vielleicht gelang es ihr, die Maske von ihrem Kopf zu ziehen, um mehr zu sehen. Doch je länger sie darauf wartete, dass jemand vorbeikam, um ihr frisches Essen und Wasser zu bringen, desto unruhiger wurde sie, und nachdem sie aus Erschöpfung etwas geschlafen hatte, hörte sie mit einem Mal ähnliche Geräusche wie zuvor. Dieses Mal wusste sie um die Vorgehensweise, hielt sich die Augen zu, und wollte diese erst im letzten Moment öffnen, als die Tür aufgemacht wurde, aber danach nichts geschah.

„Will der mich doch leiden sehen?“, fragte sie sich und wurde mit jedem Augenblick des Wartens auf eine Entwicklung nervöser. „Nun komm schon! Ich will sehen, wer du bist! Komm endlich!“, schrie sie in ihrem Innern, doch dann fiel die Tür zu, ohne dass etwas geschehen war. Meinte sie, denn in Wahrheit hatte der Türöffnende einen Teller mit Essen und eine Schüssel mit Wasser hingestellt – in der Art, wie man Hunde fütterte. Als sich die Tür schloss, roch Tanja das Essen und robbte sich in diese Richtung, schürfte sich dabei ein paar Stellen ihrer Kleidung bis auf die Haut ab, doch als sie den Teller erreichte, daran roch und ungelent, nur mit dem Mund aß, war es ihr egal, dass sie wie ein Hund gefüttert wurde.

Aber dann geschah etwas, was sie so nicht erwartet hatte, denn kaum, dass sie etwas nach dem Essen getrunken hatte – im Gegensatz zu einem Hund hatte sie einfach ihren Mund in das Wasser getaucht und dann eingesogen –, wurde die Tür ruckartig aufgestoßen, das Licht angemacht, und ehe sie sich versehen konnte, hatte sie erneut die Maske auf dem Gesicht und wusste, dass das Essen nur ein Lockmittel gewesen war, um sie zu überraschen.

„Sag was!“, drang es zu ihr; das erste Mal, dass sie eine andere, fremde Stimme vernahm, doch ehe sie sich dazu auffordern konnte, diese mit einer bekannten Stimme abzugleichen oder sich diese besonders gut zu merken, wurde ihr ein Handytelefon an das Ohr gehalten, in dem sie hörte, dass gewählt worden war, denn es kamen Freizeichen.

„Günther Reusch? Hallo?!“, hörte sie ihren Vater, der – wie sie sich erst später zusammenreimte – ihre Nummer nicht auf seinem Display gesehen zu haben schien. Doch da hatte sie sich getäuscht, denn ihr Vater sah nicht ihre Handynummer im Display seines Telefons zu Hause, sondern seine eigene, und da er sie nicht auswendig kannte und seine eigene Handynummer nicht im Netzteil abgespeichert war, war es eine unbekannte Nummer für ihn.

„Papa!“, schrie Tanja sogleich auf und versuchte, noch mehr zu sagen, doch eine Hand auf ihrem Mund verhinderte ein Weitersprechen.

„Die erste und letzte Warnung! Keine Polizei mehr auf unserem Hof! Sonst ist klar, was passieren wird!“, hörte sie die Stimme sagen, gefolgt von dem markanten Piepton, der ihr zu verstehen gab, dass aufgelegt worden war. Doch das war Tanja nicht mehr wichtig, denn nun hatte sie sich die Stimme ihres Entführers sehr gut eingepägt, so gut, dass sie sich zutraute, diese aus mehreren Stimmen eindeutig herauszuhören. Und obwohl sie nach wenigen Augenblicken erneut gefesselt im Dunkel des Raumes lag, und trotz der Drohung, die der Entführer eben in Richtung Günther ausgesprochen hatte, überkam sie das Gefühl, dass ihr nicht viel passieren konnte. Warum, das wusste sie nicht. Nur, dass sie sich dessen sicher war.

21. Kapitel

Inzwischen hatte die Uhrzeit die Neun-Uhr-Marke erreicht, und Günther machte sich langsam bereit, auszurücken, als plötzlich das Telefon klingelte; wie eben war er gespannt darauf, wer das sein mochte, und als er dieses Mal erst im Display des Telefons nachschaute, welche Nummer anrief, war er überrascht, denn es war eine ihm unbekannte Nummer. Er atmete einmal tief durch und hob ab.

„Günther Reusch! Hallo?!“, sagte er und hörte sich dieselben Worte an, die auch Tanja verstand, nachdem sie sich gemeldet hatte. Kaum, dass diese Worte gesprochen waren, hatte der Anrufer auch bereits aufgelegt.

Während Günther wie versteinert den Hörer weiter in der Hand hielt, sah ihn Annemarie gespannt an und stand auf, als sie merkte, dass das ein wichtiger Anruf gewesen war.

„Los! Erzähl schon! Was ist los?“, drang es mit einem leicht hysterischen Unterton aus ihrem Mund, so, wie er seine Ex-Frau noch nie erlebt hatte.

„Tanja lebt!“, sagte er nur, als es ihm gelang, den Hörer endlich zurück auf das Gerät zu legen.

„Und? Was hat sie gesagt? Was...“

„Sie hat nur Papa sagen können, danach hat der Entführer gesprochen. Er hat mir unbestimmt gedroht.“

„Was heißt unbestimmt?“

„Er hat gesagt, dass er keine Polizei mehr auf dem Hof sehen will, aber nicht, was er Tanja antun will, wenn wir uns nicht daran halten. Auch wenn ich mir das vorstellen kann, was die Konsequenz sein könnte - aber das ist keine normale Entführung, sondern da will sich jemand die Polizei vom Leib halten.“

„Sonst hat er nichts gesagt? Keine weiteren Forderungen?“

„Nein, nichts! Hat direkt wieder aufgelegt!“

Da Annemarie einerseits aufgrund der wenigen Informationen verstört, andererseits aufgrund von Günthers Nachdenklichkeit wütend war und darüber hinaus erleichtert, dass Tanja lebte, schwieg sie und versuchte zunächst einmal, ihre Gefühle zu kontrollieren und zugleich zu verstehen, was das für ihre Tochter bedeutete, während Günther bereits ganz andere Gedanken spann, denn ihm wurde bewusst, woher er die Nummer kannte – es war seine eigene.

„Die Nummer im Display war die meines Handys, das ich im Wald während des Kampfes verloren habe, und die Entführer haben mich damit angerufen, was bedeutet, dass die Entführer auch die Angreifer sind. Zumindest hängen die alle zusammen. Aber ist das eindeutig ein Beweis, dass die Entführer mit denen vom Bauernhof zusammenhängen?“, stellte er sich als Frage, ging an der wartenden und weiterhin ruhigen Annemarie vorbei und beugte sich über seine Zeichnungen, die ihm in diesem Moment zum ersten Mal wertvoll und hilfreich vorkamen.

„Eindeutig ist hier mal gar nichts!“, sagte er vor sich hin und zog ein paar gestrichelte Linien, mit denen er für sich andeutete, dass er dort, zwischen zwei Positionen auf dem Plan, eine Beziehung vermutete, ohne für diese bisher mehr als nur Indizien zu besitzen.

„Wäre es nicht besser, wenn du deine Kollegen über den Anruf verständigt?“, wollte Annemarie wissen und fragte sich, ob Franke nicht gerade in diesem Moment irgendwo einen Zugriff plante oder durchführen ließ, der das Leben ihrer Tochter gefährdete.

Günther stand derweil auf, ging erneut an der stehenden Annemarie vorbei Richtung Telefon, nahm den Hörer ab und wählte die Nummer der Wache. Als er sich meldete, hörte er von seinem Kollegen, dass er zu früh dran wäre, doch er lief sofort los, um Franke ans Telefon zu holen, da sich Kossowsky, der gewünschte Gesprächspartner Günthers, für ein paar Stunden hingelegt hatte.

„Marc hat sich schlafen gelegt! Aber Claus ist besser als gar keiner! Denn die Kollegen müssen von dem Anruf wissen!“, stimmte Günther in Gedanken seiner Ex-Frau zu, denn er sah ähnliche Schwierigkeiten, sollte Franke in unmittelbarer Zukunft etwas planen.

„Was willst du?“, drang es aus dem Hörer. Eindeutig Franke. „Ich habe Wichtigeres zu tun, als mit dir zu quatschen.“

„Ach ja? Was denn zum Beispiel?“, stellte sich Günther dumm.

„Wie wäre es damit, deine Tochter zu finden!“

„Lass uns nicht streiten, denn ich habe dir tatsächlich etwas mitzuteilen, das wichtig ist!“

„Ach! Genauso wichtig, wie du uns nicht erzählt hast, dass du wusstest, dass Martin etwas mit den Leuten auf dem Bauernhof zu tun hat?“, sagte Franke, und obwohl Günther vermeinte, eine Unsicherheit bei Franke herauszuhören, die daraufhin deutete, dass dieser ins Blaue hinein riet, war die gedankliche Pause bereits zu lang, als dass Günther nicht schon eine Antwort gegeben hätte.

„Ich habe es mir irgendwie gedacht, aber ich konnte nicht definitiv sagen, dass es so ist!“, startete Günther einen Versuch, die Anschuldigung wenigstens ein wenig abzumildern.

„Dann hättest du uns wenigstens warnen können!“

„Genau! Weil wir uns so gut verstehen und immer daran denken, den anderen auf den Stand zu bringen!“, schoss Günther in Richtung Frankes, der nun seinerseits schwieg. Doch dieses Mal waren die möglichen Antworten weitaus vielfältiger.

„Also, was willst du?“, fragte dieser im Anschluss.

„Ich habe eben mit meiner Tochter gesprochen!“

„Im Ernst?“

„Im Ernst!“

„Also, wirklich, Günther! Da rufst du mich an und reizt mich erstmal, dass ich fast schon aufgelegt hätte – dabei hast du mir so etwas Wichtiges zu erzählen? Ich wüsste gerne, was mit dir nicht stimmt! Aber das klären wir später! Warte am Telefon! Ich trommele ein paar Leute zusammen, dann nehmen wir dich direkt auf. Ich gebe dir Bescheid, wenn du auf Lautsprecher bist!“, war Franke mit einem Mal aus seiner Lethargie aufgewacht, und indem Günther darauf wartete, dass sich alle um das Telefon versammelt hatten, sah er auf die Uhr und dachte kurz darüber nach, ob diese neue Entwicklung nicht doch einen Einfluss auf seine nächtliche Planung hatte.

„Nein, den Bunker gehe ich suchen! Und wenn ich dort Tanja finde, dann kann es mir stinkegal sein, was Frankes Leute mit dem Bauernhof und den Skins machen! Das ist mir, gelinde gesagt, sogar scheißegal!“, sagte er sich und hörte, wie im Hintergrund hektische Betriebsamkeit ausgebrochen war. Nach wenigen Minuten waren die Kollegen in Adenau bereit, die neuen Entwicklungen aufzunehmen.

„Du kannst!“, hörte Günther Franke sagen, und auch Marc schien geweckt worden zu sein. Im Folgenden erzählte Tanjas Vater, was rund um den Anruf geschehen war. Dabei musste er mehrfach die Drohung des Entführers wiederholen, denn wie er selbst wurden auch seine Kollegen aus ihr zwar im ersten Schritt schlau, doch fehlte auch ihnen eine eindeutige Handlungsabsicht – ungewöhnlich, besonders in dieser Konstellation.

„Ich denke, da will einer Zeit gewinnen“, sagte ein Kollege im Hintergrund und bestätigte Günthers Meinung.

„Deswegen muss es diese Nacht sein, wenn ich den Bunker suche!“, dachte sich Günther und vernahm, wie Franke nach dem Grund dieses Gedankenganges des Kollegen im Hintergrund

fragte. Eine lange Erklärung und einige Diskussionen folgten, ehe Franke dem am Telefon Wartenden mitteilte, dass er morgen in Antweiler vorbeikäme – um unter vier Augen zu sprechen, wie er es ausdrückte –, und dass sie jetzt zurück an ihre Arbeit müssten, denn mit den neuen Informationen veränderte sich tatsächlich einiges, denn nun wusste man eindeutig, dass Tanja noch wohlauf war – entgegen der Wahrscheinlichkeit der allgemein gültigen Entführungsintervalle. Damit wurde Günther aus der Leitung geschmissen, und als er im Raum umherblickte, sah er, dass Annemarie das Wohnzimmer verlassen hatte. Für den Moment empfand er ihr Fehlen als Befreiung, denn er spürte, dass er ihr nicht gleichzeitig Antworten geben konnte, während er darüber nachdachte, wie er nach dreiundzwanzig Uhr mit seinem Erkundungsgang umgehen sollte. Da ihm im Moment nichts Besseres einfallen wollte, holte er aus seinem Schlafzimmer seine Waffe aus dem Safe, zerlegte und säuberte sie, ehe ihm etwas einfiel, das ihm sogleich Sorgen machte, denn sein Dienstwagen mit den Utensilien, die er brauchen würde, stand in Adenau und nicht in Antweiler, was bedeutete, dass ihm seine persönliche Schutzausrüstung nicht zur Verfügung stand. Woher sollte er jedoch die Schussweste, das benötigte Werkzeug und die anderen Dinge besorgen? Er überlegte, was er zu Hause hatte, doch da ihm der Dienstwagen nahezu jeden Tag zur Verfügung stand, hatte er sich privat nicht viel angeschafft – und das wenige, das er dann doch mal als Werkzeug brauchte, hatte er sich stets von seinem Vermieter geliehen, der ihm bei seinen Arbeiten nicht selten zur Hand gegangen war. Doch diesen konnte er jetzt auf keinen Fall fragen, denn sogleich würde sich das Gespräch um Martin drehen – wenn die beiden Eltern nicht von der Feier verschwunden und zur Wache nach Adenau gefahren waren, wie Günther vermutete. Wenn es aber so war, dass die beiden in Adenau waren, konnte er dann nicht in die Garage des Vermieters gehen, deren von der Straße uneinsichtige Seitentür jederzeit offenstand? Was aber, wenn er ihm doch begegnete? Zuerst wird sein Sohn verhaftet und dann will sich Günther einige Sachen ausleihen, ohne die Leihe vorher mit ihm abzusprechen.

„Was wäre das anderes als Diebstahl?“, fragte sich Günther und dachte angestrengt nach, ob er sich die Sachen von jemand anderem leihen konnte – kaufen kam aufgrund der Uhrzeit und des Wochentages nicht in Frage.

„Ich werde wohl das Risiko eingehen müssen und die Sachen entwenden!“, sagte er sich, setzte die Waffe zusammen, polierte ein letztes Mal darüber, sicherte diese und steckte sie in den Holster, den er zu den anderen Sachen in sein Schlafzimmer legte, die er sich herausgesucht hatte; dunkle Sachen, die ihn mit der Dunkelheit des Waldes verschmelzen lassen sollten.

Seine Ex-Frau Annemarie hatte sich augenscheinlich ins Badezimmer eingeschlossen, als Günther die Entscheidung traf, es darauf ankommen zu lassen, öffnete er leise die Haustür und schlüpfte nach draußen, schaute sich in der abendlichen Hitze und dem Halbschatten um, gewöhnte seine Augen an die hereinbrechende Dunkelheit und lauschte, doch kein verdächtiger Ton wollte zu

seinem Ohr dringen. Indem er um die Ecke nach vorne schaute, überkam ihn das Gefühl, dass er sich extrem merkwürdig verhielt, dafür, dass er in diesem Haus wohnte, und indem er sich entspannte und locker machte, um weniger aufzufallen, trat er an das Auto seiner Ex-Frau, öffnete es, tat so, als würde er etwas darin suchen, doch in Wirklichkeit untersuchte er die Wohnung seiner Vermieter, und insbesondere die obere Etage nach einem Hinweis, dass sie anwesend waren, doch alle Räume wirkten dunkel und ohne Leben.

Die Tür des Autos vergleichsweise leise zumachend, ging er um das Haus, in Richtung der Eingangstür der Vermieter, und überprüfte auch dort, ob sich etwas in der Wohnung über ihm tat. Nichts regte sich, und Günther ging den Weg weiter um das Haus, bis er auf die Rückseite des Hauses gelangte. In der Dunkelheit, die hier herrschte, konnte er kaum seine Hand vor Augen sehen, sodass er seinen Vermieter, Josef Bauer, auch nicht sah, der auf der Bank hinterm Haus saß und mit einer Bierflasche in der Hand vor sich hin schnarchte. Günther blieb das Herz stehen, als er vernahm, dass irgendwer hinter dem Haus war, und als sich seine Augen der Dunkelheit angepasst hatten, erkannte er die massige Gestalt seines Vermieters auf der Bank. Der Puls schlug wie ein Hammer gegen seine Adern, und Günther hatte Angst, dass dieses Geräusch so laut war, um seinen Vermieter zu wecken. Langsam, Schritt für Schritt, ging er an ihm vorbei, hoffte, dass er nicht entdeckt werden würde, und als der Vermieter sich mit einem Mal bewegte, dachte Günther, dass es vorbei war, doch der Vermieter hatte sich nur in eine andere Position gebracht. Nicht mehr lange und die Bierflasche würde ihm aus der Hand rutschen, sodass Günther um das Risiko wusste, dass Josef bald vom Lärm einer herunterfallenden Bierflasche aufwachen konnte, um dann festzustellen, dass sich jemand in seiner Garage, die mehr wie eine Werkstatt eingerichtet war und auch nur selten ein Auto beherbergte, umhertrieb. Und was dann alles geschehen konnte, das wollte sich Günther nicht mal ausmalen, denn er wusste, dass Josef Bauer durchaus rabiāt mit seinen Mitmenschen umgehen konnte, und er war sich ebenso sicher, dass sein Vermieter keinen Moment zögern und ihm erst einmal vorsorglich eins über den Schädel ziehen würde, um dann die Fragen zu stellen.

An dem schlafenden Vermieter vorbeischleichend, erreichte Günther die Seitentür der Garage, und je mehr er sich anstrengte, so leise wie nur möglich zu sein, desto mehr überkam ihn das Gefühl, dass er übermäßig laut war. Um sich zu entspannen, begradigte er seinen Rücken, lockerte seine Schultern, atmete tief durch und drückte die Klinke der Aluminiumtür herunter, wartete kurz, ob sich etwas tat, ehe er in das noch weitaus tiefere Dunkel der Garage eintrat. Die Tür hinter sich schließend, roch er den ihm bekannten Duft von dieser Lager- und Arbeitshalle, doch wie er sich in ihr ohne Licht bewegen sollte, war ihm deswegen noch lange nicht klar.

„Wo hatte er noch mal die Taschenlampen gesehen?“, fragte er sich und überlegte kurz, ob er es riskieren wollte, das Deckenlicht anzumachen, doch er wusste, dass genau im Sichtfeld der Bank

ein Fenster war, das verräterisch gewesen wäre, wenn der Vermieter just in diesem Moment die Augen offen gehabt hätte. Somit blieb ihm nichts anderes übrig, als sich umherzutasten, und da er glaubte, dass seine größte Chance darin bestand, sich nach rechts zur Werkbank zu orientieren, bekam er den Traktor zu fassen, der in dieser Garage zur Überprüfung stand. Sich an diesem entlanghangelnd, stieß er einmal mit dem Fuß gegen etwas Massives, sodass der Schmerz über seinen Zeh in den restlichen Körper schoss; mit zusammengebissenen Zähnen ließ er einen kurzen Schrei in seinem Innern los, versuchte den Schmerz zu ignorieren und bewegte sich weiter Richtung Werkbank, doch dieses Mal deutlich vorsichtiger, indem er erst einmal langsam mit dem jeweiligen Fuß vortastete, ehe er den Schritt machte. Eine weitere Stolperfalle umgehend, gelangte er an den vorderen linken Reifen des Traktors, von dem er die Werkbank zu greifen bekam, eine alte Holzplatte, die an so vielen Punkten abgesplittert war, dass sich Günther ernsthafte Sorgen machte, sich mehrere Splitter einzufangen. An der Werkbank angelangt, stellte er sich nun die nächste Frage, wie er in dem Dunkel etwas finden sollte, ohne dabei seine Finger oder gar seine ganze Hand zu verletzen, denn er wusste von früheren Aufenthalten in der Garage, dass Josef nicht jede Lackdose richtig zumachte oder alle Messer wegräumte. Doch dann kam ihm der rettende Gedanke, denn er erinnerte sich an eine Begebenheit vor vielen Jahren, in der er ebenfalls in absolut stockfinsterner Nacht die Lichtfunktion seiner Uhr benutzt hatte – dieselbe, die er auch heute noch am Handgelenk trug. Diesen rettenden Gedanken nutzend, drückte er auf den entsprechenden Knopf und sah im zwar geringen, aber auf die minimale Distanz ausreichenden Schimmer des Lichts, was auf der Werkbank herumlag. In diesem Augenblick erinnerte er sich auch, in welcher der vielen Schubladen er eine Taschenlampe gesehen hatte, doch als er diese öffnete, war sie nicht dort drin, jedoch in einer der nächsten, in denen er nachschaute. Sie zur Sicherheit in Richtung seines Bauches ausprobierend, sah er, dass sie funktionierte, und als er den stabilen Gartendraht fand, den er gesucht hatte, um mit diesem mögliche Gegner zu fesseln, fragte er sich, ob er noch weitere Gegenstände brauchen würde. Sich auf der Werkbank umherblickend, gefror ihm augenblicklich sein Blut, als er ein Geräusch an der Tür vernahm. Wie angewurzelt stand er und hörte, wie die Tür geöffnet wurde; blitzschnell entschied er sich, trotz aller Risiken hinter dem Traktor zu verschwinden, als auch schon das Licht aufflammte. Zum Glück besaß der Traktor Reifen, die ihn einigermaßen komplett verdeckten, aber jemandem, der in den rückwärtigen Teil der Garage wollte, würde Günther dennoch direkt in die Augen springen.

„Wenn das Josef ist, will er entweder die leere Bierflasche wegbringen oder...“, überlegte sich Günther und versuchte trotz seiner Erfahrung als Polizist, das Atmen einzustellen, da er es als zu laut empfand. Als er es riskierte, seinen Kopf zu drehen, um unter dem Traktor nach dem Schuhwerk des anderen zu blicken, erschrak er, denn es waren nicht die Arbeitsschuhe seines

Vermieters, die er zu Hause immer anzuhaben schien, sondern eindeutig Turnschuhe, wie sie Martin in der Regel trug.

„Wahrscheinlich hat ihn Maria nach dem Verhör abgeholt, als ich mit Franke telefoniert habe!“, dachte sich Günther. Aber Martin war nicht allein, denn ein weiteres Paar Schuhe stand neben ihm – irgendwelche abgetragenen Lederschuhe, soweit es Günther sehen konnte.

„Also?“, fragte Martin und schien auf eine Antwort zu warten, doch der andere druckste anscheinend herum. „Sag mir, was du dem Bullen erzählt hast!“

„Nicht viel“, sagte der Unbekannte, dessen Stimme Günther schon mal gehört hatte, aber in diesem Moment nicht zuordnen konnte. Doch dann stand ihm das Bild des anderen mit einem Mal direkt vor den Augen – es war Peter Schneider, seine Informationsquelle aus dem Restaurant, in dem Maria Bauer ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert hatte und von dem er den Tipp erhalten hatte, mal mit Kurt Bernsheim zu sprechen. „Ich habe ihm nur gesteckt, dass Bernsheim den Bauernhof verwaltet hat, solange der nicht verkauft war.“

„Wollte der Bulle zu Kurt fahren?“

„Woher soll ich das zum Teufel wissen? Bin ich Hellseher?“

„Nein, eher besonders blöd!“, sagte Martin und schien darüber nachzudenken, was er mit dieser Information anfangen sollte. „Hau ab! Und wehe, du erzählst irgendwem davon, dass wir miteinander gesprochen haben!“, drohte der Junge dem deutlich Älteren in einer Form, wie Günther diesen noch nie erlebt hatte.

Kaum hatte Martin Peter gesagt, dass dieser verschwinden sollte, lief Peter auch bereits aus der Garage hinaus und die Tür schlug so laut gegen den Türrahmen, dass Günther zusammensuckte. Die Frage war jetzt, wie es weitergehen sollte, da sich der Polizist so lange nicht bewegen konnte, bis der Junge nicht aus der Garage verschwunden war. Das Ganze hatte noch eine weitere Schwierigkeit, denn Günther ahnte, dass er langsam in seine Wohnung zurückmusste, um seinen nächsten Anruf zu tätigen. Doch ehe es dazu kam, wurde die Tür aufgerissen und seinem schwerfälligen Gang nach trat unverkennbar Josef Bauer, Martins Vater, in den Raum hinein.

„Papa...!“, begann Martin in einer Stimmlage, die sich völlig von jener unterschied, die er eben noch an den Tag gelegt hatte.

„Halt dein dummes Maul!“, fauchte der Vater, offensichtlich gut angetrunken, seinen Sohn an.

„Was willst du bei den Braunen?“

„Ich wusste nicht, dass die zu den...“, begann Martin, doch weit kam er nicht.

Das nächste, was Günther hörte, war eine schallende Ohrfeige, die Martin ins Taumeln brachte.

„Dir ist schon klar, dass mein Paps durch den verdammten Krieg verreckt ist? Und du hast nichts Besseres vor, als mit den Braunen gemeinsame Sache zu machen?“, dröhnte Josef Bauer trotz seiner Trunkenheit erstaunlich klar. „Na, warte! Ich werde dir schon zeigen, was ich davon halte!“

Kaum, dass er den Satz beendet hatte, bekam Martin eine zweite, noch heftigere Ohrfeige ab. Doch damit war es noch lange nicht genug, denn unter dem Traktor konnte Günther mit ansehen, wie der alte Mann ein Eisenrohr von der Wand nahm, ausholte und seinem Sohn damit eins überzog. Alle Alarmglocken zum Trotz, sich selbst und damit auch seine Tochter zu gefährden, sprang Günther hinter dem Traktor auf, sah, wie Martin schmerzverkrampft auf dem Boden lag – über ihm der eigene Vater, der ein weiteres Mal derart ausholte, dass für Günther klar war, dass er auch einen Tod seines Sohnes in Betracht zog.

„Schluss! Josef! Schluss damit! Lass die Stange los!“, rief er in Richtung seines Vermieters und erntete nicht nur von diesem einen mehr als überraschten Blick.

„Was...?“, kam ihm über die Lippen, doch dann stockten auch wieder seine Worte.

„Das ist jetzt völlig egal! Wirf die Stange weg! Es reicht! Du brauchst deinen Sohn nicht umzubringen!“

„Er hat...“

„Ich weiß! Auch wenn er vielleicht bestraft werden muss, so hat er aber nicht den Tod verdient. Und vor allem nicht von der Hand seines Vaters!“, sagte Günther und war inzwischen in den Raum getreten, ohne den Sicherheitsabstand des Rohrs in der Hand des Vermieters zu unterschreiten.

Der Wahnsinn, den Günther noch eben in Josefs Augen gesehen hatte, wich einem Erschrecken, und kaum dass dieser erkannte, dass er tatsächlich mit einer Eisenwaffe auf seinen Sohn einprügelte, ließ er die Stange auf den Boden fallen. Das Klimpern des Metalls auf dem Betonboden nahm die Spannung etwas heraus, denn nun konnte Günther zu Martin treten, um diesen zu untersuchen, doch obwohl er sich vor Schmerzen krümmte, stieß er den Polizisten von sich, was ihm solche Schmerzen bereitete, dass er sich erneut auf dem Boden krümmte, heftig hustete und Blut auf den Boden spuckte.

„Josef! Ruf einen Krankenwagen! Schnell, sonst wird dein Sohn auf dem Boden deiner Garage elendig krepieren!“, rief Günther seinem Vermieter zu, der weiterhin stocksteif und ohne echte Regung dastand. Erst als Günther ihn in Richtung Ausgang schob, kam das Leben zurück in den Vater, der dann auch tatsächlich nach draußen trat, das Licht im Hinterhof anschaltete und leicht torkelnd verschwand. Günther wandte sich zu Martin und bewachte diesen, ohne sich mit ihm zu unterhalten, sondern achtete nur darauf, dass er nicht kollabierte, denn für ein Verhör war der Junge in einem viel zu schlechten Zustand. Als der Vater zurückkam und sagte, dass er den Krankenwagen gerufen hatte, sah Günther die Schuld in Josefs Augen, die ihm erlaubte, die Garage für einige Momente zu verlassen.

„Ich muss mal kurz telefonieren! Ich bin gleich wieder da!“, instruierte er seinen Vermieter, befahl diesem, den eigenen Sohn nicht anzufassen, sondern nur darauf zu achten, dass er nicht krampfte oder anderweitig erbrach. Indem Günther gerade noch rechtzeitig auf der Wache anrief, teilte er

dem Kollegen auch mit, was vorgefallen war, dass er die Angelegenheit unter Kontrolle hatte und dass sie den Jungen im Krankenhaus besser bewachen sollten. Kaum, dass er das erzählt hatte, übernahm Franke den Hörer, und Günther erzählte noch mal die veränderte Version der Wirklichkeit, und dieser pflichtete ihm bei, dass der Junge unter Bewachung gestellt werden sollte. „Ich schicke dir ein paar Kollegen hoch!“, sagte Franke, doch genau das war es, was Günther verhindern musste. Jede Anwesenheit eines Polizisten konnte seinen Plan durchkreuzen, in spätestens einer Stunde in Richtung des Bauernhofs zu verschwinden.

„Brauchst du nicht! Der Junge kann sich nicht bewegen und der Vater läuft euch nicht weg! Ich schicke den Vater jetzt schlafen! Das könnt ihr auch morgen machen!“, schlug Günther vor und war überrascht, als Franke ohne lange Diskussion zustimmte.

„Wahrscheinlich denkt er sich, dass der Junge die heftige Abreibung verdient hat, und der Vater wird mit einem blauen Auge davonkommen!“, reimte sich Günther zusammen, verabschiedete sich von Franke und ging nach einem kurzen Gespräch mit Annemarie zurück in die Garage, wo sich rein gar nichts verändert hatte. Das Warten auf den Krankenwagen dauerte nicht lange, da Günther länger als beabsichtigt telefoniert hatte, und als Martin fürs Erste versorgt war, schickte Günther seinen Vermieter, aber auch die Schaulustigen ins Bett, die sich aufgrund des Blaulichtes des Krankenwagens um das Haus versammelt hatten. Gerüchte entstanden und wurden bereits unter den Dorfbewohnern weitererzählt, doch all das interessierte Günther recht wenig, denn mit diesem Tag war für ihn klar, dass er diesen Ort verlassen musste, um nicht beständig angefeindet zu werden, denn trotz seiner langen Zeit, in der er hier wohnte, und seinem Engagement blieb er einer von außerhalb, während Josef und Martin Bauer, so schuldig beide auch waren, immer im Schutz der Dorfgemeinschaft stehen würden.

22. Kapitel

Die Ereignisse der letzten Stunde ließen auch die Minuten vor der letzten Meldung des Tages wie im Nu verstreichen, und als sich Günther auf der Wache für die Nacht abmeldete, wünschte ihm der Kollege nach den ganzen Ereignissen eine gute Nacht, und Günther wünschte seinerseits – um ja keinen Verdacht zu erwecken – einen wohlverdienten Feierabend.

Martins Erfassen durch seine Kollegen mahnte Günther, dass er sich mehr Gedanken zu seinem geplanten Weg auf den Bauernhof machte, denn dieser schien durch ein Netz an Beobachtungsposten geschützt zu sein, und auch wenn Kossowsky beim Aufgreifen des Jungen von einem Zufallstreffer gesprochen hatte, konnte Günther das genauso drohen. Daher überlegte sich der erfahrene Polizist, wie nahe er an den Bauernhof heranfahren wollte, und entschied sich dafür, lieber einen längeren Weg zu Fuß zurückzulegen, um so wenig Aufmerksamkeit wie nur möglich zu erregen. Ein kurzer Check des Kennzeichens eines in einem Waldweg geparkten

Wagens konnte seinen Kollegen verraten, dass er unterwegs zum Bauernhof war, sodass er sich entschied, sein Auto in Reifferscheid abzustellen, um von dort aus zu Fuß Richtung Bauernhof aufzubrechen, was zwar bedeutete, dass er erst mit einem Erreichen desselben weit nach Mitternacht rechnen konnte, doch da blieb ihm immer noch genügend Zeit, die Umgebung zu untersuchen.

„Pass auf dich auf und bring unser Kind wohlbehalten zurück!“, sagte Annemarie, als er sich von ihr verabschiedete, und Günther sah überraschend eine unbestimmte Angst in ihren Augen, die ihm auf eine ungewöhnliche Art und Weise Mut gab. Seine Sachen, die er in der Garage gefunden hatte, zusammen mit seiner Waffe und einer dicken, jedoch keineswegs schusssicheren Weste, hatte er so an seinem Körper angebracht oder verstaut, dass sie ihn nicht behinderten. Ein paar Sorgen machte er sich schon, als er in den Wagen stieg, diesen anließ und sich fragte, ob Martins Vater sich seinerseits vielleicht fragte, warum sein Untermieter um diese Uhrzeit noch wegfuhr, doch dann sagte sich Günther, dass die Gefahr wohl eher von dem Sohn ausgegangen wäre, der nun wohl im Krankenhaus und damit fürs Erste unschädlich für ihn war. Den Wagen aus der Einfahrt auf die Straße lenkend, bemerkte er auch nichts Verdächtiges, sodass er den ersten Gang einlegte und langsam auf die Kreuzung zurollte, an der er sich fragte, welchen Weg er nehmen sollte, denn das hatte er bisher noch nicht final entschieden. Ohne einen Blinker zu setzen, fuhr Günther nach links, folgte der Strecke, auf der seine Tochter entführt worden war, erinnerte sich in der Kurve an das Auffinden ihres Wagens an dem Bachlauf, fuhr in Fuchshofen ein, bremste ab, lenkte den Wagen über die Brücke und durch Fuchshofen, ehe er den Ort verließ. Die für die Eifel typischen Serpentinstraßen hinauffahrend, gelangte er, ohne dass ihm ein Auto entgegenkam, nach Reifferscheid, wo er an der Kirche vorbei auf die Hauptstraße gelangte, die er in Richtung Honerath einschlug, ehe er auch diesen Ort verließ, doch nicht beschleunigte, sondern in die Einfahrt hineinfuhr, die von den Ortsansässigen benutzt wurde, um auf einem kürzeren und schnelleren Weg in die Gartenstraße des Dorfes zu gelangen. Seinen Wagen so an die Seite stellend, dass selbst ein aufmerksamer Fahrer diesen nicht mit dem ersten Blick entdeckte, zog Günther die Handbremse, schaltete den Motor aus, atmete tief durch, gab sich einen Ruck und stieg in die immer noch sehr warme Nachtluft aus. Der Ort lag in großer Friedfertigkeit in seinem Rücken, und da zudem Wochenende war, sah er noch in einigen Fenstern Licht brennen. Die Menschen würden dennoch sein Auto wohl nicht entdecken, und selbst wenn – wer wollte ihm verbieten, seinen Wagen an der Einfahrt zu diesem Wirtschaftsweg abzustellen?

Den Weg hat sich Günther gut eingepägt, auch wenn er die erste Zeit immer in der Nähe der Straße bleiben wollte. Die Straße an der Einfahrt überquerend, gelangte er auf eine Wiese, die etwas abschüssig war, doch da auf dem ersten Teilstück keine Bäume zu sehen waren, konnte er sich sicher sein, dass er jeden Wagen frühzeitig entdecken würde, um sich rechtzeitig zu ducken. Bis er

den Wald in der Kurve der Straße weiter vorne erreichte, musste er sich zweimal auf die Knie begeben, um sich vor einer Entdeckung zu verstecken, und beides Mal rauschte der Wagen in einer überhohen Geschwindigkeit an ihm vorbei – sicherlich irgendwelche Jugendliche, die vielleicht sogar ein wenig angetrunken von irgendeinem Vorglühen kamen, um nun auf eine Dorfdisko zu fahren, die es in der Umgebung an fast jedem Wochenende gab.

Doch das sollte in diesem Moment nicht Günthers Sorge sein, und als er den Waldrand erreichte, konnte er sich vor einer Entdeckung durch die Autofahrer sicher sein, doch mit jeder weiteren Annäherung musste er sich dessen gewahr sein, dass nun in jeder Einfahrt und in jedem Waldweg ein Polizeiwagen stehen konnte. Was wollte er seinen Kollegen sagen, wenn sie ihn zufällig entdeckten? Diese Frage stellte er sich unablässig, während er an einer extrem dunklen Stelle die Straßenseite wechselte, um quer durch ein kleines, angrenzendes Wäldchen an den Ort zu gelangen, wo er Martin vor einigen Tagen aus der Ferne entdeckt hatte, denn er hielt die Annäherung von dieser Seite an den Bauernhof für die sinnvollste, denn damit kam er direkt in den Wald, in dem er den Bunker vermutete. Wie vor einigen Tagen gelangte er auf die Wiese, die nun jedoch in der Dunkelheit der Nacht lag, obwohl der Mond so hell am wolkenlosen Himmel stand, dass man ziemlich weit sehen konnte, was Günther einige Sorgen bereitete. Er konnte sich gut vorstellen, dass in der Nähe ein Wagen mit Kollegen sein musste, denn von dieser Position aus konnte man eine ganze Flanke des Bauernhofes mit einem Beobachtungsposten abdecken, da auf dieser Seite nur offenes Feld lag und der Mond diese Wiesen ausreichend beleuchtete.

Somit blieb Günther nur die Option, einen weiten Umweg zu gehen, um sich durch den Wald von der Seite in Richtung Bauernhof vorzukämpfen, was aber bedeutete, dass er damit eine Menge an Zeit verlor, denn aus seinen Beobachtungen wusste er, dass der Wald in einem ungepflegten Zustand war, sodass es eine Unmenge Stolperfallen gab. In den sauren Apfel beißend, ging er diesen Umweg, trat an einer düsteren Stelle in den Wald und lag bereits nach kurzer Zeit zweimal auf allen Vieren, sodass er sich entschied, ab und an seine Taschenlampe zu benutzen, auf die Gefahr hin, dass er entdeckt würde. Verschiedenartige Geräusche forderten ihn zum Halt und zum Warten auf, sodass sich das Anschleichen an den kleinen Waldabschnitt neben dem Bauernhof hinzog und weit in die zweite Stunde seines Ausflugs hineinreichte.

Als er sich zwischendurch ein weiteres Mal mit der Taschenlampe kurz versicherte, wie der vor ihm liegende Weg aussah, bemerkte er etwas, was ihn stutzig machte, und als er verstand, dass er weniger als dreißig Meter von einem Wagen entfernt stand, der in dieser Position Richtung Bauernhof nur ein Polizeiwagen sein konnte, presste er sich hinter einen neben ihm stehenden Baum.

„Hoffentlich haben sie den Lichtschein nicht gesehen!“, betete Günther, und als in den nächsten Momenten nichts geschah, war er sich sicher, dass er noch mal Glück gehabt hatte. „Das heißt,

dass ich wieder zurück muss, um dann einen weiteren Umweg zu machen! Das kann auch keine Kleinigkeit sein, denn sonst sehen sie den Lichtschein, wenn ich an ihnen vorbeigehe!“, überlegte sich Günther, ging auf alle Vieren und ignorierte die Schmerzen in seinen Handflächen, als er krabbelnd und tastend seine Position verließ, um den gedachten Bogen um das Fahrzeug zu machen.

Nach einer Weile traute er sich wieder zu stehen, und der Mond half ihm abzuschätzen, wie weit der Wagen entfernt war, denn ein wenig spiegelte sich das Dach des Wagens im Mondlicht. Langsam, Schritt für Schritt arbeitete er sich nach vorne und musste es hinnehmen, dass er sich mehrfach und unfreiwillig auf allen Vieren befand, weil er erneut irgendwelche Tretfallen auf dem Waldboden übersehen hatte. Der Weg zum Bauernhof war noch ein gutes Stück, sodass Günther verstand, warum seine Kollegen den Bunker noch nicht entdeckt hatten, und nach einer geraumen Weile des Tastens und Fallens begann er erneut, ab und an seine Taschenlampe zu benutzen.

Trotz all dieser Widrigkeiten erreichte er nach einer Weile den Wald, und nun ahnte er, dass der Abschnitt direkt vor ihm lag, in dem er suchen musste. Den Bauernhof konnte er noch nicht ausmachen, dafür standen noch zu viele Bäume in seinem Blickfeld. Sich überlegend, ob er das Risiko eingehen sollte, recht nahe an den Bauernhof heranzugehen, um dort vielleicht einen Weg in den Wald zu finden, entschied er sich dagegen, in der Hoffnung, den Weg auch ohne dieses zusätzliche Risiko zu finden. Somit kämpfte er sich tiefer in den Wald und versuchte dabei, die Taschenlampe so spärlich wie möglich einzusetzen, doch ohne ihren Lichtkegel schien es ihm schier unmöglich, einen Eingang zu finden – außer er hatte das Glück auf seiner Seite.

Seine Suche dauerte schon über zwei Stunden an und inzwischen ahnte Günther, dass die zur Verfügung stehende Zeit, die vorhin noch so groß gewirkt hatte, schneller zu Ende sein konnte, als er es sich ausgemalt hatte, denn nicht nur die sieben Uhr hingen wie ein Damoklesschwert über seinem Kopf, sondern auch die Dämmerung, die zu dieser Jahreszeit sicherlich weit vor sieben Uhr einsetzen würde und damit seinen Schutz im Wald langsam und stetig immer mehr auflöste. Und jetzt war es schon kurz nach zwei Uhr nachts – das zeigte ihm seine Uhr an, als er die integrierte Beleuchtung benutzte. Neben der Zerstoehenheit und den ganzen Kratzern, die er überall an seinem Körper spürte, überkam ihn eine schnell wachsende Müdigkeit, und der Schweiß, der an seinem gesamten Körper klebte, tat sein Übriges, um sich schlecht zu fühlen. Sich in der Hocke mit dem Rücken an einen Baum lehnd, fragte sich Günther, warum er nicht wenigstens etwas Verpflegung mitgenommen hatte, und ärgerte sich über seine einfältige Denkweise, dass das alles in weniger als drei Stunden erledigt sein musste. Kurz schloss er die vor Müdigkeit und hineinlaufendem Schweiß brennenden Augen, atmete tief durch, sagte sich immer wieder, dass er sich in diesem Wald befand, um den Bunker zu finden, in dem er seine Tochter vermutete, und als

ihn ein Schub Adrenalin die Augen wieder öffnen ließ, sah er in der Dunkelheit etwas, das ihm aufgrund der Gleichmäßigkeit der Form ungewöhnlich vorkam.

23. Kapitel

Was auch immer die regelmäßigen Formen waren – sie waren auf keinen Fall von der Natur dort hingesetzt worden, sagte sich Günther, und als er sich erhob, um sich in diese Richtung zuzubewegen, bekam er einen Duft in die Nase, der ihn stutzen ließ.

„Den habe ich doch schon mal gerochen!“, erinnerte er sich und überlegte, wo und wann, als ihm einfiel, dass es der Geruch war – nur viel schwächer –, der ihm gleich aufgefallen war, als Thomas und er das erste Mal vor Tagen auf den Bauernhof gerufen worden waren. „Den Geruch, für den sich Franke scheinbar nicht sonderlich interessiert hat, denn sonst wäre er vielleicht auf diese Fährte gekommen! Aber was das ist, habe ich immer noch keine Ahnung!“

Günther hatte die regelmäßigen Formen fast schon erreicht und wollte soeben seine Taschenlampe auf die Formen richten, als er einer Bewegung gewahr wurde, die augenblicklich auch von dem Schein einer Taschenlampe begleitet wurde. In der Bedrängnis, bereits sehr nahe an den regelmäßigen Formen zu sein, die Bewegung aber erst sehr spät ausgemacht zu haben, suchte sich der Polizist einen Baum, kniete sich möglichst leise auf den Boden, ehe er sich der Länge nach hinlegte, in der Hoffnung, dass der Kegel der Taschenlampe nicht über die Stellen auf dem Boden wanderte, auf denen er gerade lag.

Jede Faser seines Körpers war angespannt, als Günther bemerkte, dass es zwei waren, die da im Schein einer Taschenlampe auf ihn zukamen, und als diese zu den regelmäßigen Formen gelangten, erkannte Günther, dass es sich um Kartons handelte – in der Art, wie man sie bei Umzügen benutzte.

„Die wollen sich aus dem Staub machen!“, schoss ihm durch den Kopf und ihm wurde klar, dass der Eingang zum Bunker ganz in der Nähe sein musste, wenn in diesem Teil des Waldes Umzugskisten standen, deren Inhalt wie Geschirr klimperte, als die beiden eine schwere Kiste anhoben.

„Bin ich froh, wenn wir das alles verladen haben! Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich diese Aktion ankotzt!“, hörte er den einen sagen, zu dessen Stimme er vom Verhör ein Gesicht vor Augen hatte.

„Wir müssen das machen, sonst kriegen uns die Bullen am Arsch! Es ist sowieso ein Wunder, dass wir noch frei herumlaufen. Ein Glück, dass die beiden Rechtsverdreher so clever sind! Ohne die säßen wir jetzt ein und würden das hier niemals versteckt bekommen! Packst du den Karton in den Bulli? Der Kombi ist mit meinem Karton randvoll!“

„Ich bin so froh, dass wir endlich abhauen!“, sagte nun der andere, dessen Stimme Günther eher unbekannt erschien. „Denn nachdem das mit dem Bullen im Krankenhaus so schiefgelaufen ist, müssen wir sehen, dass wir das Weite suchen! Wenn der sich an den Lieferwagen erinnert, sind wir es, die geliefert sind!“

„Komm, lass uns nochmal richtig ranklotzen, dann sind wir schneller weg, als die Bullen gucken können!“

Indem sich die beiden Männer mit den Kartons in Richtung Bauernhof davonmachten, kniete sich Günther hin und überlegte, wie er vorgehen wollte. Er wusste jetzt, dass die beiden Fahrzeuge eindeutig zu der Gruppierung gehörten, denn alles andere wäre ein mittelgroßes Wunder gewesen. Zudem ahnte er, dass er das Motiv für den Mordversuch an seinem Partner erklären konnte, wenn sich herausstellte, dass sich Thomas an den schwarzen Lieferwagen erinnerte, der sicherlich in der Scheune gestanden hatte.

„Bis die beiden am Bauernhof und wieder zurück sind, werden sicherlich zehn Minuten vergehen!“, mutmaßte Günther und machte sich, ohne den Schein seiner Taschenlampe zu nutzen, zu den Umzugskartons auf. Sich nach rechts drehend, zwei weitere Schritte machend und seinen Arm ausstreckend, fand er endlich das, wonach er die ganze Zeit gesucht hatte – den Eingang zum Bunker.

Es musste eine massive Tür aus Stahl oder einem ähnlich sicheren Material sein, die er in diesem Augenblick berührte, und als er sich fragte, wie er diese wohl ohne den nützlichen Schein der Taschenlampe öffnen konnte, vernahm er ein Geräusch aus dem Innern des Bunkers, jedoch so nahe an der Tür, dass es Günther schwarz vor Augen wurde.

„Wenn jetzt...“, dachte er, doch selbst diesen Gedanken konnte er nicht mehr zu Ende denken, da sich die Tür in den Bunker mit einem Ruck öffnete und Günther nur die Wahl eines direkten Angriffs auf den nach draußen Kommenden blieb oder der Versuch, sich hinter der nach außen aufgehenden Tür zu verstecken.

Indem er sich fürs Letztere entschied, machte er einen Schritt zur Seite und musste feststellen, dass zwischen der Wand der Ausschachtung und der Tür im Grunde gar kein Platz war, und kaum dass die Tür drei Viertel geöffnet war, drückte sie auf Günthers Körper und insbesondere auf seine lädierte Schulter, die ihm Schmerzwooge um Schmerzwooge durch den Körper jagte. Jetzt sah er denjenigen, der zum Glück aufgehört hatte, die Tür weiter zu öffnen, im schwachen Lichtschein, der aus dem Bunker fiel, und Günther hatte weiteres Glück, dass gerade niemand aus Richtung des Bauernhofes kam, denn dieser hätte den Versteckten sogleich entdeckt.

Doch die Situation war noch lange nicht gerettet, denn nun fiel Günther auf, dass der Hinaustretende, der einen Umzugskarton in seinen Händen hielt, ihn zwangsläufig entdecken musste, wenn er sich nur umdrehte, sodass er mit seiner freien und nicht schmerzenden Hand nach

seiner Taschenlampe fühlte, den Schaft fest mit seinen Fingern umschloss, einen leichten Schritt nach draußen machte und genau auf den Moment wartete, in dem der Tragende den Karton absetzte. Doch als der Mann sich bückte, um den Karton auf den Boden abzusetzen, bemerkte er den sich bewegenden Schatten in seinem Rücken, drehte sich blitzschnell um, und nur seiner Erstauntheit war es zu verdanken, dass er keinen Schrei losließ, als Günther ihn mit der Taschenlampe seitlich am Kopf traf und dabei abrutschte, sodass der Gegner zwar zusammenbrach, aber nicht bewusstlos war. Da Günther jedoch aufgrund der Kraft, die er eingesetzt hatte, aus seiner Balance kam, versuchte er erst einmal, mit rudernden Armen wieder fest auf dem Boden zu stehen, als ihn sein Gegner mit dem Kopf voran in die Rippen stieß, was Günther augenblicklich die Luft nahm. Beide prallten gegen die offene Tür, wobei sich die Seite der Tür in den Rücken Günthers bohrte, so fest, dass er glaubte, seine Besinnung zu verlieren. Zu seinem Glück hatte sein Gegner immer noch nicht um Hilfe gerufen, und als dieser Anlauf nahm, Günther erneut gegen die Tür zu stoßen, gelang es dem Polizisten geistesgegenwärtig, seinen Körper beizudrehen, sodass der Angreifer an ihm abrutschte und mit nur leicht gebremster Wucht mit dem Kinn voran gegen die Kante der Tür prallte, sodass er sogleich bewusstlos zusammensackte. Mit einem plumpen Geräusch auf den Boden fallend, unterließ Günther jede Bewegung und versuchte herauszufinden, ob ihn irgendwer gehört hatte. Doch es schien niemand in der Nähe gewesen zu sein, und als sein Puls nach diesem kurzen, aber heftigen Kampf sank, spürte er seinen Rücken und seine Schulter, die unglaublich brannten.

„Was jetzt?“, versuchte er sich zu einem klaren Gedanken zu zwingen und blickte das erste Mal in den Bunker, der aus einer Art Vorraum bestand, von dem zwei Türen abgingen, die aber beide verschlossen waren. „Irgendwie muss ich den Bewusstlosen verstecken und die Tür schließen, ehe die beiden wiederkommen und die nächsten Kartons abholen!“, sagte er sich, prüfte, wie viele noch vor der Tür standen, und fand drei, was bedeutete, dass er nur eine volle Tour der beiden Zeit hatte, um sich im Bunker umzusehen – außer er fand einen vierten Karton, um die Zeit zu verlängern, doch für den Moment sah er im Innern des Vorraums keinen weiteren herumstehen. Was Günther aber auffiel, war der bezeichnende Gestank von vorhin, der umso stärker aus dem Bunker drang und eindeutig darin seine Quelle hatte.

Da er keine Ahnung hatte, wie lange er noch Zeit hatte, um den Bewusstlosen – der zum Glück nur bewusstlos und nicht tot war – irgendwo zu verstecken, packte er diesen unter großen, stechenden Schmerzen am Kragen und zog ihn in den Bunker, ins grelle Licht hinein, und als Günther nach draußen blickte, musste er feststellen, dass er rein gar nichts sah, da die Helligkeit im Innern des Bunkers das Äußere zu einer schwarzen Wand werden ließ.

Die schwere Tür nach draußen zudrückend, war er für den Moment sicher und suchte im Raum nach einer Möglichkeit des Verstecks, aber da er keins fand, musste er wohl oder übel einen Schritt

weitergehen. Den Bewusstlosen ließ er für einen Augenblick inmitten des Raums liegen, trat zur Tür an der Seite, versuchte diese zu öffnen, ehe er merkte, dass die Tür etwas hakte, und fand dahinter einen größeren Lagerraum, in dem einige Kartons standen, untersuchte, dass es keine weitere Tür gab, und wollte den Raum als Zwischenlager für den Bewusstlosen nutzen.

„Vielleicht stelle ich einfach einen weiteren Karton nach draußen zu dem anderen!“, überlegte er sich, um die beiden auf jeden Fall zweimal gehen zu lassen und um keinen Verdacht aufkommen zu lassen.

„Aber wann kommen die beiden? Durch die dicke Stahltür werde ich wohl kaum hören, wann sie kommen!“, dachte er sich und überlegte, wie er herausfinden konnte, ob die Luft sauber war oder nicht. Da er kein Kamerasystem oder Ähnliches entdecken konnte, ergriff er einen der Kartons, der vor allem mit Staupapier gefüllt war, nahm seinen gesamten Mut zusammen und öffnete den Bunker um einen Spalt, sodass er im Ernstfall immer noch die Möglichkeit hatte, wenigstens die Tür zuzudrücken. Dann wäre er zwar gefangen, aber fürs Erste sicher. Doch draußen befand sich scheinbar niemand, und so trat er ins Dunkel hinaus, ließ seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen und sah, dass nur noch ein Karton auf der Erde stand, was bedeutete, dass die beiden bereits dagewesen waren. Den zweiten Karton dazustellend, machte er sich kurz Gedanken, beschloss, zur Sicherheit noch zwei weitere Kartons dazuzustellen, überprüfte die Bewusstlosigkeit des auf dem Boden Liegenden und schloss die Tür, nachdem draußen nun vier weitere Kartons zum Abtransport durch den Wald zum Bauernhof standen.

Den Bewusstlosen unter wahnsinnigen Schmerzen erneut am Kragen packend, schleifte er diesen in den Lagerraum, übersah kurz, ob er aus dem Raum etwas gebrauchen konnte, entschied sich dagegen und schloss die Tür hinter sich, als er ein Geräusch hörte, das ihn in seiner Bewegung stutzen ließ. So leise wie möglich öffnete er den Knopf an seinem Holster, ließ seine Waffe in seine Hand gleiten und entsicherte sie, bewegte sich leise auf die Wand zu, in der sich die zweite Tür befand, und als diese geöffnet wurde, hielt Günther die Waffe in Brusthöhe in Richtung der aufgehenden Tür.

Kaum, dass Frank Thomalla durch die Tür getreten war und Günther erkannte, wen er vor sich hatte, bemerkte er den weißen Laborkittel und die Chemikerbrille, die sein Gegenüber auf der Nase trug.

„Er ist studierter Biochemiker!“, erinnerte sich Günther, und indem er jede Bewegung seines Widersachers genauestens beobachtete, bemerkte er, wie Frank Thomalla plötzlich in seiner Bewegung einhielt.

„Ich bin über Ihre Hartnäckigkeit erstaunt!“, sagte er, ohne sich umzudrehen, und Günther fragte sich nicht zu Unrecht, woher Thomalla wusste, dass er derjenige war, der die Waffe auf ihn richtete. „Sie wissen schon, dass der Bunker hier Ihr Grab wird, nicht wahr?“ Günther wollte sich nicht auf

das scheinbare Spielchen des Nazis einlassen und schwieg daher. „Genauso wie es das Grab Ihrer Tochter geworden ist!“

In diesem Moment drehte sich Thomalla zu Günther um, und nach dieser Ansage war es um Günthers Selbstbeherrschung geschehen. Innerlich war es ihm danach, dieses Schwein abzuknallen, doch noch vermochte er sich zu maßregeln.

„Sie werden sicherlich nicht verstehen können, was hier geschehen ist!“, erzählte Thomalla in einem Tonfall weiter, der weder den kleinsten Anflug von Nervosität noch dazu angetan war, sonderlich aggressiv zu sein – ganz im Gegenteil, er blieb einfach ruhig auf seiner Position stehen und fixierte Günther mit seinem Blick. „Ich kann verstehen, dass Sie das nicht verstehen werden. Lars konnte und wollte es auch nicht verstehen! Er wollte nur seine Naziideologie hier ausleben! So etwas Kleingeistiges! Seine Kleingeistigkeit habe ich ihn dann spüren lassen! Sehen Sie die Überlegenheit meines Geistes über Ihren? Ich weiß, dass Sie mich am Ende als wahnsinnig ansehen oder es schon tun, aber ich kann Ihnen sagen, dass ich es nicht bin. Nach all den Jahren des Aufbaus, der Forschung im Kleinen, des Studierens, des Lernens habe ich nun endlich gelernt, was es heißt, mich von den einfachen menschlichen Denkstrukturen zu lösen, um mich einer komplexeren Aufgabe zu widmen, die...“

In diesem Moment drückte Günther ab. Warum, das wusste er selbst nicht, doch in ihm keimte das Gefühl, dass je länger er dem Nazi zuhörte, desto verwirrter er werden würde.

Der Hall in dem Raum war ohrenbetäubend. Jeglicher Ton in jedweder Frequenz schien von den Wänden zurückgeworfen worden zu sein, und Günther musste sich für den Moment die Ohren zuhalten, um den heftigen Schmerz, der durch seinen Kopf fuhr, irgendwie auszuhalten. Für einige Sekunden glaubte er, dass sein Kopf gleich platzen würde, und als der Schmerz und die Taubheit langsam nachließen, erkannte er, dass er Thomalla derart angeschossen hatte, dass jegliches Leben aus seinem Körper entwichen war. Langsam und unsicher auf den Beinen auf die Leiche zutretend, überprüfte er den Puls, sah, dass er dem Toten in die Brust geschossen hatte, zwar neben das Herz, aber wohl in die Lunge, und eine größer werdende Blutlache zeugte von diesem tödlichen Schuss. Günther wartete auf hereinstürmende Gegner, zumindest die zwei mussten doch den Schuss gehört haben, doch nichts tat sich. Langsam wieder zu Sinnen kommend, nahm er seine Waffe nach oben und legte seine Hand auf die Klinke der Tür, die nach dem Eintreten von Thomalla langsam und automatisch zugefallen war. Mit einem Ruck aufreißend, soweit es ihm die verletzte linke Schulter zuließ, blickte er in einen Gang hinter der Tür, der knapp fünfundzwanzig oder dreißig Meter lang war und von dem mehrere Türen ausschließlich nach rechts abgingen.

„In irgendeinem dieser Räume wird Tanja festgehalten!“, sagte er sich, überprüfte ein letztes Mal, ob nicht doch einer der Gegner inzwischen in den Bunker gekommen war, und ließ die Tür hinter sich zugehen. Insgesamt vier Aussparungen, von denen Günther ausging, dass sie wie die erste

Aussparung eine Tür mit einem Raum dahinter besaßen, konnte er ausmachen. Zur ersten Tür gehend, legte er ein Ohr an die Tür, doch dann kam ihm der Gedanke, dass es wohl keinen Sinn machte, zu errahnen, ob irgendwelche Geräusche durch eine solche Tür drangen. Seinen Mut zusammennehmend, öffnete er die erste Tür, doch der Raum dahinter lag in völliger Dunkelheit. Ein leichtes Frösteln überkam ihn, als er um die Ecke griff, um nach einem Lichtschalter zu tasten, denn es war nicht ausgeschlossen, dass er dabei von einem Angreifer überfallen wurde. Doch als er den Schalter fand und die Neonröhren an den Decken flackernd angingen, bekam er ein voll eingerichtetes Labor zu sehen, in dem allerdings nur sehr wenige Gerätschaften standen – was dafür sprach, dass die beiden draußen vor dem Bunker jene Gerätschaften abtransportierten. Auch war der Gestank in diesem Raum fast unerträglich und bestimmt würden Experten im Nachhinein herausfinden, welche Monstrosität hier entwickelt worden war.

Auch wenn ihn das Labor brennend interessierte, zwang er sich weiter, nach seiner Tochter zu suchen, und als er auch hinter der zweiten Tür weder einen Gegner noch seine Tochter fand, überkam ihn das Gefühl panischer Angst: Was wäre, wenn er seine Tochter nicht in dem Bunker fände?

Tief durchatmend ging er den Gang entlang zu Raum Nummer drei, und als er versuchte, dessen Klinke nach unten zu drücken, musste er feststellen, dass dieser Raum abgeschlossen war. Sein Ohr aus Gewohnheit an die Tür legend, vernahm er keinen Laut und sagte sich selbst, dass er diese Idee aus seinem Kopf streichen sollte. Ohne einen Schlüssel im Schloss zu entdecken, ging er weiter zu Tür Nummer vier, der letzten im langen Gang, und je näher er dieser Tür kam, desto stärker wurde auch hier der Gestank, den er bereits am allerersten Tag, zusammen mit Thomas, gerochen hatte. Die Waffe hebend, öffnete er auch diese Tür, ließ das Licht aufflackern, und was er dahinter zu sehen bekam, raubte ihm seinen Atem.

24. Kapitel

Überall im Raum verteilt standen unzählige Käfige, in denen die unterschiedlichsten Tiere eingepfercht waren. Günther sah Hunde, Katzen, Mäuse, Ratten, Kaninchen, Hamster, selbst Schlangen und andere Reptilien bekam er zu sehen, und je weiter er in den Raum ging, desto stärker und sinnesbetäubender wurde der Gestank. Als er in eine Ecke des Raumes blickte, fand er eine Wanne, die mit einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt war, von der dieser Gestank ausging, und als Günther näher herantrat, sah er, wie verschiedenartige Tierkadaver auf dem Grund der Wanne lagen; alle in einem unterschiedlichen Verwesungsgrad.

„Was zum Teufel haben die hier gemacht? Was für grausame Experimente haben die durchgeführt?“, fragte er sich, und als er sich die Tiere genauer anschaute, bemerkte er den seltsamen, apathisch wirkenden, kränklichen Zustand vieler Tiere, und kaum, dass er diesen

Gedanken hatte, kam ihm das Bild seiner gefangenen Tochter zurück in den Kopf. Voller Panik durchsuchte er den Raum, doch außer den Tieren war hier kein Anzeichen von einem Menschen zu finden, sodass er die ganze Hoffnung auf den dritten Raum legte, der als einziger noch übrig war.

„Doch wo ist der Schlüssel?“, fragte sich Günther, ehe ihm klar wurde, dass der wahrscheinlichste Aufbewahrungsort Thomallas Leiche war. Den langen Gang zurücklaufend dachte er unentwegt an die vielen Labortiere und versuchte in diesem Zusammenhang nicht an seine Tochter zu denken, die man hoffentlich nur des Drucks und der Rückversicherung willen entführt hatte. Doch das unbestimmte Gefühl der Hilflosigkeit blieb, und als er die Tür zum Vorraum aufstieß, hatte er vergessen, seine Waffe im Anschlag zu halten, doch zu seinem Glück hielt sich niemand in dem Raum auf.

„Wie lange es wohl dauern wird, bis die beiden von draußen reinkommen?“, fragte er sich, bis ihm einfiel, dass sie wahrscheinlich strikte Anweisungen hatten, nur die Kartons, die draußen standen, zum Bauernhof zu tragen. „Das würde mich auf keinen Fall überraschen!“

Indem er sich zu Thomallas Leiche herunterbeugte, unter der sich nun eine große, dunkelrote Blutlache gebildet hatte, und in dessen Hosentaschen nach dem Schlüssel suchte, sah er, dass der Tote eine Kette um den Hals trug, die alles andere als wie eine normale Kette aussah. Nachdem sich die Hosen als fast leer entpuppten – außer Thomallas Handy, das Günther an sich nahm – packte er den Toten am Hals und riss an der Kette, die sich nur widerwillig von der Leiche löste. Als sie riss, spritzte etwas von dem Blut, das an ihr heftete, in Günthers Richtung, der davon so überrascht war, dass er nach hinten überkippte, und erst nach einigen Momenten realisierte, dass seine Vermutung falsch gewesen war, denn es schien dann doch eine normale Kette gewesen zu sein.

„Wo ist der verdammte Schlüssel?“

Sich auf die Beine zurückkämpfend, wollte er die Taschen des Toten erneut durchsuchen, als ihm in der Blutlache etwas Reflektierendes auffiel. Als er diesen Gegenstand näher besah, erkannte Günther, dass es sich um einen Schlüssel handelte, und indem er diesen aus dem warmen Blut fischte, wurde ihm klar, dass sich wahrscheinlich dieser beim Reißen an der Kette gelöst hatte. Den vor Blut triefenden Schlüssel an der Hose des Toten abwischend, stand Günther auf, riss die Tür zu dem dahinterliegenden Gang auf und rannte unter großen Schmerzen im Rücken zur dritten Tür, führte den Schlüssel zum Loch, doch er zitterte so stark, dass er mehrere Versuche brauchte, ehe es ihm gelang, den Schlüssel hineinzustecken und umzudrehen. Als er die Tür endlich aufdrücken konnte, griff er sogleich um die Ecke, fand den Lichtschalter, und als er seine gefesselte Tochter in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes auf dem Boden liegen sah, war es ihm, als würde sein Herz so heftige Sprünge machen, dass es drohte, im Schlagen auszusetzen. Seine

Schmerzen im ganzen Körper mit einem Mal vergessend, hechtete er zu seiner Tochter, die seit dem letzten Mal die Maske auf dem Gesicht trug, nahm sie in seine Arme, aber erst, als er ihren Namen über seine Lippen bekam, hörte sie auf, sich gegen die Umarmung zu wehren.

„Ich bin's, mein Engel. Ich bin's! Dein Papa!“, sagte er immer und immer wieder und wiegte sie in seinen Armen. Die Augen schließend, schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass er sie endlich von ihren Fesseln befreien konnte, und als er das tat, fiel ihm Tanja um den Hals und konnte ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Ihren Kopf sanft tätschelnd, redete Günther seiner Tochter gut zu, denn er wusste, dass er zwar seine Tochter gefunden hatte, doch sie noch längst nicht in Sicherheit waren. Während sie an seiner Schulter weinte, kramte er Thomallas Handy aus seiner Tasche, sah, dass er in diesem geschützten, unterirdischen Gebäude keinen Empfang hatte, und steckte es wieder weg. Zudem ahnte er, dass er sowieso die Tastensperre nicht durchdringen würde.

„Du musst jetzt stark sein, Engel!“, sagte Günther nach einer Weile des gemeinsamen Schweigens.

„Wir müssen hier raus! Schaffst du das?“

Immer noch kein Wort über die vertrockneten Lippen bringend, sah Tanja ihren Vater mit vertränten Augen an, nickte aber tapfer und ließ sich beim Aufstehen helfen. Aufgrund der langen Fesselung stand sie unsicher auf den Beinen, und Günther sah, dass mehrere Muskeln in ihrem Körper krampften, doch sie zurückzulassen, um Hilfe zu holen, schien ihm keine sinnvolle Option. Somit warteten beide einige Momente, ehe Günther entschied, dass er seine Tochter stützen würde, bis sie die vordere Tür des Bunkers erreichten. Den Flur sicher vorfindend, kämpften sich beide nach vorne zur Tür, wo Günther seine Tochter in die Aussparung der ersten Tür absetzte, wo sie vor einem eventuellen Angriff wenigstens ein bisschen geschützt war. Mit einem letzten Blick zurück zu seiner Tochter legte er die Hand auf die Klinke, nahm tief Luft und seine Waffe in den Anschlag, drückte die Klinke hinab und die Tür auf, und kaum, dass er in den Raum dahinter trat, sah er einen Schatten auf ihn zuspringen. Noch bevor Günther erkennen konnte, dass es der Bewusstlose war, den er im Lagerraum abgelegt hatte, traf ihn dieser an der rechten Schulter und stieß ihn auf die auf dem Boden liegende Leiche. Zum Glück für Tanja sah sie zwar den Angriff, aber da sie keine Kraft zum Schreien fand, schloss sich die Zwischentür automatisch, ohne dass der Angreifer sie entdeckt hatte.

Günther jedoch lag mit dem Gesicht voran in der warmen Blutlache Thomallas und konnte sich im letzten Moment zur Seite rollen, sodass der Angriff, der seinem verletzten Rücken galt, vollständig auf die Leiche traf, was den Angreifer selbst zur anderen Seite rollen ließ. Nun lagen beide mit schmerzverzerrtem Gesicht auf verschiedenen Seiten der Leiche, und als Günther merkte, dass der andere beim Aufstehen und Sammeln der Kräfte einen zeitlichen Vorsprung besaß, rollte er sich mit seiner letzten Kraft zur Seite und konnte seine Waffe gerade in dem Moment auf den Angreifenden richten, als dieser zu einem neuerlichen Schlag ausholen wollte. In

seiner Bewegung aufgrund der Bedrohung durch eine Pistole massiv bremsend, kam Günthers Gegner ins Straucheln, versuchte, das Gleichgewicht wiederzuerlangen, doch der blutverschmierte Boden verhinderte das und beschleunigte nur den Fall rückwärts auf den Rücken. Beim Aufschlag auf den Boden verlor der Angreifende vollständig seine Körperkontrolle, sodass Günther für den Moment sicher schien.

Erst jetzt atmete Günther durch den Mund heftig aus und schmeckte Thomallas Blut auf seinen Lippen, wischte sich mit seinem Ärmel durch das Gesicht, ohne jedoch seine Augen von dem Besiegten zu nehmen.

„Und jetzt zurück in den Lagerraum!“, befahl er dem Geschlagenen, der verstand, dass seine Optionen ein tödlicher Widerstand oder eine Gefangenschaft waren, denn er zweifelte nicht daran, dass Günther auch ein zweites Mal schießen würde.

Als Günther seinen besiegten Gegner in dem Lagerraum einschloss – denn der Schlüssel von Tanjas Gefängnisraum passte wie erhofft auch zu diesem Schloss –, eilte er zurück zu seiner Tochter, deren riesige, schreckhafte Augen den blutverschmierten Anblick Günthers widerspiegelten.

„Keine Angst, das ist nicht mein Blut!“, sagte er und half seiner Tochter nach oben.

Gestützt gingen sie durch die Tür, die Günther mit einer Kiste gegen ein erneutes Zufallen gesichert hatte, und als Tanja Thomallas Leiche und die verschmierte Blutlache um ihn herum sah, blickte sie zu ihrem Vater, der nur stumm nickte, als wäre völlig klar, was sie fragen wollte.

Aber immer noch waren beide nicht gerettet, denn draußen konnten nicht nur die beiden, sondern im Grunde alle vom Bauernhof warten, sodass Günther seine Tochter erneut vor der Tür in sicherem Abstand und Winkel absetzte, ehe er die Bunkertür öffnete und sah, dass er zunächst nichts sah. Als sich seine Augen wieder ein wenig an die Dunkelheit draußen gewöhnt hatten, erkannte er schemenhaft, dass zwei der vier Kartons, die er nach draußen gestellt hatte, weg waren.

„Ob die beiden vielleicht getürmt sind, als sie den Schuss gehört haben?“, fragte sich Günther und ging langsam, Schritt für Schritt nach draußen, immer darauf gefasst, dass ihn einer aus der Dunkelheit ansprang, doch nichts rührte sich, sodass er zurück nach innen trat und seiner Tochter aufhalf.

„Kannst du ein paar Meter alleine gehen?“, fragte er sie und bekam als Antwort ein schwaches Nicken, und obwohl sie keineswegs sicher auf den Beinen stand, konnte er es nicht riskieren, dass sie ohne seine freien Hände nach draußen in die schutzlose Dunkelheit traten. Die Waffe Richtung Boden haltend, horchte er in den Wald hinein, doch wie zuvor lag alles im Stillen. Da er wusste, dass er nun eine Entscheidung zu treffen hatte, steckte er seine Waffe in den Holster, nahm seine Tochter an die Hand und benutzte die andere, freie Hand, um sich im Wald zurechtzufinden. Kaum, dass sie sich weit genug von dem Bunkereingang entfernt hatten, nahm er seine

Taschenlampe raus und leuchtete ihnen beiden grob den Weg in Richtung des von Günther entdeckten Polizeiwagens, denn in diesem Fall war es ihm nur recht, wenn ihn die Kollegen im Wald entdeckten. So kam es dann auch, dass die beiden ihn mit vorgehaltener Waffe zum Einhalten aufforderten, doch als sie erkannten, um wen es sich handelte, ließen sie die Waffen sinken und nahmen die beiden in Empfang. Indem ein unbekannter Kollege aus Mainz Günthers Informationen in aller Schnelle aufnahm und dann in Richtung Adenauer Wache mittels Funk weitergab, kümmerte sich der andere Kollege aus Adenau um Günthers Tochter, gab ihr etwas zu trinken, ehe er sie in eine Decke einrollte.

Als Günther seine Zusammenfassung beendete und zu seiner Tochter in der Decke hinüberblickte, hoffte er auf ein befreiendes Lächeln, doch Tanjas Gesicht war trotz der Tränen und der Schmerzen, die sie haben musste, wie versteinert.

25. Kapitel

Tanja wurde unmittelbar nach einer kurzen Einschätzung ihrer Gesundheit ins Bundeswehrzentral Krankenhaus nach Koblenz gebracht, wo sie sich zunächst einmal zwei Tage körperlich regenerieren sollte, ehe man begann, ihre Erlebnisse psychologisch aufzuarbeiten. So sehr sich Günther von Franke und Kossowsky wünschte, dass er mit nach Koblenz fahren durfte, widersprach die Tatsache, dass Günther einen Menschen mit seiner Dienstwaffe erschossen hatte – und das in seiner Beurlaubung. Ein eilends einberufenes Disziplinargericht erließ zwar, dass er vorerst und während der Untersuchung durch Frankes Team auf freiem Fuß bleiben sollte, doch nur unter der Auflage einer völligen Kooperation, was für Günther bedeutete, dass er alle seine Quellen und Informationen offenlegen musste. Damit war auch klar, dass er sich neben dem Nutzen seiner Waffe in der Beurlaubung auch schuldig bekennen musste, und zudem wichtige, gar entscheidende Informationen den ermittelnden Beamten vorenthalten hatte, obwohl er es besser hätte wissen müssen.

Da der vertretende Staatsanwalt von der Fehde zwischen Günther und Franke wusste, beauftragte dieser Kossowsky mit der Aufklärung des Falls in Richtung Günther, während Franke vor Ort, auf dem Bauernhof und im Bunker die Beweisstücke sammeln und die restlichen Verdächtigen festnehmen sollte. Und Kossowsky war zu Günther unerbittlich, da er nun wusste, dass er von dem Kollegen eiskalt ausgenutzt worden war, obwohl er den gesamten Fall über auf dessen Seite gestanden hatte. Diesen Umstand ließ er Günther spüren, auch wenn Kossowsky Günther insgeheim für seinen Mut bewunderte. Dennoch, und das blieb zu klären, stand Frank Thomallas Tod im Raum, der noch aufgeklärt werden musste, und erst am frühen Abend entließ Kossowsky Günther in Richtung Koblenzer Krankenhaus zu seiner Tochter. Ihm drohten eine Verlängerung der Beurlaubung und eventuell eine Überprüfung seines Dienstverhältnisses bis hin zur Auflösung,

doch daran wollte und konnte Günther nicht denken. Das einzige, was für ihn in diesem Moment wichtig erschien, war, dass Annemarie und er ihre Tochter lebendig zurückerhalten hatten, ohne sagen zu können, welchen Schaden sie während der Entführung genommen hatte.

Als Günther endlich zu seiner Tochter ins Krankenhaus kam und in ihr Zimmer trat, sah er, dass sie gerade schlief. Annemarie stand derweil auf und wies Günther den Weg aus dem Zimmer, um mit ihm zu sprechen.

„Wie geht es ihr?“, fragte er sogleich, doch Annemaries Mimik vermochte ihm nichts zu sagen.

„Die Ärzte sind sich nicht sicher. Der eine meint, dass es vor allem körperliche Schäden sind, während der nächste mir vorhin sagte, dass die Testergebnisse seltsame Ausschläge hätten.“

„Was meinen die mit seltsamen Ausschlägen?“, fragte Günther, doch er ahnte, was diese Nachricht zu bedeuten hatte.

„Sie wissen es nicht. Das Bild ergebe keinen Sinn, sagen sie, sodass sie weiter nach einer Ursache suchen.“ Beide schwiegen für einen Moment, ehe sie Günthers Blick auffing. „Was ist in dem Bunker geschehen?“

„Das kann ich dir nicht sagen!“

„Du musst!“

„Ich weiß! Und irgendwann werde ich es auch. Aber nicht heute! Nicht hier. Nicht jetzt!“

„Wann?“

„Ich habe keine Ahnung!“, sagte er und musste dabei heftig schlucken.

„So schlimm?“, fragte sie und wandte ihren Blick ab, der sich unmittelbar danach mit Tränen füllte.

„Schlimmer! Viel schlimmer“, presste Günther gedämpft hervor, und Annemarie ließ es zu, dass er sie in seine Arme nahm und an sich drückte. „Morgen erzähle ich es Kossowsky, aber vorher dir! Ich hoffe, dass es schnell vorbeigeht.“

„Es muss schnell vorbeigehen! Es muss!“

„Ich weiß! Ich kann es dir nur nicht versprechen!“